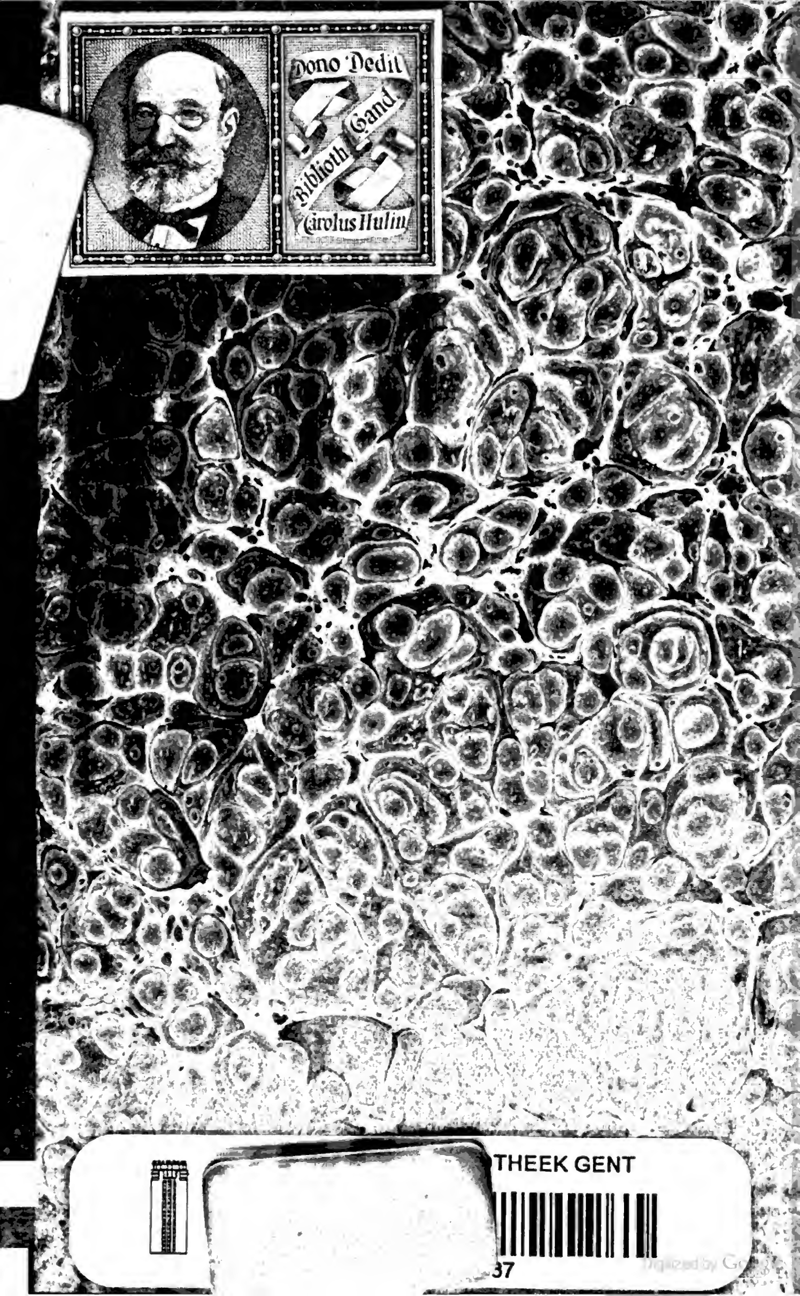
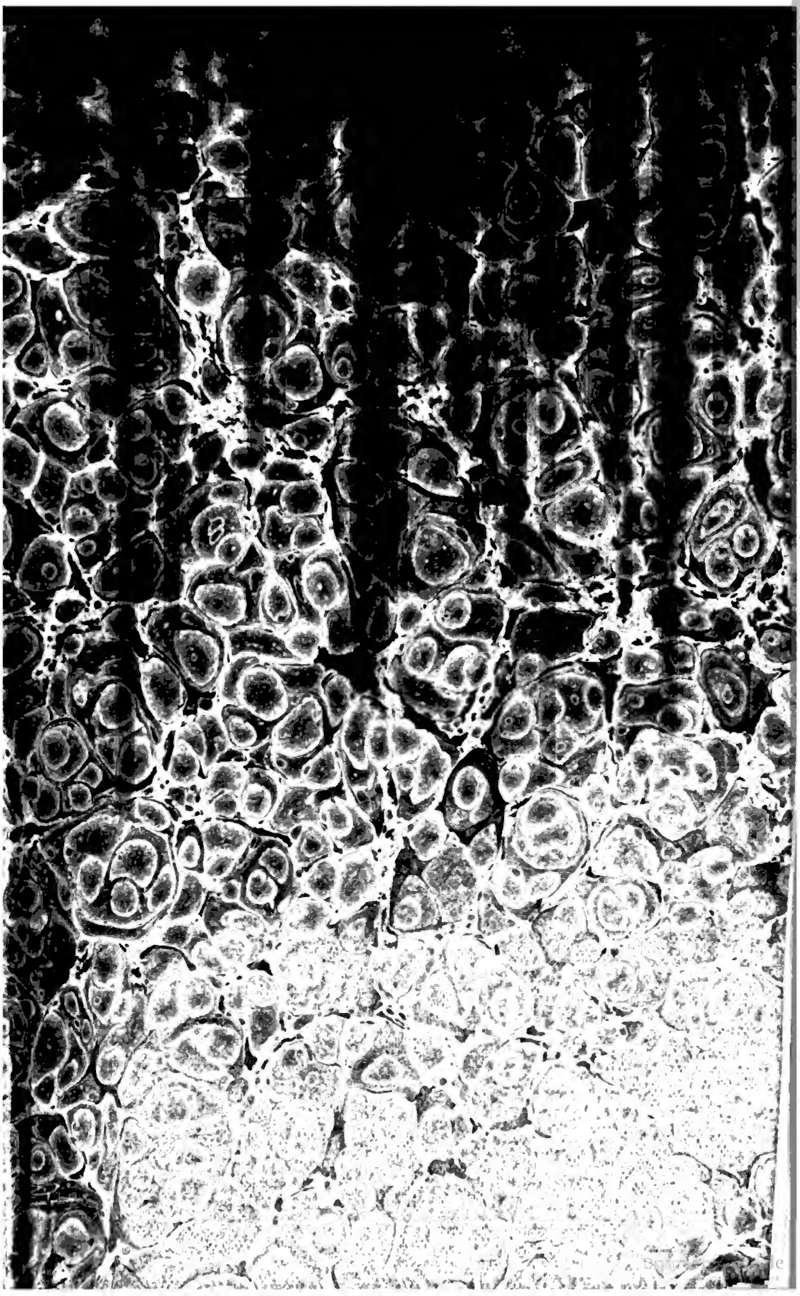



Dono Dedit
Biblioth Gand
Carolus Hulin
THEEK GENT
37



Acc 32617

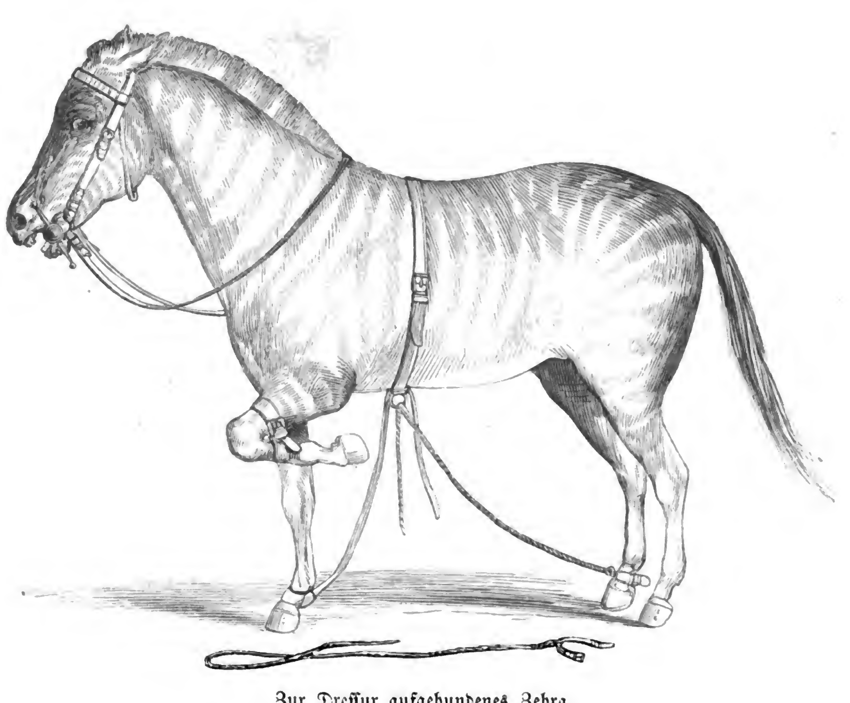
Die Kunst

des

Pferdebändigens und der Pferdedressur

nebst Anleitung

zum Einfahren und zum Zureiten der Pferde.



Zur Dressur aufgebundenes Zebra.

Die Kunst
des
Pferdebändigens und der Pferdedressur
nebst Anleitung
zum Einfahren und zum Zureiten der Pferde

von

J. S. Rarey.

Vierte Auflage.

Mit ausführlichen Erläuterungen und Zusätzen nach den mündlichen Unterweisungen Rarey's

durch

den Secretair der ersten Rarey-Subscription von 5000 Guineen.

Aus dem Englischen.

Mit 8 größeren und 14 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1858.



Vorwort zur ersten Auflage.

Bei dem Aufsehen, welches die von dem Amerikaner Rarey in letzter Zeit erzielten Resultate bei der Bändigung und Dressur wilder und widerspenstiger Pferde gemacht haben, wird eine deutsche Uebertragung des vorliegenden, soeben in London erschienenen Werkchens allen Züchtern, Kennern und Liebhabern von Pferden erwünscht sein. Um uns von der Echtheit der Veröffentlichung zu überzeugen, haben wir eine dahin zielende Anfrage in London gestellt und die Antwort erhalten, daß Rarey, obgleich wiederholt öffentlich aufgefordert, keine Gegenerklärung abgegeben habe.

Braunschweig, den 8. Juli 1858.

Die Verlagshandlung.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Indem wir eine zweite Auflage der Uebertragung des Rarey'schen Werkchens veranstalten, müssen wir derselben vorausschicken, daß sich seit dem Erscheinen der ersten Auflage Mr. Rarey nun wirklich als Verfasser der Schrift öffentlich bekannt und erklärt hat, dieselbe enthalte die Grundzüge der von ihm angewandten Methode. Das Publikum

Vorwort zur ersten Auflage.

Bei dem Aufsehen, welches die von dem Amerikaner Rarey in letzter Zeit erzielten Resultate bei der Bändigung und Dressur wilder und widerspenstiger Pferde gemacht haben, wird eine deutsche Uebertragung des vorliegenden, soeben in London erschienenen Werkchens allen Züchtern, Kennern und Liebhabern von Pferden erwünscht sein. Um uns von der Echtheit der Veröffentlichung zu überzeugen, haben wir eine dahin zielende Anfrage in London gestellt und die Antwort erhalten, daß Rarey, obgleich wiederholt öffentlich aufgefordert, keine Gegenerklärung abgegeben habe.

Braunschweig, den 8. Juli 1858.

Die Verlagshandlung.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Indem wir eine zweite Auflage der Uebertragung des Rarey'schen Werkchens veranstalten, müssen wir derselben vorausschicken, daß sich seit dem Erscheinen der ersten Auflage Mr. Rarey nun wirklich als Verfasser der Schrift öffentlich bekannt und erklärt hat, dieselbe enthalte die Grundzüge der von ihm angewandten Methode. Das Publikum

wird somit den aufgestellten Lehren um so größere Beachtung und um so ungetheilteres Interesse zuwenden können, als jeder Zweifel an der Authenticität derselben beseitigt ist.

Daß eine zweite Auflage fast unmittelbar nach dem Erscheinen der ersten nöthig geworden ist, spricht für das große Interesse, welches das betreffende Publikum an Mr. Rarey's Kunst nimmt, die jetzt Jedermann offen vorliegt.

Braunschweig, den 28. Juli 1858.

Die Verlagshandlung.

Vorwort zur dritten Auflage.

Das Interesse, welches man den Leistungen des Mr. Rarey in der Pferdedressur und seinen dahin einschlagenden, verständigen und geistreichen Lehren in allen Weltgegenden zuwandte, hat sich noch erhöht von dem Augenblicke an, wo man keinen Zweifel mehr über die Echtheit der Veröffentlichung jener Lehren hegen durfte. Dieses beweist gewiß hinreichend der Umstand, daß nach noch nicht vollen zwei Wochen seit dem Erscheinen der zweiten auch noch eine dritte Auflage der Uebertragung des Rarey'schen Werkchens nöthig geworden ist.

Braunschweig, den 9. August 1858.

Die Verlagshandlung.

Vorwort zur vierten Auflage.

Rarey's Werkchen über die Kunst der Pferdebändigung und Pferdedressur hat aller Orten ein solches Interesse erregt, daß wir von der durch uns veranstalteten Uebertragung desselben in kurzer Zeit drei Auflagen besorgen mußten. Und dennoch ist diese Schrift eigentlich nur als ein Leitfaden für die Schüler des Meisters zu betrachten, welcher erst dadurch seinen vollen Werth und Nutzen erhält, daß die kurz aufgestellten Regeln mit Rücksicht auf ihre Anwendung durch den Unterricht näher erläutert und weiter ausgeführt werden. Für diejenigen nun, welchen sich nicht die Gelegenheit bietet, den Lectionen des berühmten Pferdebändigers persönlich beizuwohnen, hat ein Schüler Rarey's, der Secretair der ersten Rarey-Subscription, es unternommen, den einzelnen Lehren des Werkchens durch Erläuterungen und Ausführungen, sowie durch viele bildliche Darstellungen, ihre eigentliche Bedeutung zu geben und die Möglichkeit einer practischen Anwendung derselben herbeizuführen. Indem wir nun hiermit dem Publicum die vierte auf solche Weise bereicherte Auflage der erwähnten

Schrift übergeben, zweifeln wir nicht, daß dieselbe von allen Züchtern, Kennern, Händlern und Pferde-Liebhabern aus dem Civil- und Militairstande — wie wir denn die Herren Cavallerie-Officiere ganz besonders auf die Schrift aufmerksam machen — der größten Aufmerksamkeit gewürdigt und selbst von denen als eine nothwendige Ergänzung anerkannt werden wird, welche sich bereits mit den ersten Auflagen vertraut gemacht haben. Wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf die Lehren über das Zureiten der Pferde, über das Reiten der Damen und über Geschirr und Sattelzeug, welche durchaus Neues und im höchsten Grade Beherzigenswerthes enthalten. Die letzten Capitel des Buches, welche über die Gesundheitspflege des Reiters und Jägers, über Jagdwesen (Hetzjagden) und über die Ponyzucht in Exmoor handeln, werden für den Leser eine willkommene und interessante Zugabe sein, während wir zwei Abschnitte, die nichts als specielle Schilderungen einiger englischen Jagden, sowie ein Verzeichniß der im Englischen üblichen Ausdrücke bei der Hundedressur bringen, unberücksichtigt ließen.

Braunschweig, den 18. October 1858.

Die Verlagshandlung.

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Nachschrift.

Erstes Capitel.

Rarey's zuerst in Ohio publicirte Flugschrift. — Erfahrungen aus dem alten System. — Neu gefundene Erfahrungen. — Das Aufbinden des Vorderbeines schon seit vielen Jahren bekannt. — Vergessen und nicht anerkannt. — Bezugnahme auf Capitain Nolan's und Obrist Greenwood's Werke über die Reitkunst. — Dick Christian gelangte nicht bis zur Entdeckung. — Baucher's Plan, ein Pferd niederzulegen. — Madem. Isabel's Peitschen- und Stachel-Sporn-Plan. — Von dem irländischen Besprecher Dan Sullivan. — Die gewöhnlichen Arten, halsstarrige Pferde zu bändigen. — Hungern. — Arzeneimittel. — Schlaflose Nächte. — Aderlassen. — In's Ohr beißen. — Geschichte des Kentischen Kutschers. — Ellis' System. — Werth des Rarey'schen Systems im Vergleich mit dem Systeme der gewöhnlichen Pferdebändiger. — Vergleich mit den in Australien und Arabien gebräuchlichen Systemen. — Erklärung des südamerikanischen Verfahrens. — Eine französische Methode. — Des Neapolitaners Grisoné Rath. — Goodenough entdeckt Rarey's Verdienst. — Besuch in Canada. — In England. — Lord Alfred Paget. — Sir Richard Airey. — Das System wird denselben bekannt gemacht. — Dem Jos. Anderson. — Den Herren Tattersall. — Sir Matthew Ridley's Rappe gebändigt. — Subscriptionsliste von 500 Pfdstrl. eröffnet. — Stafford gebändigt. — Beschreibung davon. — Unterweisung der Lords Palmerston, Granville u. s. w. begonnen. — Cruiser gebändigt. — Dessen Geschichte. — Enthusiasmus bei Cruiser's Vorführung. — Das System von dem Earl v. Jersey und

Sir Tatton Sykes gebilligt. — Schluß der ersten Subscriptionsliste. — Anekdote von Gurney's Füllen. — Schilderung der Persönlichkeit Rarey's.

J. S. Rarey ist ein Farmer aus Ohio in den Vereinigten Staaten. Er schrieb vor 5 Jahren das kleine Buch, welches der folgenden vollständigen Darstellung seines Systems zum Grunde liegt, der wir außerdem Illustrationen beigefügt haben, die zu der Erklärung der Mittel nothwendig sind, welche er jetzt zur Bändigung auch der widerspänstigsten Thiere anwendet. Ohne diese Erklärungen würde es für Jeden, der nicht den Vortheil genossen hat, Rarey's mündliche Auseinandersetzungen zu hören, ausnehmend schwierig sein, das in Rede stehende System mit Erfolg oder auch nur mit einiger Sicherheit durchzuführen. Das ursprüngliche Werk enthält nur die Umrisse der Kunst, die seitdem durch weitere fünfjährige Studien und durch die Praxis vervollkommnet worden sind. Der Verfasser revidirte aus sehr augenfälligen Gründen seinen ersten Entwurf nicht.

Rarey lebte ziemlich unbekannt, indem er sein System für einige Dollars in Ohio und Texas lehrte, solches aber nie in den großen Städten, oder in den vom Meere begrenzten Districten der Vereinigten Staaten that. Hatte er seine Kunst irgend einem Schüler mitgetheilt, so verpflichtete er ihn zum Bewahren des Geheimnisses und händigte ihm ein Exemplar seiner kleinen Schrift ein. Er dachte damals noch nicht daran, daß er einst der große Löwe der Londoner Saison werden und von englischen Subscribenten beinahe 20,000 Pfdstrl. erhalten würde. Wir müssen

hier bemerken, daß in der amerikanischen Originalausgabe die Procedur des Beinaufbindens in einem Capitel beschrieben wird, und einige Seiten weiter in einem anderen Capitel die des Niederlegens eines Pferdes, ohne daß weder die Schwierigkeiten, noch die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, noch auch die außerordentlichen Resultate mit derjenigen Klarheit geschildert worden sind, welche ihre Wichtigkeit erheischt.

Rarey hat jetzt sehr zweckmäßig seine Subscribenten von dem zur Bewahrung des Geheimnisses mit ihm geschlossenen Vertrage entbunden, und es ist nun in jeder Hinsicht wichtig, daß dies schätzbare System, Pferde gelehrig und fromm, zu Miethpferden, Kriegsrossen, Damenzeltern, Kutschpferden oder zum sicheren Transporte von Alten, Verkrüppelten oder Kranken geeignet zu machen, zur Kenntniß sowohl der Tausende gebracht werde, deren Geschäft auf dem Umgange mit Pferden beruht, als auch jener großen Classe von Leuten, die bei Verfolgung ihrer equestrischen Liebhabereien Sparsamkeit beobachten müssen. Außerdem wird Rarey's Kunst jedenfalls für Pferdezüchter und Stallbedienten immer von dem größten praktischen Nutzen sein.

Uebrigens hat das System auch Manches dazu beigetragen, die Unwissenden auf neue grausame Mittel zu bringen. So bindet man z. B. das Bein eines Pferdes in die Höhe, und dann fangen die nicht völlig Eingeweiheten an, das so verstümmelte Thier ins Bockshorn zu jagen, statt es mit freundlicher Milde zu behandeln.

Ehe wir in die Einzelnheiten des Rarey'schen Sy-

stems eingehen, dürfte es vielleicht interessant sein, einen Ueberblick der Thatsachen zu geben, welche Rarey in seine gegenwärtige, wohl verdiente Stellung als unbesieglichen Pferdebändiger sowohl, wie als Reformator des ganzen modernen Systems der Pferdedressur gebracht haben — eine Stellung, die demselben von allen Sachverständigen der Jetztzeit einstimmig zuerkannt wird.

Rarey richtete von seiner frühesten Jugend an in den Vereinigten Staaten Pferde ab, und dressirte häufig fünf- oder sechsjährige Rosse, die bis zu jenem Alter wild umhergelaufen waren.

Zuerst wandte er die alte englische Bereitermethode an und zerbrach sich im Verlaufe seiner Abenteuer jeden Knochen fast einmal, denn sein Muth war größer als seine Kenntnisse. Aber das alte Verfahren befriedigte ihn nicht; er erkundigte sich bei wandernden Pferdekünstlern und Circusbereitern nach ihrer Methode (er mag vielleicht selbst einmal bei einer Kunstreitergesellschaft engagirt gewesen sein) und las jedes Buch, dessen er habhaft werden konnte. Durch Forschen und Studiren fand er — wie er in einer seiner Ankündigungen sagt — den Plan und die Grundsätze seines gegenwärtigen Systems.

Das Verfahren, welches er anwendet, ein Füllen oder Pferd vollständig in seine Gewalt zu bringen, ist nicht durchaus neu, obgleich es möglich ist, daß er es neu gefunden und sicher sehr verbessert hat. Die russischen (d. i. kurländischen) Kunstreiter haben schon vor langer Zeit gewußt, wie man mit einer Hand, durch Aufbinden des einen Vorderbeins und plötzliches Hinwegziehen des andern mit-

telst eines Strickes, ein Pferd zum Niederlegen bringt. Dies Stück wurde bereits vor über vierzig Jahren in England prakticirt und wieder vergessen. Daß man dieser Methode, ein Pferd niederzuwerfen, keine Wichtigkeit beilegte, beweist die Thatsache, daß in keinem der während der letzten zwanzig Jahre publicirten zahlreichen Werke über Reitkunst darauf Bezug genommen wird. Sie ist indessen sehr ausführlich in einem alten, im Büreau des Stamford'schen Mercur erschienenen Almanache beschrieben worden, der sich im Besitz des Obristlieutenants Lord Burghersh, Adjutanten des Herzogs von Cambridge, befindet. Als Starkey, ein Wiltshirer Farmer, Züchter und Wettrennreiter, zum ersten Male Rarey operiren sah, sagte er: »Ei, ich wußte schon vor Jahren ein Pferd auf jene Weise niederzuwerfen, aber ich kannte den Nutzen davon nicht und war immer in zu großer Eile!« Lord Berners, welcher mit den alten und neuen Reitschulmethoden gleich gut bekannt ist, machte beinahe dieselbe Bemerkung gegen mich.

Der Capitain Nolan, der bei Balaklava fiel, in einem ungarischen Regimente in österreichischen Diensten, nachher in unserm eigenen Dienste in Indien stand und Rußland, Frankreich, Dänemark und Süddeutschland besuchte, um Materialien zu seinem Werke über »die Geschichte der Cavallerie und Pferdedressur« zu sammeln, bezieht sich, obgleich er mit der goldenen Regel beginnt, die der große griechische Pferdekenner Xenophon vor mehr als tausend Jahren aufstellte: »Pferde müssen nicht mit Härte, sondern mit Sanftheit belehrt werden«, bei-

läufig in einem Auszuge aus Baucher's großem Werke, das sofort citirt werden wird, auf einen Plan, ein Pferd nieder zu werfen, aber er legt keine Wichtigkeit darauf und kannte offenbar die Begründung des Rarey'schen Systems durchaus nicht.

Der talentvolle Obrist Greenwood, welcher in der Manege der Haute Ecole und in dem Style der englischen Hunting-Fields gleich gut bewandert war, giebt keinen Wink über eine Methode, welche die Zeit zum Bändigen der Füllen von Monaten auf Stunden reducirt und die Dressur von fünf Pferden unter sechs lediglich zu einer Geduldssache von einigen Wochen macht.

Die Sportjournale Englands und Amerikas waren so vollständig auf der unrechten Fährte, als sie über Rarey's Methode Vermuthungen anstellten, daß sie alten Recepten von Oelen und Riechdosen zum Zwecke der Pferdebändigung Glauben schenkten.

Dick Christian — ein Genie in seiner Weise — auf dem Pferde, was Geduld und Muth betrifft, wohl von Keinem erreicht, aber ohne Lust zum Lesen und ohne Talent zum Generalisiren, pflegte wilde Pferde durch Aufbinden eines Vorderfußes zeitweilig brauchbar zu machen, und machte aus wasserscheuen Thieren gute Wasserspringer, indem er sie das Wasser riechen und durchwaten ließ. So näherte er sich der Rarey'schen Methode sehr, aber er fand das Band der Erkenntniß nicht, welches ihn von jenen Proceduren aus sicher weiter geführt haben würde.

M. Baucher aus Paris (in der amerikanischen Ausgabe irrthümlich Faucher gedruckt), eine bedeutende moderne Au-

torität für Pferde-Dressur und feines Schul-Reiten, bei welchem unsere ersten englischen Cavallerie-Generale gelernt haben — unter anderen zwei begeisterte Schüler Rarey's, Lord Vivian und General Laurenson, Commandeur der Cavallerie zu Aldershott — erklärte, Rarey's System sei nicht nur »sehr werthvoll«, sondern auch »ihm ganz neu.«

Nachdem Rarey fünf- oder sechshundert Subscribenten unterrichtet hatte, von denen natürlich einige mit ihren Frauen theilnahmen, fing Mr. Cooke vom Astley-Theater an, eine Methode zu zeigen, wie man ein Pferd zum Niederlegen bringen könne, welche mit Rarey's System so viel Aehnlichkeit hat als Buckstone's oder Keeley's Travestie des Othello mit einer ernsten Durchführung der Rolle durch einen tragischen Schauspieler ersten Ranges. Cooke wurde, indem er an einem über des Pferdes Rücken geworfenen Riemen zog, mehr als einmal durch das Ausstrecken des Vorderbeines niedergeworfen, bis er durch längere Praxis erfahrener wurde.

Der Beweis, daß die Kunstreiter weder Rarey's System noch die dadurch zu erzielenden Resultate kannten, ist in der That in dem Umstande zu finden, daß es ihnen beständig mißlang, unfolgsame Pferde zu bändigen, die ihnen zu diesem Zwecke übersandt wurden.

Einer meiner Freunde, ein ausgezeichneter Ingenieur, schickte vor etwa zwei Jahren ein Pferd zu Astley's, welches ihm zweihundert Pfund gekostet hatte und durch die Angewohnheit, an den Ecken der Straßen stillzustehen und sich zu bäumen, unbrauchbar geworden war, aber es wurde eher in einem schlimmeren als in einem besseren Zustande zurückgesandt und für vierzig Pfund verkauft. Sechs Lehrstunden

von Rarey würden wenigstens zeitweilige Fügsamkeit herbeigeführt haben.

Baucher sagt in seiner »Méthode d'Equitation«, indem er von der Ueberraschung spricht, die er durch die von seinen dressirten Pferden ausgeführten Stücke hervorgerufen habe: Nach der Meinung Einiger war ich ein neuer Carter*), indem ich meine Pferde dadurch bändigte, daß ich sie der Ruhe und Nahrung beraube; Andere behaupteten, daß ich an ihre Beine Stricke bände und sie in der Luft aufhinge; Andere vermutheten wiederum, ich verblende sie durch die Kräfte des Auges, und andere Zuschauer stritten, als sie meine Pferde (Partisan, Capitain, Neptun und Baridan) im Takte zu meines Freundes Paul Cuzent's reizender Musik arbeiten sahen, ernstlich dafür, daß die Pferde ein treffliches Ohr für Musik hätten und still ständen, wenn die Clarinetten und Posaunen zu tönen aufhörten, kurz, daß die Musik mehr über das Pferd vermöge, als ich; daß das Thier einem C oder G oder Staccato gehorche und meine Hände und Beine nicht in Betracht kämen.

»Sollte man sich denken, daß solcher Unsinn von Leuten ausging, die für Pferdekundige galten?

»Doch scheint durch diesen Unsinn, obwohl er dem, der über Rarey gesprochen wurde, in mancher Hinsicht ähnelt, ein Pariser Veterinair-Arzt bewogen zu sein, seinen Ruf durch Anpreisung von Oelen und scharfen Gerüchen bloßzustellen.«

---

*) Carter, ein Künstler von Van Amburgh's Gesellschaft.

Baucher giebt dann ferner seine von ihm sogenannten sechszehn »Airs de Manège,« welche seinem Wissen als rationellen Reiters, der seine Hände und Beine gebraucht, zur höchsten Ehre gereichen. Später fährt er fort: »Nur mit Widerwillen veröffentliche ich die Mittel, wie man ein Pferd zum Knien, Hinken, Niederlegen und zum Sitzen auf den Hüften bringt, — in die Stellung, die man auch »Cheval gastronomic« oder »das Pferd bei Tische« nennt. Diese Arbeit ist herabwürdigend für das arme Thier und schmerzlich für den Abrichter, der in dem armen zitternden Geschöpfe nicht mehr den stolzen feurigen Renner voll Energie und Muth sieht, welchen er mit so großem Vergnügen dressirte.

»Um ein Pferd zum Niederknien zu bringen, binde man das Fesselgelenk an das Knie, befestige eine längere Leine an dem anderen Fesselgelenk, lasse diese straff halten und schlage das Bein mit der Gerte; im Augenblicke, wo das Pferd es vom Boden erhebt, ziehe man an der Leine, um das Bein zu biegen. Das Pferd kann nicht anders — es muß auf die Knie fallen. Man hätschele nun das Thier in dieser Lage und lasse es frei von allen Hindernissen aufstehen.

»Sobald es dies ohne Schwierigkeit thut, gebrauche man die Leine nicht mehr, lasse vielmehr beide Beine in Freiheit; schlägt man es darauf mit der Gerte über das Bein, so wird es verstehen, daß es niederknien soll.

»Ist es auf den Knien, so lasse man es seinen Kopf gehörig nach der dem Reiter abgewandten Seite kehren und ziehe, indem man es mit dem linken Zügel stützt, den rechten herunter nach dem Nacken zu, bis es nach der dem Reiter zugewendeten Seite hinfällt; liegt es der vollen Länge nach

am Boden, so kann man es nicht genug liebkosen; man halte dabei seinen Kopf, damit es sich nicht zu plötzlich, oder ehe man es wünscht, erhebt. Man kann dies bewirken, indem man den rechten Fuß auf die Zügel setzt; dadurch hält man die Nase des Pferdes vom Boden entfernt und beraubt es so der Kraft, sich mit Erfolg zu sträuben. Seine jetzige Lage muß man benutzen, um es sich in der Stellung des »cheval gastronomic« auf seine Hüften setzen zu lassen.«

Der Unterschied zwischen dieser und Rarey's Methode, ein Pferd zum Niederlegen zu bringen ist so groß, wie der zwischen Franklin's Drachen und Wheatstone's elektrischem Telegraphen, und der Erste, welcher das Verdienst unseres Amerikaners anerkannte, war eben Baucher.

Die Cavallerie-Autoritäten dachten so wenig daran, daß ein Pferd ohne Strenge dressirt werden könne, daß während des Krimmkrieges ein Fräulein Isabel mit bedeutenden Empfehlungen von dem französischen Kriegsminister nach England kam und unter beträchtlichen Kosten einige Monate lang in Maidstone beschäftigt wurde, eine Anzahl Pferde durch ihr System zu verderben, dessen Grundzüge in einem stummen Jockei (einer Strohpuppe) und einem gewaltigen an einer Peitsche befestigten Stachel bestanden!

Allerdings wurde Fräulein Isabel's Experiment gegen den Wunsch des verstorbenen Generals Griffiths, des Vorstandes des Cavalleriedressur-Departements, angestellt; aber es ist nicht weniger wahr, daß einflußreiche Cavallerie-Offiziere eine Verbesserung der Pferdedressur in einem geschickten Gebrauche der Peitsche und des Sporns gesucht haben.

Von Alexanders des Großen Zeit an bis herunter zu den Northumberland'schen Pferdezureitern hat es Beispiele von muthigen Männern gegeben, die im Stande gewesen sind, außerordentliche Dinge mit Pferden zu verrichten. Aber sie können in zwei Classen getheilt werden, von denen weder die eine noch die andere im Stande gewesen ist, ein System für den gewöhnlichen Reiter zu ersinnen.

Die eine Classe verließ und verläßt sich auf den persönlichen Einfluß über untergeordnete Thiere. Sie erschreckt, unterjocht und versöhnt durch das Auge, die Stimme und die Berührung, gerade wie oft kokette Damen, die nicht mit großen persönlichen Reizen begabt sind, die weisesten Männer bezaubern und verrathen.

Die andere Classe verläßt sich auf scharfe Strafen, auf Verdummung durch Droguen und ähnliche Auskunftsmittel, um ein einstweiliges Uebergewicht zu erlangen.

In einem im Jahre 1664 gedruckten, von Nolan erwähnten Werke finden wir eine Darstellung des traurigen Schicksals eines genialen Pferdebändigers. Ein Neapolitaner, Namens Pietro, besaß ein kleines Pferd, das Mauroco hieß, ohne Zweifel ein Berber oder Araber, dem er viele Kunststückchen beigebracht hatte. Es legte sich auf ein Zeichen seines Herrn nieder, kniete und machte so viele Sprünge, wie sein Herr ihm befahl. Es setzte über einen Stock und durch Reife, brachte der Person, die Pietro bezeichnete, einen Handschuh und machte tausend possierliche Dinge. Pietro bereiste den größten Theil des Continents, aber leider hielten ihn die Leute, als er durch Arles kam, in jenem glaubenseifrigen Zeitalter für einen Hexenmeister

und verbrannten ihn und den armen Mauroco auf dem Marktplatze. Wahrscheinlich hat Victor Hugo diesem Vorfalle die Katastrophe Esmeralda's und ihrer Ziege entnommen.

Dan Sullivan, welcher vor ungefähr funfzig Jahren florirte, war der größte Pferdebändiger, dessen wohl in neuerer Zeit Erwähnung geschieht. Sein Triumph fing damit an, daß er in Mallow spottbillig ein Dragonerpferd kaufte, welches so wild war, »daß es durch ein Loch in der Wand gefüttert werden mußte«. Nach einer von Sullivan's Lectionen zog das Thier ganz ruhig einen Karren durch Mallow und blieb noch Jahre lang nachher ein wahres Muster von Sanftmuth. In der That, für Maulthiere oder Pferde genügte eine halbstündige Lection Sullivan's, aber in anderen Händen hatten sie wieder Rückfälle. Sullivan's eigene Erzählung über sein Geheimniß sagte, daß er dasselbe ursprünglich von einem lebensmüden Soldaten gekauft habe, der nicht einmal so viel Geld mehr gehabt habe, um die Halbe Porter, die er getrunken, zu bezahlen. Der Wirth wollte einen Theil seines Gepäcks als Pfand zurückbehalten, als Sullivan, der in der Schenkstube saß, betheuerte, er würde nie einen Hungrigen Mangel leiden sehen und dem Soldaten ein so tüchtiges Frühstück gab, daß dieser in seiner Dankbarkeit ihn beim Scheiden auf die Seite zog und ihm das enthüllte, was er für ein indisches Zaubermittel hielt.

Sullivan nahm nie Schüler an und versuchte, so viel ich erfahren konnte, nie, Füllen durch seine Methode zu dressiren, obgleich das sonst ein einträglicheres und nütz-

licheres Geschäft ist, als störrische Pferde zu trainiren. In einem Artikel über Pferdebändiger in den »Household's Words« liest man, daß Sullivan so eifersüchtig auf seine Begabung war, daß nicht einmal der Priester von Ballyclough ihm das Geheimniß im Beichtstuhle entlocken konnte. Sein Sohn pflegte gern, sich rühmend, zu erzählen, wie Se. Ehrwürden dem Vater, als beide auf der Straße nach Mallow zu geritten, begegnet sei und ihn beschuldigt habe, ein Genosse des Bösen zu sein, und wie dann der Besprecher (whisperer) des Priesters Gaul unter einen Zauber gebannt habe und ihn auf Feldwegen so lange habe anhaltend gallopiren lassen, bis der Geistliche verzweiflungsvoll gelobt habe, sich hinfüro nie wieder um Sullivan zu kümmern. Sullivan hinterließ drei Söhne; nur einer übte jedoch seine Kunst mit unvollkommenem Erfolge bis zu seinem Tode aus; keiner der andern machte Anspruch auf eine Kenntniß derselben. Einer davon richtet bis auf den heutigen Tag in Mallow Pferde ab.

Rarey's Ruf brachte eine Menge Provinzial-Pferdebändiger zum Vorschein, und unter Andern eröffnete ein Großsohn Sullivan's unter den Auspicien des Marquis von Waterford die Schranken, um seines Großvaters Kunst der Rossebändigung zu lehren. Man kann nicht unterlassen zu fragen, warum, wenn die gedachte Kunst von irgend einem Werthe gewesen sei, dies nicht schon längst geschehen war?

Die in Irland und England hergebrachten Arten, ein halsstarriges Füllen oder ein tückisches Pferd zu bändigen, beruhen entweder auf einem entschlossenen Reiter mit Peitsche und

Sporen und auf heftiger Behandlung, oder auf Hungern, Arznei und schlaflosen Nächten. Durch diese Mittel bändigte vor zwanzig Jahren der wohlbekannte Reitersmann Battley, der Schuhmacher, ein herrliches Vollblutpferd, das allen Anstrengungen sämmtlicher Bereiter der königlichen Cavallerieregimenter getrotzt hatte.

In deutschen Büchern über Reitkunst ist das Aderlassen zur Bändigung eines wilden Pferdes empfohlen worden. In der Familie Robinson Crusoe besiegt der Familienvater sein Quagga durch einen Biß ins Ohr, und jeder Hufschmied weiß, wie er ein Pferd am Ohre oder der Nase zwicken muß, um es bei einer Operation ruhig zu halten. Ein gewisser Mr. King zeigte vor einigen Jahren ein gelerntes Pferd, welches er, wie er sagte, dadurch gebändigt hatte, daß er einen Nerv seines Mauls zusammengekniffen habe, den er den »Susceptibilitätsnerv« nannte.

Der Verfasser des bereits erwähnten Artikels in »Households Words« erzählt, wie ein Kutscher in Kent, der von seinen Pferden völlig tyrannisirt wurde, sich einen professionirten Besprecher zu Hülfe gerufen habe. Nach dessen geisterhaftem Verkehr wären die Pferde zwei Monate lang kleinmüthig gewesen, dann aber seien ihre Tücken zurückgekehrt, und der Kutscher selbst habe sofort den Stall dunkel gemacht und habe, wie er es nannte, eine kleine Unterhaltung mit ihnen gepflogen, welche sie wieder auf zwei Monate zur Raison gebracht habe. Er schien das System indessen nicht so ganz zu billigen und bekannte geradezu, daß es grausam sei. Schrot den Pferden in die Ohren stecken, ist ein altes, dummes, schädliches Verfahren unwissender

Fuhrleute, um alte Thiere zu curiren — es curirt und tödtet sie zugleich.

Das letzte, ebenfalls vorübergegangene System, welches einen gewissen Grad von Popularität erreichte, war das aus den Prairien des Westens von Mr. Ellis vom Trinity College in Cambridge zu uns herübergebrachte, welches darin bestand, daß man einem Füllen oder Büffelfüllen in die Nasenlöcher hauchte, während seine Augen verhüllt waren. Aber obgleich diese Operation auf einige Thiere eine beschwichtigende Wirkung zu üben schien, so schlug sie doch bei andern gänzlich fehl.

Es kann nur wenig Zweifel herrschen, daß die meisten jener geheimnißvollen »Pferdebesprecher« sich zur Bändigung wilder Pferde theils auf den schon erwähnten speciellen persönlichen Einfluß verließen, theils auf einige jener grausamen Methoden, die Thiere einzuschüchtern. Man hat sogar bemerkt, daß Idioten bisweilen die wildesten Pferde und Bullen regieren und die schlimmsten Hunde auf den ersten Blick beschwichtigen können.

Der Werth des Rarey'schen Systems besteht in der Thatsache, daß es, ausgenommen zur Bändigung überaus bösartiger und starker Pferde, einem Pflugknaben von dreizehn oder vierzehn Jahren gelehrt und von diesem mit Erfolg in Anwendung gebracht werden kann.

Es erfordert zwar Geduld, Kenntniß des Umgangs mit Pferden und Kaltblütigkeit, aber das wirkliche Werk selbst ist mehr eine Sache der Geschicklichkeit als der Stärke. Es sind nicht nur Knaben von 40 bis 48 Pfund Gewicht tüchtige Rossebändiger geworden, sondern auch Damen von

hohem Range haben im Verlaufe von zehn Minuten feurige Vollblutpferde besiegt und zu todtähnlicher Ruhe gebracht.

Indem wir über Rarey's Verfahren reden, wollen wir daher unsere Zeit nicht mit Grübeln über ein Mittel zur Besiegung seltner Ausnahmen — unheilbar wilder Pferde — verschwenden, sondern die Grundsätze eines allgemein anwendbaren Systems erwägen, wodurch Pferde mit einer bisher nicht gekannten Schnelligkeit für den Gebrauch des Menschen gebändigt und dressirt werden, und zwar zu so vollkommener Fügsamkeit, wie sie, außer etwa bei alten Lieblingspferden, selten zu finden ist.

Die in Arabien und Australien üblichen Systeme bilden zwei Extreme. In Australien, wo die Leute stets in Eile sind, besteht die gewöhnliche Art, Pferde in dem »Busche« zu dressiren, darin, daß man sie zur Ruhe reitet, d. h. daß der Mensch es so lange mit dem Pferde aufnimmt, bis letzteres nachgiebt, jedenfalls wenigstens für den Augenblick sich fügt. Das Resultat ist, daß neun Zehntheile der australischen Pferde tückisch und insbesondere dem bösen Bocken ergeben sind. Dieser schlimme Fehler besteht in einer Reihenfolge von Sätzen mit allen Vieren, wobei das Thier mit gebogenem Rücken und steifen Gliedern den Kopf so tief wie möglich zwischen die Vorderbeine steckt. Unter hundert Reitern kann kaum einer drei Stöße eines gehörigen Bockspringers aushalten. Charles Barter, einer der tüchtigsten Reiter in den Heythrope Hunt, sagt in seinem Werke »Sechs Monate in Natal«: »wenn mein Pferd seine Bocksprünge begann, stieg ich ab, und ich empfehle Jedem unter gleichen Umständen dasselbe zu thun.«

Die Guachos in den südamerikanischen Pampas fangen ein wildes Pferd mit dem Lasso ein, werfen es nieder, bedecken seinen Kopf mit ihren Ponchos oder Mänteln und schieben, nachdem sie ihm einen ihrer schweren spitzen Sättel aufgelegt haben, aus dem es fast unmöglich ist herauszufallen, in das Maul des armen Thieres eine Kinnkettenstange, die mit einem Rucke die Kinnladen zu zerbrechen vermag, setzen sich mit Radsporen von sechs Zoll Länge auf und reiten das Thier über die baumlosen Ebenen, bis es erschöpft und fast ohnmächtig niedersinkt. So zugerittene Pferde sind aber fast immer bösartig oder dumm. Zuweilen jedoch wenden diese Pampasreiter auch eine mildere Methode an, auf welche ohne Zweifel Rarey theilweise sein System gründete. Nachdem sie ein Pferd mit dem Lasso eingefangen haben, verhüllen sie die Augen desselben mit einem Poncho, binden es fest an einen Pfahl und gürten ihm einen schweren Sattel auf. Das Thier stirbt zuweilen sofort vor Furcht und Wuth; ist dies aber nicht der Fall, so zittert es, schwitzt und fällt nach einer gewissen Zeit vor Schreck und Schwäche nieder. Dann geht der Guacho an das Thier heran, liebkost es, nimmt ihm den Poncho ab und fährt fort, ihm zu schmeicheln; auf diese Weise wird das Pferd, wie man dort behauptet, dankbar und anhänglich an den Mann, weil er es von etwas Furchtbarem befreit hat, und von dem Augenblicke an wird die Dressur leicht und mit Hülfe der langen Sporen in einigen Tagen vollendet. Diese Procedur muß übrigens eben so viele Pferde verderben, als sie brauchbar macht, und bei nervösen und feurigen Thieren gänzlich mißlingen; denn gerade dieselben Eigenschaften, die

ein Pferd am nützlichsten und schönsten machen, wenn es zweckmäßig dressirt wird, führen es, wenn es noch roh ist, zum hartnäckigsten Widerstande gegen jede heftige Behandlung.

In einem französischen Zeitungsartikel über Rarey's System wird angeführt, daß ein französischer Pferdebändiger im Jahre 1846 eine gute Speculation machte, indem er bösartige Pferde kaufte, die in Frankreich häufiger als in England vorkommen, und sie nach einer Schule von wenigen Tagen vollkommen ruhig wieder verkaufte. Sein Mittel bestand in einer mit Blei ausgegossenen Peitsche, die, so oft ein bösartiges Symptom sich zeigte, ohne Umstände dem Pferde zwischen die Ohren applicirt wurde. Dieser Auskunftsweg war nur eine Wiedererweckung der Methode des Neapolitaners Grisoné, den man im funfzehnten Jahrhundert den Regenerator der Reitkunst nannte, den Vorläufer der französischen Schule, welcher sagt: »Wenn man junge Pferde dressiren will, so bringe man sie in eine kreisförmige Vertiefung; gegen die sensitiven und feurig-muthvollen sei man sehr strenge und schlage sie mit einem Stocke zwischen die Ohren.« Seine Anhänger banden ihre Pferde in den Reitschulen an die Pfeiler und schlugen sie, um sie dahin zu bringen, sich auf den Vorderbeinen zu heben. Wir billigen heut zu Tage Grisoné's Maximen nicht mehr, aber wir überlassen unsere Pferde doch noch zu oft unwissenden Zureitern, welche sie unverständig behandeln.

Nur die Araber, die sich mit der Erziehung ihrer Pferde nicht zu beeilen brauchen, und die mit denselben wie wir mit unseren Schoßhunden umgehen, dressiren ihre Füllen

allmälig mit geduldiger Freundlichkeit und ergreifen nur strenge Maßregeln, um die Thiere das Gallopiren und schnelle Pariren zu lehren. Aus diesem Grunde sind die arabischen Pferde überaus fügsam, bis sie in die Hände grausamer Stallbedienten fallen.

Gerade solche Betrachtungen über die Gelehrigkeit und Fügsamkeit der mit Milde erzogenen arabischen Rosse und die Widerspänstigkeit der mit Härte und Rohheit zugerittenen Prairie- oder Pampas-Pferde brachten Rarey auf den Gedanken, das System, welches er wiederholt erklärt und durch lebende Beispiele in seinen Vorlesungen veranschaulicht, in seinem, wenn auch schätzbaren, originellen, doch nicht gehörig durchgearbeiteten Büchelchen aber nur unvollständig auseinandergesetzt hat, noch reiflicher zu erwägen und zu vervollkommnen.

Es ist ein Glück, daß dies Buch seinen Weg nicht eher nach England fand, bis Rarey selbst dort ankam und bei persönlichen Zusammenkünften das Vertrauen und die Mitwirkung unserer ganzen sich für Pferde interessirenden Aristokratie gewann. Denn wäre das Buch erschienen, ohne durch Vorlesungen (oder geschriebene und bildliche Erläuterungen, wie sie diese Ausgabe bringt) unterstützt zu werden, so würde es so viele Unfälle und mißlungene Experimente gegeben haben, daß Rarey große Schwierigkeiten gehabt haben würde, sich Gehör zu verschaffen, und unsere herrlichen Füllen würden noch viele Jahre lang der empirischen Behandlung unwissender Bereiter überlassen geblieben sein.

Ein zufälliger Umstand zog den großen Reformator der Pferdedressur aus der Dunkelheit hervor.

Im Laufe der Reisen, die er als Lehrer der Pferdebändigung unternahm, stieß er auf Mr. Goodenough, einen schlauen, derben Neu-Engländer von der ächten, durch Sam Slik so trefflich geschilderten Yankee-Race, welcher als thätiger Handelsmann in Toronto in Canada ansässig war. In der That »eine Art von Barnum«. Goodenough begriff, daß mit dem Systeme Rarey's Geld zu verdienen sei, ging mit dem Ohio-Farmer einen Vertrag ein, führte ihn nach Canada und erhielt eine Gelegenheit, dessen Talente dem Major Robertson, Adjutanten des Generals Sir William Eyre, Commandeurs der sämmtlichen Streitkräfte in Canada, und durch den Major dem General Sir William selbst anschaulich zu machen, welcher letztere (wie ich bestätigen kann, da ich ihn selbst auf Hetzjagden bewunderte) ein vollkommener Reiter oder enthusiastischer Fuchsjäger ist. Von diesen hohen Autoritäten erhielten die Compagnons Empfehlungsbriefe an das englische Kriegsministerium und an verschiedene dem Hofe attachirte Herren. In einem dieser Empfehlungsbriefe sagt General Eyre, daß das System ihm neu und zu militairischen Zwecken geeignet scheine. Nach seiner Ankunft in England machte Rarey sein System bekannt und war so glücklich, Sir Richard Airey, Generalquartiermeister, Lord Alfred Paget*) und den Obristen Hood (wovon die beiden ersteren als kundige Reiter bekannt sind und der letztere dem Hofe attachirt ist) zu gewinnen und

*) Sohn des verstorbenen Marquis von Anglesea, eines der trefflichsten Reiter seiner Zeit, sogar mit einem Beine, nachdem er das andere bei Waterloo eingebüßt hatte.

ihren thätigen Beistand zu erlangen. Von diesen hochstehenden Herren mit gutem Rathe versehen, wandte sich Rarey an Mr. Joseph Anderson in Piccadilly und sein Factotum, den wohlbekannten George Rice, und bändigte für sie einen Rappen, welcher von Sir Matthew White Ridley als wegen Tücke und Nervenreizbarkeit unreitbar zurückgeschickt worden war. Der nächste Schritt war eine Vorstellung bei den Herren Tattersall in Hyde Park, deren Ruf hinsichtlich ihrer Ehrenhaftigkeit und Geradheit in den schwierigsten Angelegenheiten weltbekannt ist und fast ein Jahrhundert besteht. Mit den wärmsten Empfehlungen und Zeugnissen von Autoritäten wie Lord Alfred Paget, Sir Richard Airey, Oberst Hood u. s. w. in Hyde-Park-Corner eingeführt, veranlaßte Rarey die Herren Tattersall zu einer genauen Prüfung seines Systemes, und diese gewannen die Ueberzeugung, daß die allgemeine Annahme desselben einen unschätzbaren Nutzen für das, was man das große Reit- und Pferdeinteresse nennen könnte, mit sich führen und viele Maßregeln unnöthiger Grausamkeit und Strenge, die jetzt noch aus Unwissenheit der Füllenzureiter und Stallbedienten entspringen, aus dem Wege räumen würde. Sie beschlossen daher mit jener Liberalität, welche diese Firma stets auszeichnete, dem Herrn Rarey ihren vollen Beistand zu leihen, ohne irgend eine Remuneration anzunehmen.

Da das von Rarey angewandte Verfahren so überaus einfach ist, so erhob sich zunächst die Frage, auf welche Weise derselbe wohl honorirt werden könne, wenn er in einer Stadt, wo Hunderte vom Sammeln und Ausbeuten neuer

Erscheinungen leben, lehrend aufträte. Seine früheren Lectionen hatte er in den dünn bevölkerten Districten von Ohio und Texas ertheilt, wo jeder Schüler ein Roßhändler war und das Geheimniß schon um seiner selbst willen bewahrte. Wäre er der Erfinder eines neuen Korkziehers oder eines verbesserten Steigbügeleisens gewesen, so würde ihm ein Patent jenes Monopol gesichert haben, welches viele unschätzbare mechanische Erfindungen allerdings nur sehr unvollständig belohnt. Hätten seine Landsleute mit uns einen gegenseitigen Vertrag über den Schutz des literarischen Eigenthums abgeschlossen, so hätte er sich eine gewisse kleine Einnahme durch eine gedruckte Veröffentlichung seiner Vorlesungen sichern können. Aber sie ziehen es vor, unsere Bücher, ohne Befragen des Verfassers, nachzudrucken, und wir erwiedern gelegentlich dieses Compliment. Im vorliegenden Falle kann jedoch der Autor nicht sagen, daß die britische Nation ihn nicht anständig honorirt habe.

Nach einer Berathung mit Rarey's edlen Gönnern, beschloß man, daß in Hyde-Park-Corner eine Subscriptionsliste ausgelegt werden solle, zu 10 Pf. St. 10 Sh., im Voraus zahlbar für einen jeden Unterzeichner, und daß die Lehrstunden, sobald fünfhundert Subscriptionen erfolgt seien, beginnen sollten, indem jeder Subscribent gleichzeitig einen Vertrag unterzeichnen mußte, durch welchen er sich bei einer Strafe von 500 Pf. St. verpflichtete, Rarey's Methode weder zu lehren noch zu veröffentlichen. Die Herren Tattersall übernahmen es, die Beträge in Verwahrsam zu nehmen, bis Rarey seinen Theil der Ueber-

einkunft *) erfüllt habe, und ich willigte auf das Ersuchen meiner Freunde, der Herrn Tattersall, ein, als Secretair bei diesem Fond zu fungiren. Meine Amtspflichten hörten auf, als die Liste gefüllt war und die Leitung des Geschäftes von jenen Herren am 3. Mai 1858 auf Rarey's Compagnon, den Mr. Goodenough, überging.

Diese Liste wurde am ersten Tage, nachdem Rarey nicht seine Methode, sondern die Resultate seiner Methode an dem berühmten, bereits erwähnten schwarzen oder vielmehr stahlgrauen Pferde gezeigt hatte, bei Mr. Jos. Anderson eröffnet.

Während des Ausfüllens der Liste ging Rarey nach Paris und bändigte dort den bösartigen und wahrscheinlich halbtollen Kutschhengst Stafford **). Es ist nicht allgemein

---

*) Die Liste selbst ist in Hinsicht auf den Rang und die equestrischen Talente der Subscribenten eines der merkwürdigsten Documente, die jemals gedruckt worden sind.

**) Stafford ist ein sechsjähriger Halbbluthengst und ein Kutschpferd. Drei Jahre hindurch befand er sich in dem Gestüte zu Cluny, wo er sich das Renommé eines höchst gefährlichen Thieres verschafft hat. Er sollte in Folge eines Protestes der Züchter aus dem Gestüte entfernt und der Vernichtung preisgegeben werden, denn er hatte sich hartnäckig ein ganzes Jahr nicht anschirren lassen wollen und man hatte ihn sorgfältig in seinen Verschlag einsperren müssen. Auf Jeden, der sich näherte, stürzte er mit beiden Vorderfüßen und geöffnetem Maule los. Man wandte alle möglichen Mittel an, ihn zu bezwingen: man versah ihn mit einem Maulkorbe, man verband ihm die Augen und fesselte seine Beine. Um Rarey's Methode zu prüfen, wurde Stafford nach Paris geschickt, und so hatten sehr viele Personen, einschließlich der Mitglieder des Jockeiklubs, dort Gelegenheit, über seine bösartigen Anlagen zu urtheilen.

bekannt, daß, da er es unterlassen hatte, diesem wilden Thier mittelst des hölzernen Gebisses, das eine der Figuren dieses Buches bildet, das Maul zu sperren, es sich, während der Bändiger seine Beine streichelte, plötzlich umdrehte, dessen Schulter mit seinem Maule faßte, und dem Rarey'schen Systeme bald ein Ende gemacht haben würde, wenn nicht sofort Mr. Goodenough mit einer Heugabel Beistand geleistet hätte.

Die Bändigung des Stafford rief in Paris einen ungeheuren Enthusiasmus hervor, aber 250 Franken waren eine zu große Summe, um in einer Stadt, wo bei Priva-

---

Nachdem Rarey eine Stunde mit ihm allein gewesen war, ritt er auf ihm in die Reitbahn, indem er ihn mit einer gewöhnlichen Trense leitete. Das Aussehen des Pferdes war vollständig verändert, es war ruhig und fügsam. Auch schien seine Fügsamkeit weder aus Furcht noch Zwang zu entspringen, sondern das Ergebniß vollkommenen Vertrauens zu sein. Das Erstaunen der Zuschauer wuchs noch, als Rarey das Pferd abzäumte und das unlängst noch so wilde Thier mit einer bloßen Bewegung seiner Hände und einem Zeichen mit dem Beine, so ruhig leitete, als wäre es ein dressirtes Circuspferd gewesen. Dann im Gallop dahin sprengend, brachte er es mit einem einzigen Worte plötzlich zum Stillstehen.

Rarey schloß seine erste Aufführung damit, daß er auf Staffords Rücken eine Trommel schlug und ihm mit der Hand über Kopf und Maul strich. Gleich darauf wurde Stafford von einem Stallknechte geritten und zeigte unter dessen Händen dieselbe Fügsamkeit.

Beim ersten Versuche gelang es Rarey, ihn mit einer Stute ins Geschirr zu bringen, obgleich er niemals vorher seinen Kopf durch ein Kummt gesteckt hatte, und er ging so ruhig wie das beste eingefahrene Kutschpferd in Paris. Rarey schloß damit, daß er einen sechsfachen Revolver von seinem Rücken abfeuerte. Pariser Illustrirtes Journal.

ten so wenig Lust am Reiten zu finden ist, eine bedeutende Subscriptionsliste zu begründen, und ein Versuch in Frankreich brachte in England keinen großen Eindruck hervor.

Die englische Liste, welche unter ihren ausgezeichneten Gönnern anfangs so wacker vorwärtsschritt, fing, nachdem sie sich etwa auf 250 Namen belief, in der That etwas zu stocken an und erreichte ungeachtet der Zeugnisse der besten Namen doch nur die Zahl von 320 Personen, als Rarey auf die dringendsten Aufforderungen seiner englischen Freunde von Paris zurückkehrte und den Tag für den Beginn seines Unterrichts in der Privatreitbahn des Herzogs von Wellington festsetzte, deren Gebrauch ihm von Sr. Durchlaucht als ein Zeichen seiner hohen Meinung von dem Werthe des neuen Systems auf die freundlichste Weise angeboten war.

Der Cursus wurde am 20. März eröffnet, indem eine ausgewählte Gesellschaft von Edelleuten und angesehenen Personen zu einer Privatlection eingeladen wurde, ein und zwanzig im Ganzen, unter anderen berühmten Reitverständigen und Pferdezüchtern auch der Lord Palmerston, die zwei königlichen Ex-Oberjägermeister, die Earls Granville und Beßborough, der Marquis von Stafford, Vicepräsident des Four-Horse Drivingclubs, und der Admiral Rous, die leitende Autorität des Jockeyclubs bei allen Wettrennangelegenheiten. Der günstige Bericht dieser Männer, der competentesten Kenner aller sich auf Pferde beziehenden Dinge in der Welt, stellten den Werth der Lehrstunden Rarey's außer allen Zweifel, und die Liste begann

sich schnell zu füllen, indem viele der Unterzeichner wahrscheinlich mehr durch die vorherrschende Mode und Neugier als durch eine besondere Neigung, Pferdebändiger zu werden, bestimmt wurden.

Aber zu Anfang Aprils, wo es bekannt wurde, daß Rarey Cruiser *), den bösartigsten Hengst in England

---

*) Cruiser war Eigenthum des Lords Dorchester. Sein Temperament war wie bei allen Jagdpferden nicht von der mildesten Art und John Day freute sich, ihn los zu werden. Als er nach Rawcliffe aufbrach, sagte er dem Manne, der das Thier begleitete, es in keinen Stall zu führen, da er es nie wieder herausbringen würde. Diese Einschärfung wurde natürlich nicht beachtet, denn als der Mann einiger Erfrischung bedurfte, stellte er das Pferd in den Stall einer Landschenke und ließ es da, und um es herauszubringen, mußte nachher das Dach des Gebäudes abgenommen werden. In Rawcliffe wurde das Thier stets durch einen Groom mit einem kurzen mit Blei beschwerten Knüttel in der Hand vorgeführt, und Wenige waren so kühn, sich in seinen Hofraum zu wagen. Dies Thier, dessen Temperament es tausend Pfund im Werthe heruntergesetzt hat, würde, denke ich, gerade das rechte Pferd für Rarey sein.

Phlegon und Vatican würden ebenfalls gute Patienten für ihn abgeben. Es thut mir leid zu hören, daß der letztere geblendet ist; wenn ihm lederne Scheuklappen vor die Augen gelegt wären, würde dieselbe Wirkung erzielt worden sein.

Morningpost, 2. März 1858.

Als Rarey hier war, bändigte er zuerst ein zwei Jahre altes, völlig unzugerittenes Stutenfüllen. Dies bewerkstelligte er in einer halben Stunde, indem er auf ihm ritt, einen Schirm öffnete, trommelte u. s. w. Dann nahm er Cruiser vor und in drei Stunden wurde dieser von Rarey und mir selbst bestiegen. Er war beinahe drei Jahre lang nicht geritten worden und war so bösartig, daß man ihn nicht einmal aufzäumen konnte und beständig mit einem Maulkorbe versehen mußte.

gebändigt hatte, der in kurzer Zeit mehr Unheil als irgend ein Pferd in der Welt anrichten konnte und daß er ihn gleich am folgenden Tage, nachdem er ihn zuerst bestiegen und nachher drei Stunden hindurch geritten hatte, nach London brachte, da steigerte sich die langsam gewachsene Ueberzeugung zum Enthusiasmus und die Subscriptionsliste füllte sich rasch.

Die Reitbahn von Pinnerton Street, wohin sich Rarey hatte begeben müssen, war gedrängt voll; die Begeisterung wuchs mit jeder Lehrstunde. An dem Tage, wo Cruiser zum ersten Male vorgeführt wurde, war die kleine Hinterstraße, lange ehe die Thüren geöffnet waren, von einer fashionabeln Menge gefüllt, unter der sich auch Damen höchsten Ranges befanden. Vornehme Nichtsubscribenten baten mit Noten, Geld- und Bankscheinen in den Händen um Einlaß, mit einer einschmeichelnden Demuth, die höchst erbaulich war. Ein Hut voll Zehnguineensubscriptionen wurde dem unwillfährigen Secretair an der Thür mit solcher Hast zugeworfen, als hätte er bei einer zehnprocentigen Eisenbahnanleihe Obligationen verwilligen können. Und es muß bemerkt werden, daß diese Menge, außer den Löwen, auch fast jeden ausgezeichneten Reiter oder Huntingman aus den drei Königreichen in sich schloß.

Der Versuch, ein System, dessen Werth durch unzweifelhafte Autoritäten wiederholt und öffentlich anerkannt wor-

Am folgenden Morgen nahm ihn Rarey hinter einer offenen Kutsche mit nach London. Das Pferd war mir von der Rawcliffer Gestütgesellschaft wegen seiner Bösartigkeit, die das Leben seiner Wärter gefährdete, zurückgeschickt worden.

Greywell, 7. April. Dorchester.

den ist, herunter zu setzen, kommt jetzt zu spät. Hinsichtlich des »Geheimnisses« müssen die Subscribenten gewußt haben, wie es unmöglich sei, daß ein System, welches so viel Raum erfordert und nicht im Stillen ausgeführt werden kann, lange ein Geheimniß bleiben konnte.

Der Earl of Jersey, so berühmt als Züchter von Rennpferden, hielt eine lange Vorlesung aus und war eben so entzückt wie sein Sohn, der ehrenwerthe Jägermeister Frederik Villiers. Sir Tatton Sykes of Sledmere, vielleicht der feinste Dilettant, welcher je an einem Wettrennen Theil nahm, dessen Ruf von mehr als sechszig Jahren her datirt, war eben so begeistert in seiner Billigung, wie der junge Gardist, der, gestärkt durch Rarey's Lehren, eine Stute bemeisterte, welche den Anstrengungen sämmtlicher Hufschmiede der Cavallerie Trotz geboten hatte.

Mit einem Worte, die Fünfhundertliste war gefüllt und strömte über; die Unterzeichner waren zufrieden und die Verantwortlichkeit der Herren Tattersall als Einsatzverwahrer für das Publicum hörte auf. Nachdem sich dann der Secretär und Schatzmeister nach aufgestellter Rechnung zurückgezogen hatten, beschränkte sich die Verbindung zwischen Rarey und den Herren Tattersall nur noch auf die Benutzung eines Büreaus in Hyde-Park-Corner.

Die Londoner Subscriptionsliste überstieg elfhundert Namen und hatte, in Verbindung mit den Subscriptionen in Yorkshire, Liverpool, Manchester, Dublin und Paris, so wie den Privatlectionen zu 25 Pf. St., dem Mr. Rarey und seinem Compagnon über 20,000 Pf. St. eingebracht, gerade als die Verpflichtung der Fünfhundert, das Geheimniß zu bewahren,

durch die Wiederveröffentlichung der kleinen schon erwähnten amerikanischen Broschüre erlosch.

Es war die höchste Zeit, denn während Rarey für seine Unterweisungen so höchst anständig bezahlt worden war, sahen sich die Gewissenhafteren seiner Subscribenten außer Stande, seine Lehren praktisch auszuführen, weil es ihnen an einem Platze fehlte, wo sie im Geheimen arbeiten konnten.

Obgleich nun die Wiederveröffentlichung der amerikanischen Broschüre die Subscribenten moralisch von der vertragsmäßigen Verpflichtung der Geheimhaltung befreite, welche Rarey auch einige Tage später in einem Briefe an die »Times« formell aufhob, so kann man doch nicht behaupten, die kleine Schrift lehre vollständig die Kunst des Rossebändigens, wie sie jetzt von Rarey ausgeübt werde. Sicherlich würde kein Anderer als ein im Schulreiten bewanderter Pferdekenner viel mit einem Pferde, ohne große Gefahr für das Thier und sich selbst, anfangen können, wenn er sonst keine Unterweisung hätte, als die, welche in Rarey's geistreichen und originellen, aber auch vagen und flüchtigen Zeilen enthalten ist.

Im nachstehenden Werke werde ich versuchen, die Lücken in Rarey's Skizze auszufüllen und mit Hülfe von Abbildungen zeigen, wie ein kaltblütiger, entschlossener Mann oder Knabe jedes Füllen zu dressiren und zu einem gelehrigen, fügsamen Miethgaule, Kutschpferde oder Jagdrosse zu machen vermag, so daß es still steht, folgt und der Stimme fast eben so sehr gehorcht als dem Zügel.

Zu sagen, daß schriftliche oder mündliche Instructionen Jedermann lehren würden, wie er mit wilden Bestien gleich Stafford, Cruiser, Phlegon oder Mr. Gurney's grauem Füllen zu ringen habe, würde reine Narrheit sein — das muß von dem Menschen abhängen; doch haben wir ein Beispiel von dem, was geschehen kann, welches sehr ermuthigend ist. Als Rarey so krank war, daß er Gurney's graues Füllen nicht behandeln konnte, versuchte es der großsprechende Goodenough mit seiner Hand und wurde bleich und zitternd von jenem Tiger in Pferdegestalt aus dem Circus geschlagen, aber Mr. Thomas Rice, der Tobmaster von Motcombe Street, der bis zu jener Zeit in Rarey's Abwesenheit den Cruiser in seiner Obhut gehabt hatte, begab sich, obgleich er vorher noch nie ein Pferd nach Rarey's Methode behandelt hatte, auf das graue Füllen zu, brachte es zum Niederlegen, machte es fest und meisterte es an dem einen Abend so vollständig, daß es am nächsten Tage vorgeführt werden konnte, wo Mr. Goodenough nach seiner Weise den Lohn des Sieges in Anspruch nahm.

Auch verschiedene Damen haben ausgezeichnete Erfolge im Pferdebändigen gehabt, aber es waren dies Damen, die an Pferde und körperliche Uebungen gewöhnt und immer von Herren begleitet waren, für den Fall, daß einer der vierfüßigen Zöglinge sich zu zähe zeigen sollte.

Ehe wir diese flüchtige, aber nothwendige Einleitung über das Entstehen, das Fortschreiten und den Erfolg des Rarey'schen Systems schließen, ist es vielleicht nicht unersprießlich für unsere Leser, wenn wir ihnen noch eine kleine Schilderung der Persönlichkeit des Hrn. Rarey lie-

fern, der keineswegs ein so athletischer Riese ist, als sich Viele vielleicht denken mögen.

Rarey ist etwa dreißig Jahre alt, von mittlerer Größe und wohlproportionirter Gestalt, eher biegsam als muskulös, seine Gesichtsfarbe ist fast weiblich hell, von lebhafterer Färbung, als man gewöhnlich bei denjenigen seiner Landsleute findet, welche die an der Seeküste gelegenen Städte bewohnen. Sein blondes Haar und seine großen grauen Augen, welche nur leuchten und Feuer sprühen, wenn er einen widerspänstigen Kunden anzuschirren hat, geben ihm ganz das Aussehen eines Engländers sächsischen Stammes. Sein Gang ist besonders leicht und elastisch, aber doch regelrecht, wenn er sein Pferd im Kreise umherführt, er hält zwischen dem Auftreten des Soldaten und dem leichten Schritte des Waidmannes die Mitte. Seine ganze Erscheinung und seine Manieren sind zusammengenommen die eines Gentleman. Obgleich er ein durch Selbsterziehung und nicht durch Bücher gebildeter Mann ist, so entfaltet doch seine Unterhaltung, wenn er sprechen will, denn er ist meistens zurückhaltend, stets sehr viel Originalität, angenehm unterbrochen durch Blitze scherzhafter Laune. Man kann dies sogar aus seiner Schreibweise ersehen.

Man kann sich leicht denken, daß er bei allen denjenigen, mit welchen er in Berührung kam, äußerst beliebt ist und sich die Freundschaft einiger der begabtesten Persönlichkeiten aus der Gentry erworben hat.

Rarey's System der Pferdebändigung wird unfehlbar sowohl für Civil- als Militairzwecke alle anderen Methoden

verdrängen, und sein Name wird eine Stelle einnehmen unter den großen socialen Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts. Mögen wir noch recht viele solcher Einfuhrartikel aus Amerika erhalten!

Zweites Capitel.

Rarey's Einleitung. — Bemerkungen dazu.

Rarey eröffnet seine Schrift mit einer Einleitung, welche ein Auszug aus irgend einem amerikanischen Werke über das Pferd zu sein scheint, aber keinen bedeutenden Werth hat. Ich gebe sie indessen vollständig wieder, da ich beschlossen habe, in jedem Capitel Rarey's eigene Worte getreu anzuführen, und ihnen, wo es nothwendig scheint, mit meinen erläuternden aus Rarey's Vorlesungen oder von anderen Autoritäten hergenommenen Erklärungen und Bemerkungen zu folgen:

»Die erste Zähmung des Pferdes, eines der großartigsten Resultate des Menschengeistes in Beziehung auf das Thierreich, war nicht das Werk eines Tages, sondern wurde gleich allen anderen bedeutenden Vervollkommnungen durch eine stufenweise Reihefolge von Entdeckungen und Versuchen zu Stande gebracht. Zuerst unterjochte der Mensch die untergeordneteren Thiere, weil sie sich leicht fangen und zähmen ließen, und gebrauchte lange Jahre hindurch die schwerfälligen Arbeiter, den Ochsen, den Esel und das Kameel, statt des schnellen

und schönen Pferdes. Dieses edle Thier wurde erst zuletzt zur Unterwerfung gebracht, vielleicht weil des Menschen beschränkte und ungenaue Kenntniß der Natur desselben ihn unfähig machte, es zu beherrschen und zu überwachen. Diese Thatsache allein giebt hinreichendes Zeugniß davon, wie das Pferd über alle anderen Thiere hervorragt.

»Der Mensch hat bei allen seinen Erfindungen und Entdeckungen fast immer mit einem einfachen Grundgesetze angefangen und dasselbe von Stufe zu Stufe zu größerer Vollkommenheit geführt. Der erste Wink, den wir über den Gebrauch der Elektricität erhielten, war, daß Franklin dieselbe vermittelst seines Drachens den Wolken entlockte; jetzt ist sie das Mittel, den Gedanken von Geist zu Geist mit einer Schnelligkeit mitzutheilen, welche selbst die Zeit verschwinden läßt. Jene Triebkraft, welche das Rad der Maschine durch unsere Länder treibt, unsere Dampfschiffe das Meer durchfurchen läßt, wurde zuerst mittelst eines kochenden Theekessels entdeckt. Ebenso wurden auch die Kräfte des Pferdes, welche nur der Gewalt des Dampfes nachstehen, dem Menschen lediglich durch Versuche und Nachforschungen bekannt.

»Das Pferd ist nach den besten Nachrichten, die wir darüber zu sammeln vermögen, seit fast viertausend Jahren der beständige Diener des Menschen gewesen, ihn immer durch seine Arbeit unterstützend und seine Bequemlichkeit in dem Maße vergrößernd, als er Geschicklichkeit besaß, dasselbe zu handhaben. Für diejenigen allerdings, welche das Roß nur mit roher Gewalt behandeln wollen und keinen Begriff von der Schönheit und dem Vergnügen haben, die aus der

Pflege seiner feinern Natur entspringen, ist es ein widerspänstiger, heimtückischer und oft gefährlicher Diener, während wir es bei dem Araber, der seinen Stolz in sein Pferd setzt, und der es durch Freundlichkeit regiert, als ein ganz anderes Thier finden. Die Art und Weise, wie es von Jugend auf behandelt wird, erzeugt bei ihm eine Liebe und Anhänglichkeit an seinen Herrn, wie man sie in keinem andern Lande wiederfindet.

»Der Araber und seine Kinder, die Stute und ihr Füllen bewohnen ein Zelt, und obgleich Füllen und Pferd oft den Kindern als Kissen dienen, auf denen sie sich umhertummeln, so kommt doch kein Unfall vor, denn die Stute ist eben so besorgt für die Kinder als für ihr Füllen. Die gegenseitige Anhänglichkeit zwischen Herrn und Pferd ist so groß, daß das letztere auf seines Herrn Ruf seine Gefährten verläßt, immer gern dem Befehle gehorchend. Und wenn der Araber vom Pferde stürzt und unfähig ist, sich aufzurichten, so bleibt sein Roß bei ihm stehen und wiehert um Beistand; und wenn er sich zum Schlafen niederlegt, wozu ihn die Ermüdung inmitten der Wüste zuweilen zwingt, so wacht sein treues Roß bei ihm und wiehert, um ihn aufzuwecken, wenn Mensch oder Thier sich naht. Die Araber lehren ihre Pferde häufig geheime Zeichen, von welchen sie bei dringenden Gelegenheiten Gebrauch machen, um sie zur äußersten Anstrengung zu bewegen. Diese Zeichen sind wirksamer als die barbarische Mode, das Roß mit Sporn und Peitsche anzutreiben. Ein auffallendes Beispiel giebt folgende Anekdote.

»Ein Beduine, Namens Jubal, besaß eine Stute von

großer Berühmtheit. Der damalige Statthalter von Damascus, Hassan Pascha, wünschte das Thier zu kaufen und machte dem Eigenthümer mehrere Male bedeutende Anerbietungen, welche Jubal indeß beständig ausschlug. Der Pascha nahm nun zu Drohungen seine Zuflucht, aber mit nicht besserm Erfolge. Endlich stellte sich Gafer, ein Beduine von einem andern Stamme, dem Pascha vor und fragte, was er dem geben wollte, der ihn in den Besitz von Jubal's Stute setze. »Ich will den Futterbeutel seines Pferdes mit Gold füllen,« erwiederte Hassan. Als das Resultat dieser Unterredung bekannt geworden war, wurde Jubal wachsamer als je und versicherte seine Stute Nachts mit einer eisernen Kette, deren eines Ende an ihrem Hinterfuße befestigt war, während das andere, durch die Zeltwand gehend, unter der Filzdecke, die Jubal und seiner Frau als Bett diente, von einem in die Erde geschlagenen Pflocke gehalten wurde. In einer Nacht kroch Gafer leise in das Zelt und es gelang ihm, die Kette loszumachen. Indem er mit seinem Raube davoneilen wollte, ergriff er Jubal's Lanze, stieß ihn mit dem Schafte und rief: »Ich bin Gafer! ich habe Deine edle Stute gestohlen und will Dich zeitig davon benachrichtigen.« Dieses war den Gewohnheiten der Wüste gemäß, wo es als eine Heldenthat angesehen wird, einen feindlichen Stamm zu berauben, und wo der, welcher ein solches Unternehmen ausführt, auch allen Ruhm der That haben will.

»Als der arme Jubal diese Worte hörte, stürzte er aus dem Zelte, machte Lärm, bestieg, von einigen Männern seines Stammes begleitet, die Stute seines Bruders und ver-

folgte den Räuber vier Stunden lang. Des Bruders Stute war von demselben Geschlechte wie die Jubals, aber ihr nicht gewachsen. Dennoch kam Jubal allen anderen Verfolgern voraus und war sogar auf dem Punkte, den Räuber einzuholen, als er ihm plötzlich zurief: »Fasse sie beim rechten Ohre und berühre sie mit der Ferse.« Gafer that also, und die Stute flog mit Blitzesschnelle dahin, alle weitere Verfolgung hoffnungslos machend. Das Anfassen am Ohre und die Berührung mit der Ferse waren die geheimen Zeichen, durch welche Jubal seine Stute zur größten Eile anzutreiben pflegte. Jubal's Begleiter waren erstaunt und aufgebracht über dieses sonderbare Benehmen. »O Du Dummkopf,« riefen sie, »Du selbst hast den Räuber in den Stand gesetzt, Dich Deines Juwels zu berauben.« Er aber brachte alle ihre Vorwürfe zum Schweigen, indem er sagte: »Lieber wollte ich die Stute verlieren als ihren Ruf verderben. Soll ich es dulden, daß unter allen Stämmen gesagt werde, eine andere Stute sei schneller gewesen als die meinige? Mindestens habe ich den Trost, daß ich sagen kann, sie hat nicht ihres Gleichen gehabt*).«

---

*) Die arabischen Pferde und in der That alle Pferde des Orients zeichnen sich durch ihre Kraft und Ausdauer aus, aber hinsichtlich der Erzählungen von ihrer Schnelligkeit muß man der Phantasie der Orientalen etwas zu Gute halten, die dort eine größere Rolle spielt, als die Kraft des Vergleichens. Die arabischen Pferde werden für den Krieg, nicht zu Zwecken der Schnelligkeit dressirt. Es wird ihnen beigebracht, sich rasch zu schwenken und umzudrehen und im vollen Gallop anzuhalten. Um dies zu bewerkstelligen, werden sie beständig durch den Druck einer schweren Kinnkettenstange parirt, und diese Dressur allein



»Verschiedene Länder haben verschiedene Arten der Pferdedressur, aber überall wurden die ersten Anfänge auf eine so rohe und gleichgültige Weise gemacht, daß sie kaum als der Beginn der Bequemlichkeit und des Vergnügens, die der Gebrauch des Pferdes uns jetzt bereitet, betrachtet werden können. Die gebildeteren Griechen *), ebenso wie die rohen Völker Nordafrika's, ritten lange ohne Sattel und Zügel, die Pferde nur mit der Stimme, der Hand oder einer leichten Gerte regierend, mit der sie das Pferd an der Seite des Kopfes berührten, damit es die entgegengesetzte Richtung nehme.

---

schon hindert sie daran, große Schnelligkeit zu erlangen. Bei allen Versuchen zwischen arabischen und Vollblutpferden, selbst auf langen Strecken, sind die ersteren leicht besiegt worden. In einem der folgenden Capitel werde ich ein merkwürdiges Beispiel von der Ueberlegenheit des englischen Pferdes geben.

*) Die Behauptung, daß die gebildeten Griechen ohne Zügel geritten hätten, beruht auf einem Irrthume, denn die Elgin'schen Marmorbilder, der beste Beweis, den wir haben, zeigt uns Griechen vor tausend Jahren, auf dem bloßen Rücken des Pferdes mit einem bewunderungswürdigen Schlusse sitzend und das Thier an in beiden Händen gehaltenen Zügeln leitend, von einer Form, die von einer großen Autorität in der Pferdekunde, einem Obrist der Life Guards, zur Nachahmung empfohlen wird. Home beschreibt die Zügel, mit welchen die feurigen Renner der Kriegswagen angetrieben wurden, und es ist daher im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Reiter sich nicht der Zügel bedient hätten. Der Sitz und die Hände der griechischen Reiter, wie sie in den Elgin'schen Marmorbildern modellirt sind, werden dem aufmerksamen Studium junger Reiter von den höchsten Autoritäten empfohlen. Die Basreliefs von Ninive zeigen uns mit Zügeln geführte arabische Pferde hundert Jahre, bevor Elgin's Marmorbilder geschnitten wurden, wir müssen daher die Behauptung, daß man die Pferde mit der Hand ohne Zügel geführt habe, zurückweisen.

Sie trieben es vorwärts durch Berührung mit der Ferse und hielten es an, indem sie es an das Maul faßten. Zügel und Gebiß wurden zwar endlich eingeführt, aber Jahrhunderte vergingen, ehe etwas, was man hätte Sattel nennen können, in Gebrauch kam. Statt dessen wurden Zeug, einfach oder gefüttert, und oft auch reich besetzte Felle von wilden Thieren dem Reiter untergelegt, aber immer ritt man ohne Steigbügel, und es wird als eine außerordentliche Thatsache angeführt, daß die Römer, selbst in der Zeit, wo der Luxus übertrieben wurde, nie ein so einfaches Mittel fanden, um den Reiter beim Aufsteigen zu unterstützen, ihm die Anstrengung zu erleichtern und seinen Sitz im Sattel zu befestigen. Alte Bildwerke liefern den Beweis, daß die Reiter fast aller Länder ihre Pferde von der rechten Seite aus bestiegen, damit sie die Mähne, die auf dieser Seite hängt, besser fassen konnten, eine Gewohnheit, die in neuerer Zeit gänzlich weggefallen ist. Die Alten sprangen gewöhnlich aufs Pferd, obgleich sie auch zuweilen einen Spieß führten, der zwei Fuß vom Boden einen Vorsprung hatte, welcher als Tritt diente.

»In Griechenland und Rom mußten die Localbehörden danach sehen, daß längs der Straßen in einiger Entfernung von einander Blöcke zum Aufsteigen angebracht waren. Die Großen hielten es indeß für würdiger, sich beim Aufsitzen des gebeugten Rückens ihrer Sklaven zu bedienen, und Manche, welche eine so kostbare Hülfe nicht haben konnten, führten eine leichte Leiter bei sich. Die erste bestimmte Nachricht, die wir über den Gebrauch des Sattels haben, findet sich in dem Edicte des Kaisers Theodosius vom Jahre 385, woraus wir auch

sehen, daß diejenigen, welche Postpferde mietheten, sich ihres eigenen Sattels zu bedienen pflegten, und daß der Sattel nicht mehr als sechzig Pfund wiegen sollte. In der That eine lästige Erfindung, welche eher dem auf dem Rücken eines Elephanten angebrachten Sitze als dem leichten Sattel der neueren Zeit glich.«

Drittes Capitel.

Die drei Grundprincipien der Rarey'schen Theorie. — Hauptpunkte der Vorlesungen Rarey's. — Des Herausgebers Erläuterung. — Wie man jedem Pferde Fügsamkeit beibringen kann. — Das Pferd muß so gehandhabt und befestigt werden, daß es sich dem Menschen untergeordnet fühlt. — Man muß ein Pferd alle ihm Furcht verursachenden Gegenstände beriechen und befühlen lassen. — Grundton des Rarey'schen Systems.

»1. Das Pferd ist von der Natur so construirt, daß es keiner Forderung, die es vollkommen versteht, Widerstand entgegensetzt, wenn dieselbe auf eine seiner Natur angemessene Weise gemacht wird.

»2. Das Pferd hat über seine Erfahrung hinaus kein Bewußtsein seiner Kraft und kann deshalb ohne Gewalt nach unserm Willen geleitet werden.

»3. Wir können der Natur des Pferdes gemäß, nach der es alle ihm neuen Dinge prüft, jeden noch so erschreckenden Gegenstand, sobald er ihm keinen Schmerz verursacht, vor, über oder auf dasselbe bringen, ohne daß er ihm Furcht einflößt.

»Um diese Angaben zu bestätigen, will ich 1) einige Gründe dafür angeben, weshalb ich denke, daß das Pferd

von Natur gehorsam ist und keinem Befehle, den es völlig versteht, Widerstand leistet. Da das Pferd, obgleich im Besitz einiger dem Menschen überlegenen Fähigkeiten, keine vollständige Urtheilskraft besitzt, so hat es keinen Begriff von Recht und Unrecht, von freiem Willen und unabhängigem Handeln, und weiß nichts von einer Täuschung, die bei ihm angewendet wird, so unvernünftig diese Täuschung auch sein möge. Demgemäß kann es zu keiner Entschließung über das, was es thun oder nicht thun will, kommen, weil ihm die Fähigkeit des Menschen fehlt, zu überlegen, ob das von ihm Verlangte Recht ist. Hätte es diese Fähigkeit neben seiner überlegenen Kraft, so würde es zum Dienste des Menschen ganz untauglich sein. Man denke sich den Geist des Pferdes im Verhältniß zu seiner Stärke stehend, und es würde von uns die grünen Felder als sein Eigenthum verlangen, auf denselben nach seinem Gefallen herumstreifen und sich keiner Dienstbarkeit fügen. Gott hat seine Natur weise so geschaffen, daß der Mensch durch sein Wissen willkürlich auf das Roß wirken und es einen unbewußten, folgsamen Diener nennen kann. Diese Wahrheit bestätigt die tägliche Erfahrung durch die Mißbräuche, die mit dem Pferde getrieben werden. Wer so grausam sein will, kann das edle Thier reiten und so lange jagen, bis es vor Anstrengung trieft, oder, wie es oft mit den muthigeren geschieht, todt unter seinem Reiter zusammenbricht. Hätte es die Kraft zu überlegen, würde es sich nicht vielmehr bäumen und seinen Reiter abwerfen, als sich von ihm todtjagen lassen? Oder würde es überhaupt den eiteln Betrüger tragen, wenn er, mit nur gleicher geistiger Fähigkeit, versuchen

wollte, seine gleichen Rechte und seinen gleich unabhängigen Geist zu unterjochen? Aber zum Glück für uns hat das Pferd kein Bewußtsein des Zwanges, keinen Gedanken an Ungehorsam, außer wenn durch äußern Anlaß die Gesetze seiner Natur verletzt werden. Also wenn das Pferd ungehorsam ist, so trägt der Mensch die Schuld.

»Wir kommen somit zu dem Schlusse, daß, wenn ein Pferd nicht seiner Natur zuwider behandelt wird, es Alles thut, was es vollständig versteht, ohne irgend Widerstand leisten zu wollen.

»2) Die Behauptung, daß das Pferd sich seiner ganzen Kraft nicht bewußt sei, kann hinreichend bewiesen werden. Solche Bemerkungen sind allerdings ganz gewöhnlich und einem Jeden bekannt. Einer sagt zum Anderen: »Wenn jenes wilde Pferd sich seiner ganzen Kraft bewußt wäre, so würde sein Eigenthümer es nicht lange angespannt behalten; solch leichte Zügel und solch leichtes Geschirr! wüßte es das Pferd, es könnte Alles im Augenblicke zerreißen und frei sein wie die Luft.« Oder: »Wenn das Pferd dort, welches stampft und sich ärgert, daß es der davoneilenden Gesellschaft nicht folgen kann, seine Kraft kennte, würde es wohl lange gegen seinen Willen an den Pfahl gebunden bleiben, würde es nicht den Riemen zersprengen, der seinem mächtigen Gewichte und seiner Kraft nicht besser widerstehen würde, als ein baumwollener Faden einem starken Manne?« Aber alles dieses, was die täglichen Vorgänge ganz gewöhnlich gemacht haben, wird als nichts Wunderbares angesehen. Gleich dem Unwissenden, der die verschiedenen Phasen des Mondes sieht, betrachtet man diese Dinge eben so wie jener

den Mondwechsel, das heißt, ohne sich darum zu bekümmern, weshalb diese Dinge so sind. Was wollte aus der Welt werden, wenn unser Geist so schliefe? Wenn die Menschen nicht dächten, schlössen und handelten, so würden unsere ungestört schlummernden geistigen Kräfte nicht die Begriffskraft des Thieres übersteigen; wir würden in einem Chaos, unsers Daseins uns kaum bewußt, leben. Wie wir auf der einen Seite mit aller unserer Geistesthätigkeit täglich gleichgültig an Dingen vorübergehen, die, wenn man darüber nachdächte und philosophirte, wunderbar erscheinen würden, so erstaunen wir auf der anderen Seite oft über das, was bei genauerer Betrachtung und bei ernsterem Nachdenken nur als eine ganz einfache Sache erscheint.

»3) Behauptete ich, daß das Pferd erlauben wird, jeden auch noch so erschreckenden Gegenstand, sobald er ihm keinen Schmerz verursacht, vor, über oder auf dasselbe zu bringen.

»Wir wissen aus ganz natürlichen Schlüssen, daß keine Wirkung ohne Ursache ist, und wir folgern daraus, daß weder in belebter noch in unbelebter Materie eine Handlung geschieht, ohne daß eine Ursache vorhanden ist, die sie hervorbringt. Aus dieser erwiesenen Thatsache wissen wir, daß irgend eine Ursache für jede Regung oder Bewegung in Geist oder Materie da sein muß, und daß mithin dieses Gesetz bei jeder Handlung oder Bewegung im Thierreiche herrscht. Dieser Theorie nach muß irgend ein Grund vorhanden sein, ehe Furcht entstehen kann, und, wenn die Furcht eine Wirkung der Einbildungskraft ist und nicht aus dem Gefühle wirklichen Schmerzes entsteht, so kann sie entfernt werden, indem man sich nach den Naturgesetzen

richtet, nach welchen das Pferd einen Gegenstand betrachtet und auf seine Unschädlichkeit oder Furchtbarkeit schließt.

»Ein Kloß oder Baumstamm am Wege mag der Einbildungskraft des Pferdes als ein großes Thier erscheinen, das im Begriff ist, auf es loszustürzen; aber wenn man es dicht daran führt, eine Weile dabei stehen und den Gegenstand mit der Nase berühren läßt, damit es ihn prüfen kann, so wird es sich nicht mehr darum kümmern. Derselbe Grundsatz und dasselbe Verfahren wird bei jedem anderen unschädlichen Gegenstande, wie schrecklich er auch erscheinen mag, dieselbe Wirkung haben.

»Man lasse einen Knaben, der durch eine Maske oder einen andern ihm nicht sogleich begreiflichen Gegenstand erschreckt wurde, den Gegenstand seines Schreckens in die Hand nehmen, und er wird sich nichts mehr daraus machen. Dieses ist eine Erläuterung desselben Grundsatzes.

»Mit dieser Einleitung zu den Grundsätzen meiner Theorie werde ich zunächst den Versuch verbinden zu zeigen, wie sie auszuführen sind, und was für Lehren auch folgen mögen, man kann sich auf dieselben verlassen, da ich sie bei meinen eigenen Versuchen als praktisch befunden habe. Da ich aus Erfahrung weiß, welche Schwierigkeiten ich bei Behandlung widerspänstiger Pferde gefunden habe, so will ich versuchen, sie Andern aus dem Wege zu räumen und ihnen behülflich zu sein, indem ich mit den ersten, bei dem Füllen zu beginnenden Schritten anfange und so die ganze Aufgabe der Dressur durchgehe.«

Diese drei Principien sind von Rarey auf eine vollständigere und faßlichere Weise in seinen Vorlesungen vor-

getragen und erläutert worden. Folgendes sind die Hauptpuncte:

»Grundsätze, nach welchen Pferde behandelt und erzogen werden sollten — nicht durch Furcht oder Gewalt, sondern durch eine verständige Anwendung von Geschicklichkeit, Festigkeit und Geduld. — Wie man sich einem Füllen nähert. — Wie man es aufhalftert. — Wie man es in 20 Minuten dahin bringt, sich leiten zu lassen. — Wie man es unterwirft und in funfzehn Minuten dahin bringt, sich niederzulegen. — Wie man bei ihm Furcht und Nervenreiz beseitigt. — Wie man sattelt und zäumt. — Wie man es ans Besteigen und Reiten gewöhnt. — Wie man es an den Ton der Trommel, einen Schirm, ein Damenkleid oder jeden sonstigen Gegenstand in einigen Minuten gewöhnt. — Wie man zum ersten Male ein Pferd anschirrt. — Wie man in einigen Stunden ein undressirtes Pferd ins Geschirr bringt und allein oder zu zweien ruhig gehen macht. — Wie man jedes Pferd dahin bringt, still zu stehen, bis es angerufen wird. — Wie man bewirkt, daß ein Pferd seinem Herrn folgt.

Deutlich ausgedrückt ist Rarey's Meinung folgende:

1. Man kann jedes Pferd lehren, Alles zu thun, was ein Pferd thun kann, wenn man es ihm auf zweckmäßige Weise beibringt.

2. Das Pferd ist sich seiner eigenen Kraft nicht bewußt, bis es Widerstand geleistet und einen Mann überwältigt hat, und kann mit Benutzung der Vernunftkräfte des Menschen auf solche Weise gehandhabt und geleitet werden, daß es seine Kraft nicht kennen lernt.

3. Wenn man ein Pferd befähigt, jeden Gegenstand, mit dem man es vertraut zu machen wünscht, mit dem von der Natur zu diesem Zwecke bestimmten Organe, als: Gesicht, Geruch und Gefühl, genau zu untersuchen, so kann man jeden Gegenstand, der ihm nicht wirklichen Schmerz verursacht, um, über und auf dasselbe bringen.

So sind z. B. die Gegenstände, vor welchen Pferde erschrecken: das Gefühl von Sätteln, Reitgewändern, Geschirren; der Anblick von Schirmen und Flaggen, von beladenen Wagen, Reifen, oder auch einem Gedränge von Menschen; der Ton von Rädern, Trommeln und Gewehrfeuer. Es giebt Tausende von Pferden, welche allmälich alle diese Dinge ertragen lernen, andere dagegen bessern sich bei unserm alten unvollkommenen Systeme nie und bleiben nervös oder bösartig bis an das Ende ihres Lebens. Jedes Jahr werden gute gesunde Pferde aus der Cavallerie ausrangirt oder von Jagd- und Kutschpferden zu Omnibus- und Cabrioletkleppern degradirt, weil sie nicht dahin gebracht werden können, den Schall der Trommeln und Feuerwaffen zu ertragen, oder sich nicht beschlagen lassen und in bevölkerten Städten und an menschengefüllten Orten nicht still und ruhig stehen wollen. Nichts ist gewöhnlicher, als der Ausspruch, daß solch ein Pferd unschätzbar sein würde, wenn es nur im Geschirr gehen oder eine Dame tragen wolle, oder daß ein Rennpferd von großer Schnelligkeit fast werthlos sei, weil sein Temperament so bösartig oder seine Nervenreizbarkeit unter Menschen so groß sei, daß man sich nicht darauf verlassen könne, daß es alle seine Kräfte aufbiete.

Alle diese verschiedenen Arten von nervösen und bösartigen Thieren sinken im Werthe, weil sie nicht so gezogen sind, daß sie dem Menschen vertrauen und somit gehorchen.

Der ganze Zweck des Rarey'schen Systems ist, dem Pferde volles Vertrauen zu seinem Reiter zu geben, es seiner Stimme und seinen Bewegungen gehorsam zu machen, und dem Thiere den Glauben beizubringen, daß es sich seinem Herrn mit Erfolg nicht widersetzen könne.

Lord Pembroke sagt in seiner Abhandlung über Pferdedressur: »Derjenige hat die beste Hand, dessen Zeichen so deutlich sind, daß sein Pferd sich nicht irren kann, und dessen Freundlichkeit und Dreistigkeit es auf gleiche Weise zum Gehorsam bringen.« »Das edelste Thier,« sagt Obrist Greenwood, »wird einem solchen Reiter gehorchen, und doch sind es immer die edelsten, intelligentesten Pferde, die sich am widerspänstigsten zeigen. Beim Reiten eines Füllens oder eines stätigen Pferdes sollten wir niemals vergessen, daß es das Recht zum Widerstande hat und daß wir, so weit es zu urtheilen vermag, nicht das Recht haben, ihm gegenüber auf unserem Willen zu bestehen. Die Hauptsache bei der Pferdedressur ist, das Pferd dahin zu bringen, daß es auf unsere Seite tritt und nicht nur gehorcht, sondern auch gern gehorcht. Aus diesem Grunde können die Lectionen nicht zu früh begonnen werden, dürfen sie nicht zu rasch fortschreiten.«

Der Grundton des Rarey'schen Systemes ist in dem seine erste Vorlesung in England eröffnenden Satze zu finden: »Der Mensch hat außer seinen Sinnen noch Vernunft. Ein Pferd aber beurtheilt Alles nach dem Gesichte, dem

Geruche und dem Gefühle. Es muß das Hauptaugenmerk eines Jeden sein, der es unternimmt, Füllen zu dressiren, daß diese Alles, was sie tragen oder ertragen sollen, sehen, riechen und fühlen.

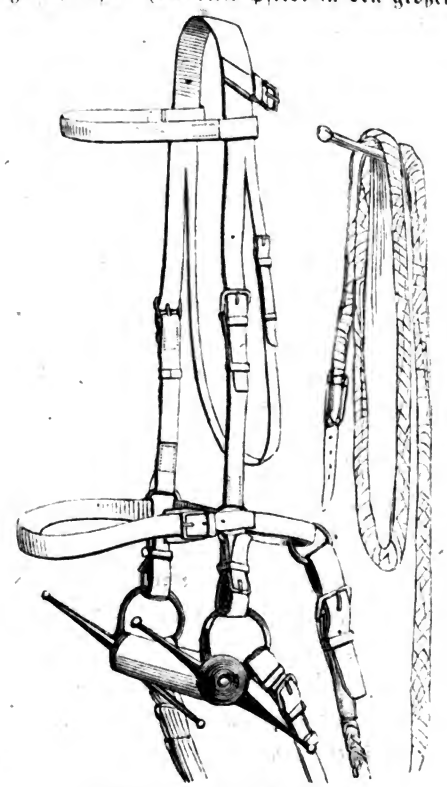
Viertes Capitel.

Wie man ein Füllen von der Weide treibt. — Wie man es in den Stall bringt. — Eine passende Art von Halfter. — Versuch mit dem Zeuge. — Pferdebändigende Droguen. — Des Herausgebers Bemerkungen. — Wie wichtig Geduld ist. — Beste Art des Kopfgestelles eines Zaumes. — Die Gefahr, sich gewissen Füllen zu nähern. — Winke eines Obristen der Life-Guards.

Wie es gelingt, das Füllen von der Weide zu treiben.

Man begebe sich auf die Weide und umgehe ruhig die ganze Herde in solcher Entfernung, daß man sie nicht verscheucht und jagt. Dann nähere man sich den Thieren langsam, und wenn sie die Köpfe aufrichten und erschreckt scheinen, so warte man, bis sie sich wieder beruhigt haben, damit sie nicht weglaufen, ehe man nahe genug ist, um sie in der Richtung, die sie nehmen sollen, fortzutreiben. Wenn man anfängt zu treiben, muß man nicht mit den Armen schwenken oder laut rufen, sondern ihnen langsam folgen, indem man die Richtung, in der sie gehen sollen, frei läßt. Indem man so ihre Unwissenheit benutzt, ist es eben so leicht, sie in die Umzäunung zu treiben, wie der Jäger die Wachteln in

sein Netz treibt. Denn wenn sie immer frei auf der Weide umhergelaufen sind (wie viele Pferde in den großen Ebenen



Halfter oder Zaum für Füllen.

und ausgedehnten Pflanzungen thun), so ist kein Grund vorhanden, weshalb sie nicht eben so wild wie das Jagd-geflügel sein sollten und dieselbe zarte Behandlung verlang-

ten, wenn man sie ohne Mühe einfangen will. Das Pferd ist in seinem natürlichen Zustande eben so wild als andere ungezähmte Thiere, obgleich leichter zu zähmen als die meisten der letzteren.

Wie man ein Füllen ohne Mühe in den Stall bringt.

Der nächste Schritt wird sein, das Pferd in den Stall oder Verschlag zu bringen. Dieses muß so ruhig wie möglich geschehen, um in dem Pferde nicht den Verdacht einer drohenden Gefahr zu erwecken. Die beste Weise, solches auszuführen, ist, zuerst ein zahmes Pferd in den Stall zu bringen und festzubinden, dann leise um das Füllen herumzugehen und es freiwillig hineingehen zu lassen. Es ist beinahe unmöglich, daß Menschen, welche diese Manipulation nie versucht haben, leise und vorsichtig genug dabei zu Werke gehen. Sie wissen nicht, daß bei der Handhabung eines wilden Pferdes vor allen Dingen das Sprichwort: »Eile thut nicht gut«, zu beherzigen ist. Durch Eile verliert man seine Zeit und gewinnt dafür nur Unruhe und Verlegenheit.

Eine einzige falsche Bewegung kann das Pferd erschrecken und zu dem Gedanken bringen, daß es, um sein Leben zu retten, unter jeder Bedingung fliehen muß, und so das Resultat einer zweistündigen Arbeit in zehn Minuten zunichte machen. Auch ist Eile ganz unnöthig, denn das Pferd läuft nur, wenn es gejagt wird, und solches Jagen würde nicht klug sein, denn wenn man es nicht einholen könnte, müßte man doch zuletzt warten, bis es von selbst stillsteht. Das Pferd wird aber nicht versuchen wegzulaufen, wenn es

nicht zu stark getrieben wird. Sollte es den Weg nicht sogleich finden können, oder vor dem Hineingehen in den Stall etwas furchtsam sein, so treibe man es ja nicht, sondern gebe ihm nur draußen weniger Raum, indem man es leise immer enger umkreist. Man hebe die Arme nicht in die Höhe, sondern lasse sie am Leibe herunterhängen, denn man könnte ebensowohl einen Stock aufheben. Das Pferd hat keine Anatomie studirt und weiß nicht, ob die Arme nicht losgehen und auf es zufliegen können. Versucht das Pferd umzukehren, so gehe man vor dasselbe, laufe dabei aber nicht, und wenn es vorüberkommt, umkreise man es wieder in derselben ruhigen Weise, und es wird bald finden, daß man ihm nichts zu Leide thut. Dann kann man so dicht um es herumgehen, daß es, um Raum zu haben und weiter weg zu kommen, sich in den Stall begiebt. Sobald es hineingegangen ist, führe man das zahme Pferd heraus und schließe die Thür. Dieses ist die erste Andeutung der Gefangenschaft, indem das Pferd nicht weiß, wie es an diesen Ort gelangte, noch wie es wieder herauskommen soll. Damit es aber Alles so geduldig als möglich erträgt, sorge man dafür, daß weder Hunde noch Hühner oder sonst etwas Störendes sich in demselben Raume befinden. Dann gebe man ihm einige Kornähren und lasse es 15 bis 20 Minuten allein, bis es seinen Aufenthaltsort geprüft und sich an seine Einsperrung gewöhnt hat.

Zeit zum Nachdenken.

Und nun, während das Pferd seine Kornähren verzehrt, ist es Zeit nachzusehen, daß die Halfter bereit und Alles in

Ordnung ist, sowie über die beste Behandlungsweise nachzudenken; denn bei der Pferdedressur ist es sehr wichtig, nach einem bestimmten Systeme zu verfahren. Ehe man etwas beginnt, muß man genau wissen, was man thun will und wie es geschehen soll. Wenn man in der Kunst, wilde Pferde zu zähmen, erfahren ist, so kann man bis auf einige Minuten die Zeit berechnen, die man gebraucht, um dem Füllen die Halfter anzulegen und es zu lehren, sich lenken zu lassen.

Die Art der Halfter.

Man gebrauche immer eine lederne Halfter und lasse sie so machen, daß sie sich nicht fest um die Nase drückt, wenn das Pferd an derselben ruckt. Soll sie von der rechten Größe sein, so muß sie für den Kopf bequem und anliegend passen, so daß das Nasenband weder zu fest noch zu lose sitzt. Man lege einem undressirten Füllen unter keiner Bedingung eine Halfter von Stricken an. Solche Stricke sind die Ursache, daß schon mehr Pferde sich Schaden gethan oder sich getödtet haben, als die doppelten Kosten aller ledernen Halftern betragen würden, die je gebraucht wurden, um Füllen zu halftern. Es ist fast unmöglich, ein wildes Füllen mit einer Strickhalfter zu zähmen, ohne daß es reißt, sich bäumt, sich überstürzt und so sein Leben gefährdet. Ich will zeigen, weshalb. Es ist ebenso natürlich bei einem Pferde, daß es versucht, seinen Kopf herauszuziehen, wenn es sich durch etwas unbehaglich beengt fühlt, als es bei einem Menschen natürlich ist, daß er seine Hand dem Feuer zu entziehen sucht. Die Stricke sind hart und schneidend, deshalb erhebt das Pferd

den Kopf und zerrt daran; sobald es nun zerrt, zieht sich die durchgeschlungene Schleife (auf diese Art sind alle Strickhalstern gemacht) fester und klemmt die Nase, dann kämpft das Pferd mit aller Kraft, bis es sich überstürzt, und wer wollte sich der Gefahr aussetzen, daß sein Pferd sich überstürzt und vielleicht das Genick bricht, und nicht lieber eine lederne Halfter bezahlen? Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Ein Pferd, welches einmal an seiner Halfter gezerrt hat, kann nie so gut dressirt werden als eins, das nie daran zerrte.

Ehe ich weiter gehe in Aufzählung dessen, was mit dem Füllen vorzunehmen ist, will ich einige Charakterzüge des Pferdes geben, damit man seine Beweggründe besser kennen lernt. Ein Jeder, der dem Pferde nur einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird bemerkt haben, daß dasselbe Alles, was ihm neu und schreckenerregend erscheint, beriecht. Das ist die seltsame Weise der Rosse, Alles zu prüfen. Wenn sie vor einem Gegenstande erschrecken, so scheinen sie, obgleich sie ihn scharf ansehen, doch der Prüfung mit den Augen allein nicht recht zu trauen, sondern sie müssen ihn mit der Nase berühren, ehe sie ganz zufrieden sind; sobald dieses aber geschehen ist, sind sie beruhigt.

Versuch mit dem Zeuge.

Will man sich von dieser Eigenschaft des Pferdes überzeugen und die Wichtigkeit der Eigenthümlichkeiten seiner Natur erkennen, so lasse man es in den Hof oder in einen großen Stall treten und nehme einen Gegenstand auf, von dem man weiß, daß es sich davor fürchtet, eine rothe Decke,

ein Büffelfell oder dergleichen. Hält man diesen Gegenstand in die Höhe, so daß das Pferd ihn sehen kann, so wird es den Kopf aufrichten und schnauben. Dann werfe man den Gegenstand in die Mitte des Raumes und gehe auf die Seite, um die Bewegungen des Pferdes zu beobachten und seine Natur zu studiren. Wenn es sich vor dem Gegenstande fürchtet, so wird es nicht eher ruhen, bis es ihn mit der Nase berührt hat. Es wird um denselben herumgehen und schnauben, immer etwas näher kommend, wie von einem Zauber angezogen, bis es ihn endlich erreicht. Dann streckt es vorsichtig den Hals vor, so weit es kann, den Gegenstand kaum mit der Nase berührend, als ob es glaube, das Ding würde auf es zufliegen. Nachdem es diese Berührungen einige Male wiederholt hat, scheint es erst zu begreifen, was der Gegenstand ist, obgleich es die ganze Zeit darauf hingesehen hat. Wenn es aber durch das Gefühl sich überzeugt hat, daß das Ding ihm nichts zu Leide thut, fängt es an, damit zu spielen. Wenn man es genau beobachtet, bemerkt man, daß es mit den Zähnen daran faßt und zerrt. In einigen Minuten kann man schon bemerken, daß es nicht mehr den wilden Blick hat, sondern wie ein Pferd steht, das an irgend einem bekannten Gegenstande nagt.

Das Pferd ist, wenn es sich in der Nähe eines Gegenstandes befindet, der es erschreckt hat, nie zufriedener, als wenn es mit seiner Nase denselben berührt. In neun Fällen unter zehn wird man aber etwas von dem alten wilden Blicke wieder an ihm bemerken, sobald es sich von dem Gegenstande abwendet. Es wird sich wahrscheinlich sehr argwöhnisch umsehen, indem es sich entfernt, so, als

ob es denke, das Ding könne hinter ihm herkommen. Höchst wahrscheinlich wird es dann, ehe es befriedigt ist, nochmals zurückkehren und eine abermalige Prüfung vornehmen. Doch wird es sich an den Gegenstand gewöhnen, und wenn es einige Tage an dem Orte verweilt, so wird das, was es zuerst so erschreckte, nichts weiter mehr für dasselbe sein, als eine jede andere bekannte Sache.

Man könnte, da das Pferd Alles, was ihm neu ist, mit der Nase berührt, glauben, daß es solches thue, um die Gegenstände zu beriechen. Ich aber glaube, daß das Pferd seine Nase zum Befühlen gebraucht, wie wir uns unserer Hände bedienen, weil gerade die Nase das einzige Organ ist, mit welchem es etwas mit feinerer Empfindung befühlen oder berühren kann. Ich glaube, das Pferd gebraucht die vier Sinne, Gesicht, Gehör, Geruch und Gefühl — von denen der Gefühlssinn vielleicht der wichtigste ist — bei allen seinen Prüfungen, und denke, daß bei dem Versuche mit dem Zeuge das langsame Annähern und endliche Berühren mit der Nase ebensowohl des Gefühls wegen geschieht, da sein Geruchssinn so scharf ist, daß es nicht der Berührung mit der Nase bedürfte, um den eigenthümlichen Geruch einer Sache herauszufinden; denn man sagt, ein Pferd könne einen Menschen auf die Entfernung einer englischen Meile riechen. Wäre ihm nur die Witterung des Zeuges nöthig, so könnte es diese schon auf einige Ruthen Entfernung erhalten. Wir wissen aber aus Erfahrung, daß wenn ein Pferd ein Stück Zeug in einiger Entfernung sieht und riecht, es sich doch davor (wenn es nicht daran gewöhnt ist) so lange fürchtet, bis es dasselbe berührt oder mit der Nase befühlt hat, was ein sicheres

Zeichen ist, daß das Gefühl in diesem Falle der Hauptsinn sei.

Pferdebändigende Droguen.

Es ist eine vorherrschende Meinung unter den Pferdekennern, daß der Geruch der leitende Sinn des Pferdes sei, und Baucher sowohl als Andere haben, von dieser Ansicht ausgehend, Vorschriften von stark riechenden Oelen 2c. gegeben, um Pferde damit zu zähmen, indem sie zuweilen die Hornwarzen am Beine, welche sie trocknen, zu Pulver zerreiben und dieses dem Pferde in die Nasenlöcher blasen, zuweilen Rhodium oder Majoranöl gebrauchen, die ihres starken Geruches wegen bekannt sind. Zuweilen lassen sie ihre Hand den Geruch des Schweißes unter dem Arme annehmen oder blasen ihren Athem dem Pferde in die Nase u. s. w. Alles dieses hat, soweit es den Geruch anbelangt, gar keine Wirkung auf die Zähmung des Pferdes oder auf die Möglichkeit, seinem Geiste einen Gedanken einzuflößen, obgleich die Handlungen, welche diese Mittel begleiten, Anfassen, Berührung von Nase und Kopf und Klopfen, die man, wie sie vorschreiben, nach dem Gebrauche der Mittel vornehmen soll, eine bedeutende Wirkung haben mögen, welche sie auf Rechnung der gebrauchten Mittel setzen. Baucher in seinem Werke »Die arabische Kunst der Pferdezähmung«, Seite 17, sagt, daß man ein Pferd an ein Kleid gewöhnen könne, indem man einzelne Theile davon ihm an die Nase brächte, und fährt fort, daß vor dem Versuche einer Dressur diese Theile erst dem Pferde vorgehalten werden müßten, wenn man mit Erfolg handeln wolle.

Nun, Leser, kannst Du oder sonst Jemand irgend einen Grund angeben, weshalb das Pferd durch den Geruch begreifen kann, was wir von ihm verlangen? Wenn nicht, dann sind auch starke Gerüche irgend einer Art von keinem Nutzen bei der Dressur des ungezähmten Pferdes, und Alles, was es aus freiem Willen, ohne Anwendung von Gewalt thut, muß dadurch hervorgebracht werden, daß wir unsere Gedanken seinem Geiste mittheilen. Ich sage zu meinem Pferde »Vorwärts«, und es geht, »Halt«, und es steht still, weil diese beiden Worte, deren Bedeutung es durch die Berührung mit der Peitsche und durch das Ziehen am Zügel, womit sie zuerst begleitet waren, lernte, seinem Geiste die zwei Begriffe Gehen und Stehenbleiben zuführen.

Weder Baucher noch ein Anderer kann je das Pferd durch den Geruch allein etwas lehren. Wie lange sollte ein Pferd wohl stehen und an eine Flasche mit Oel riechen, ehe es lernte, die Knie zu beugen und den Kopf zu neigen, wenn man zu ihm sagt: »Gehe hin und hole den Hut,« oder »Komm her, und leg dich nieder?« So sieht man das Unverständige des Versuches leicht ein, ein Pferd vermittelst stark riechender Sachen oder einzugebender Medizin, welcher Art sie sei, zu dressiren oder zu zähmen. Die einzige Wissenschaft von einigem Werthe, die in Bezug auf Pferdedressur je in der Welt existirte, ist die wahre Methode, welche das Pferd in seinem natürlichen Zustande betrachtet und die Kenntniß desselben zu erleichtern sucht.

Bemerkungen des Herausgebers.

Die Anweisungen, Füllen von der Weide weg zu treiben, sind in unserem Lande, wo die Felder eingehägt sind und die werthvollsten Füllen Zaumkopfgestelle tragen und von frühester Jugend an mit der Hand geführt werden oder doch geführt werden sollten, von geringerer Wichtigkeit, aber in Wales oder auf wüsten Strecken wie Exmoor*) oder Dortmoor mögen dieselben von Nutzen sein.

Unter allen Umständen ist es wichtig, daß die ganze Dressur eines Füllens (so wie die Abrichtung des Knaben, der mit Pferden umgehen soll) von Anfang bis zu Ende nach folgerechten, vernunftgemäßen Principien vorgenommen werde; denn bei dem bloßen Akte des Treibens eines Füllens vom Felde nach dem Hofe können Ideen von Schreck in dem furchsamen Thiere erweckt werden, z. B. durch fahrlässiges Trommeln auf einem Hute, zu deren Beseitigung Wochen oder Monate erforderlich sind.

Der nächste Schritt ist, das Füllen in einen Stall, eine Scheuer oder ein sonstiges Gebäude zu bringen, das für die ersten Operationen hinlänglichen Raum bietet, und von den auf Oekonomiehöfen so gewöhnlichen Geräuschen und Anblicken abgeschlossen ist, weil durch diese des Thieres Aufmerksamkeit leicht abgezogen werden könnte. Beim Dressiren eines Füllens hat mir das Quieken eines Wurfs Ferkel die Arbeit dreier Stunden verdorben. Ein Außen-

---

*) Siehe das Capitel über »die wilden Ponies von Exmoor«.

feld, eine leere Scheune, ein Kuhschuppen sind besser als jeder Platz in der Nähe der Hausstätte.

Es ist eine gute Methode, ein kluges altes Pferd eigens zur Hülfeleistung beim Dressiren und Führen junger Füllen zu halten. Ich habe Pferde gekannt, denen es ein wahrhaftes Vergnügen zu machen schien, ein wildes Füllen, welches zuerst ins Doppelgeschirr gesteckt worden war, mit zu bändigen.

Der Hauptpunkt ist, ein Füllen nicht mit Gewalt oder durch Schreck in einen Stall zu zwängen, sondern es ganz ruhig hineinzutreiben und es gleichsam aus freien Stücken hineinschlüpfen zu lassen. Bei dieser einfachen Procedur kann sich der Pferdebändiger in der für einen Meister unerläßlichen Eigenschaft, Geduld, erproben. Ein Wort werde ich nochmals zurückrufen müssen, sollten auch meine Leser der »verwünschten Wiederholung« überdrüssig werden. Es liegt eine Welt von equestrischer Weisheit in den beiden Aussprüchen des eben citirten Capitels: »das Pferd wird nicht laufen, wenn es nicht gejagt wird« und »das Pferd hat nicht Anatomie studirt.«

Die Bemerkungen über die Strickhalfter sind sehr gesund, und ich möchte als Ergänzung noch hinzufügen, daß die Mäuler von Hunderten feuriger Pferde dadurch verdorben werden, daß man ein Seil um die Unterkiefer (Kinnlade) derselben legt, welches der Reiter, um sich im Sitze zu erhalten, oft anzieht.

Die beste Art von Kopfgestell für in der Dressur begriffene Füllen ist das über diesem Capitel abgebil-

dete*), der Buschzaum genannt, an welches jederlei Gebiß befestigt werden kann, und das durch Loshaken des Gebisses und Hinzufügung eines Strickes zum Führen des Füllens oder Ziehen eines Pferdes bei Nacht in eine treffliche Halfter verwandelt wird.

Den langen Strick empfiehlt Rarey ganz besonders, um ein Füllen Führung zu lehren. Jeder, welcher nur einige Erfahrung besitzt, wird einräumen, daß »ein Pferd, welches einmal an seiner Halfter gezerrt hat, nie so gut dressirt werden kann, als eines, welches niemals an derselben zerrte.« Die Anweisungen über das Streicheln und Klopfen des Leibes und der Glieder der Füllen sind insofern merkwürdig, als sie beweisen, daß eine Verrichtung, welche wir gewohnt gewesen sind als eine sich von selbst verstehende Sache vorzunehmen, ohne ihr irgend eine besondere Kraft zuzuschreiben, wirklich eine Art mesmerischen Effects zur Beschwichtigung nervösreizbarer Thiere hat. Die im fünften Capitel enthaltenen Vorschriften, wie man sich einem Füllen nähern soll, verdienen auf das Genaueste studirt zu werden, da sie stets den Grundsatz zurückrufen: »Furcht und Zorn sollte ein guter Reiter (Pferdebändiger) nie fühlen.«

Rarey gebrauchte selbst zwei Stunden, um einem wilden, halb dressirten Füllen in Liverpool die Halfter anzulegen, aber er befand sich dabei in dem Nachtheile, von einem ungeduldigen, flüsternden Kreise von Zuschauern um-

---

*) Gefertigt von Stokey North Street, Little Moorfields London.

geben zu sein. Im verwichenen Februar (1858) war Lord Rivers auf Lord Poltimore's Landsitze in Devonshire zwei Stunden allein mit einem sehr bösen, beißenden Füllen, aber zuletzt gelang es ihm, es zu halftern und zu satteln. Se. Lordschaft hatte indessen nur einer Lection an einem sehr schwierigen Pferde in des Herzogs von Wellington Reitbahn beigewohnt. Aber diese Procedur ist viel leichter zu beschreiben als auszuführen, weil einige Füllen uns einen Augenblick die Hand zu beriechen pflegen und sich dann rasch wie der Blitz umdrehen und uns mit dem Hufe in die Rippen fahren, wenn wir nicht sehr vorsichtig sind und zur Seite treten. Ueber die Anweisungen zum Gebrauche der Peitsche (Cap. 5) bei hartnäckigen Füllen kann ich nichts sagen, da ich sie nie in dieser Weise habe anwenden sehen; aber es ist sicher, daß die Peitsche nur mit großer Vorsicht zur Hand genommen werden darf.

Die Vorschriften zum Halfteranlegen sind sehr vollständig, aber um sie bei einem Füllen oder Pferde anzuwenden, welches, wenn auch nur aus Spielerei, mit seinen Vorderfüßen heftig stampft, bedarf man einer mehr als gewöhnlichen Behendigkeit. Doch kann ich erwähnen, daß ich Herrn Rarey allein einem siebzehn Hand hohen Pferde, welches selbst mit zwei die Operation unterstützenden Leuten notorisch schwierig zu zäumen war, einen Zaum anlegen sah.

Bezüglich der Winke über die Dressur von Füllen, welche in dem von mir bereits citirten kleinen Werke enthalten sind, sagt ein Obrist der Life-Guards: »Die Hauptsache bei der Abrichtung von Pferden ist, das Thier auf unsere

Seite zu bekommen und zu bewirken, daß es nicht nur gehorcht, sondern daß es gern gehorcht. Aus diesem Grunde kann man nicht zu früh mit einem jungen Pferde anfangen, und die Unterweisung darf nicht zu allmälig fortschreiten. Es sollte von vorn herein ein Kopfgestell tragen, sich daran gewöhnen, gehalten und am Kopfe befestigt zu werden, alle vier Füße herzugeben, sich die Sattelgurte umlegen, sich führen zu lassen u. s. w. Aber wenn diese vorläufige Erziehung, zu welcher noch das Klettern durch Bergspalten hinter einem alten Jagdrenner her und das Ausführen von kleinen Sprüngen gehört, unterlassen wird, so tritt dafür Rarey's System ein, um unsere Dressurarbeiten abzukürzen.

Ein wildes Pferd ist, ehe es gebändigt worden, gerade eben so wild und furchtsam, wie ein eben eingefangener wilder Hirsch.

Wenn ein Pferd zögert und ungern vom Platze geht, so begeht man allgemein den Fehler, vor dasselbe zu treten und es zu ziehen. Dies mag angehen, wenn der Mann stärker ist als das Pferd, aber sonst nicht.

Beim Führen eines Pferdes sollte man nie weiter vor sein, als bis zu seiner Schulter; man halte mit der rechten Hand seinen Kopf vor sich, den Zaum dicht an dem Maule oder dem Kopfgestelle fassend, und mit der linken berühre man das Thier mit einer Peitsche so weit hinten, als man reichen kann; hat man keine Peitsche oder Gerte, so gebrauche man einen Steigbügelriemen.

Fünftes Capitel.

Powell's System, sich jungen Pferden zu nähern. Rarey's Bemerkungen darüber. — Lebhafte, feurige Pferde leicht zu bändigen. — Hartnäckige, mürrische Pferde zu bändigen ist schwieriger. — Motto: Furcht, Liebe und Gehorsam. — Gebrauch einer Gigpeitsche von Fischbein. — Zuerst erschrecken und dann sich nähern. — Man gebrauche freundliche Worte. — Wie man ein Füllen halftert und führt. — An der Seite eines Pferdes. — Das Führen in den Stall. — Das Binden an die Krippe. — Des Herausgebers Bemerkungen. — Longe. — Gebrauch und Mißbrauch derselben. — Ueber Gebisse. — Passende Art derselben für ein Füllen. — Dick Christian's Gebiß. — Das hölzerne Knebelgebiß.

Ehe ich weitergehe, will ich Willis J. Powell's Verfahren, sich einem wilden jungen Pferde zu nähern, wiedergeben, wie er es in einem um das Jahr 1814 erschienenen Werke über die Kunst, wilde Pferde zu zähmen, mittheilt*). Er sagt: »Ein Pferd wird durch mein Geheimniß in 2 bis 16 Stunden gezähmt. Die Zeit, die ich gewöhnlich dazu gebrauchte, waren 4 bis 6 Stunden.« Er fährt fort: »Man lasse

*) Existirt ein solches Werk? — Ich kann es in keinem englischen Cataloge finden.

das Pferd in einen kleinen Hof, in einen Stall oder in ein Zimmer. Wählt man einen Stall oder ein Zimmer, so muß der Raum groß sein, um dem Pferde einige Uebung mit der Halfter geben zu können, ehe es herausgeführt wird. Wenn das Pferd zu der Classe gehört, welche sich nur vor Menschen zu fürchten scheint, so muß man sich leise in den Raum begeben, wo das Pferd sich befindet. Es wird natürlich weglaufen und oft den Kopf abwenden, aber man muß immer langsam und leise umhergehen, so daß es den Gegenstand seiner Furcht immer sehen kann, sobald es den Kopf wendet, was es in kurzen Zwischenräumen von einer Viertel- oder halben Stunde zu thun pflegt. Ich wüßte nicht, daß es je länger gewährt hätte, ehe es sich mir zuwendete.

»In demselben Augenblicke, wo es den Kopf umwendet, hält man ihm die linke Hand ausgestreckt entgegen und steht vollkommen still, die Augen auf das Pferd geheftet und seine Bewegungen beobachtend, wenn es deren machen sollte. Wenn das Pferd nach 15 bis 20 Minuten noch stillsteht, so geht man so langsam als möglich und ohne das geringste Geräusch auf dasselbe zu, ihm immer die linke Hand entgegenhaltend, ohne etwas Anderes darin zu haben, als was die Natur hineinlegte! Ich habe vor den Leuten gewisse Sachen gebraucht, so auch den Schweiß unter meinem Arme u. s. w., um das wirkliche Geheimniß zu verbergen, und Viele glaubten, daß die Folgsamkeit, die das Pferd nach so kurzer Zeit zeigte, diesen Sachen zuzuschreiben wäre, die jedoch, wie man aus dieser Erklärung sieht, von gar keinem Nutzen waren. Der unbedingte Glauben, den man an diese Mittel hat, so unschuldig dieselben an sich sind, wird ein Glauben ohne Werke,

und so blieben die Leute über dieses Geheimniß immer im Zweifel. Wenn das Pferd die geringste Bewegung macht, während man auf dasselbe zugeht, so muß man stehen bleiben und sich nicht rühren, bis es wieder ruhig ist. Man bemerke also, wenn das Pferd sich rührt, so bleibe man stehen, ohne seine Stellung zu verändern. Es ist sehr ungewöhnlich, daß ein Pferd sich mehr als einmal bewegt, nachdem man begonnen hat, darauf loszugehen, jedoch giebt es Ausnahmen. Es hält gewöhnlich sein Auge fest auf den Menschen gerichtet, bis man nahe genug gekommen ist, um seine Stirn zu berühren. Wenn man so nahe gekommen ist, so erhebe man sehr langsam die Hand und berühre damit so leise als möglich den Theil gerade über den Nasenlöchern. Wenn das Pferd zurückweicht, wie es viele thun, so wiederhole man mit großer Schnelligkeit diese leichten Berührungen der Stirn, nach und nach ein wenig weiter hinauf nach den Ohren zu gehend und mit derselben Schnelligkeit wieder herunterfahrend, bis es sich die ganze Stirn berühren läßt. Dann muß man die Schläge etwas stärker über die ganze Stirn wiederholen und mit leichterer Berührung an jeder Seite des Kopfes heruntergehen, bis es auch diesen Theil mit gleicher Willigkeit anfassen läßt; darauf berühre man auf gleiche leichte Weise, indem Hand und Finger den untern Theil umspielen, die Ohren des Pferdes, dann und wann wieder auf die Stirn zurückkommend, welche als das Steuerruder angesehen werden kann, das alles Uebrige regiert.

»Wenn es so gelungen ist, des Pferdes Ohren zu berühren, so gehe man mit derselben Vorsicht und in derselben Weise nach dem Nacken zu, immer darauf achtend, daß die

Schläge stärker werden, wenn das Pferd es erlaubt. Dasselbe Manöver führe man an beiden Seiten des Halses aus, bis sich das Pferd, ohne zurückzuweichen, mit beiden Armen umfassen läßt.

»Man verfahre in derselben fortschreitenden Weise an den Seiten und dann auf dem Rücken des Pferdes. Jedes Mal, wenn das Thier eine Erregtheit zeigt, kehre man wieder zum Kopfe, als dem wahren Grunde, zurück, ihn mit den Händen klopfend, und von da wieder schnell nach der Stelle, bis zu der man gekommen ist, indem man bei jedem Male, daß dies geschieht, um ein Beträchtliches weiter rückt. Nachdem man so Kopf, Ohren, Hals und Körper gestreichelt hat, kommt man vom Rücken an die Schwanzwurzel. Diese Manipulation muß mit Schnelligkeit ausgeführt werden, da man nie sicher ist, daß ein Pferd nicht dabei scheu wird. Man lasse die Hand leicht und schnell eine oder zwei Minuten lang auf den Theil zunächst des Rückens fallen, und beginne dann, dem Schweife alle Viertelminute einmal einen Ruck in die Höhe zu geben. Zu derselben Zeit setze man das Klopfen fort, indem man die Kraft der Schläge sowohl als das Aufheben des Schweifes vermehrt, bis man dieses alles mit der größten Sicherheit thun kann, was gewöhnlich bei den meisten Pferden in einer Viertelstunde geschieht, bei einigen gelingt es fast augenblicklich und bei manchen währt es viel länger. Nun bleibt noch übrig, die Beine zu berühren. Vom Schwanze gehe man nach dem Kopfe zurück, klopfe ihn sowohl als Ohren, Brust, Hals u. s. w. nochmals und rede dann und wann mit dem Pferde. Man beginne dann von oben die Beine zu klopfen, immer herauf und

hinunter gehend und immer etwas weiterrückend, bis man zu den Füßen hinabgelangt.

»Man rede mit dem Pferde Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Englisch, Französisch oder Spanisch oder in welcher Sprache man will, aber man lasse es jedenfalls den Ton der Stimme hören, was beim Anfange der Behandlung allerdings nicht so nöthig ist, was ich aber immer gethan habe, wenn ich ihm den Fuß aufhob. Man sage: »Heb' den Fuß auf,« in welcher Sprache man es sagen will, und hebe zur selben Zeit den Fuß des Pferdes mit der Hand auf. Bald wird es mit dem Tone vertraut und hebt auf Commando den Fuß auf. Dann beginne man mit den Hinterfüßen und verfahre in derselben Weise, und in kurzer Zeit wird das Pferd sie aufheben, ja selbst in den Arm nehmen lassen.

»Diese ganze Manipulation beruht weder auf Magnetismus noch Galvanismus, sie ist einfach die Entfernung der Furcht, die das Pferd gemeiniglich vor dem Menschen hat, und das Bekanntwerden des Thiers mit seinem Herrn. Da das Thier ohne Zweifel ein gewisses Vergnügen bei dem Klopfen empfindet, so wird es dabei bald zahmer werden und eine deutliche Zuneigung zu dem zeigen, der es behandelt.

Bemerkungen Rarey's über Powell's Abhandlung: »Wie man Pferde aller Art regiert.«

Diese Vorschriften sind sehr gut, aber nicht für Pferde aller Art ausreichend, und soweit sie das Anlegen der Halfter und das Lenken der jungen Pferde betreffen, habe ich sie

nur hergesetzt, weil sie etwas von der wahren Philosophie darüber, wie man sich dem Pferde nähern und das Vertrauen desselben zum Menschen herstellen könne, enthalten. Powell redet nur von jenen Pferden, die den Menschen fürchten. Für die, welche die Philosophie der Pferdedressur kennen, ist diese Art am leichtesten zu zähmen, denn wenn ein Pferd wild und lebhaft ist, kann man es gewöhnlich in sehr kurzer Zeit dressiren, da es schnell im Lernen und bereit zum Gehorsam ist. Aber es giebt eine andere Art mit Anlagen zu Widerspänstigkeit oder Bosheit, die, obgleich nicht wild und nicht der Zähmung in dem Sinne, wie man sie gewöhnlich versteht, bedürfend, oft so unwissend und unwissender als ein wildes Pferd sind, und die eben so viel gelehrt werden muß, damit sie schnell gehorchen. Es ist sehr nöthig, daß diese ihren Herrn fürchten, denn um vollkommenen Gehorsam von einem Pferde zu erlangen, muß es erst seinen Herrn fürchten lernen, deshalb ist mein Wahlspruch: »Furcht, Liebe und Gehorsam«; von diesen Eigenschaften müssen die beiden ersten vorhanden sein, ehe man die letztere erwarten kann. Nach meinem Dafürhalten kann man alle Arten von Pferden dadurch regieren, daß man Furcht, Liebe und Vertrauen bei ihnen erweckt.

Also, um alle Pferde, wie sie sich auch vorfinden mögen, nach Wunsch behandeln und dressiren zu können, versehe man sich, wenn man in den Stall geht, um ein junges Pferd zu behandeln, mit einer langen gertenartigen Peitsche (Fischbeinpeitschen sind die besten) mit einer guten seidenen Schnur, um scharf zu schlagen und laut zu klatschen, welche, wenn sie mit Geschicklichkeit gehandhabt und richtig angewendet wird,

hinreicht, jedes Pferd lebhaft zu machen. Mit dieser Peitsche in der rechten Hand, die Spitze nach unten gekehrt, betrete man den Stall ganz allein. Es ist ein großer Nachtheil für die Dressur, Jemanden mit sich in den Stall zu nehmen, man muß ganz allein mit dem Pferde sein, damit nichts vorhanden ist, was seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann. Wenn es wild ist, so sieht man es bald an der entgegengesetzten Seite des Stalles, und dann ist es Zeit, daß man Ueberlegung gebrauche. Was mich betrifft, so würde ich nicht mehr als eine halbe oder dreiviertel Stunde nöthig haben, um jedes junge Pferd zu handhaben und im Stalle hinter mir herlaufen zu machen, obgleich ich einem Neulinge rathen möchte, mehr Zeit darauf zu verwenden und sich nicht zu übereilen. Wenn man nur ein junges Pferd zu zähmen, Zeit genug darauf zu verwenden und noch nicht viel Erfahrung hat, so möchte ich anrathen, zuerst Mr. Powell's Methode zu befolgen, bis das Thier gezähmt ist, was, wie er sagt, 2 bis 6 Stunden währt. Da ich indeß die Zähmung in weniger als einer Stunde vollbringe und, was noch mehr ist, in dieser Zeit das Pferd lehre, sich führen zu lassen, so will ich diese viel schnellere Behandlungsweise angeben. Man stehe, sobald man in den Stall getreten ist, still, und lasse sich von dem Pferde 1 bis 2 Minuten ansehen. Sobald es auf einer Stelle feststeht, nähere man sich langsam demselben, beide Arme in fester Haltung, den rechten, wie vorbemerkt, die Peitsche haltend, am Körper herunterhängend, den linken, am Ellbogen gekrümmt, mit vorgestreckter Hand. Nähert man sich dem Pferde, so gehe man nicht zu direct auf den Kopf oder den Rücken los, damit es sich nicht vor- oder

rückwärts bewegt, sollte es sich aber dennoch in dieser Weise rühren, so trete man sehr vorsichtig einen Schritt zur Seite, damit es an seinem Platze bleibt. Wenn man ihm näher kommt, so halte man sich nach der Schulter zu und bleibe einige Secunden stehen. Kommt man in sein Bereich, so wird es den Kopf drehen und die Hand beriechen, nicht weil es eine Vorliebe für die Hand hätte, sondern nur weil diese vorsteht und ihm der nächste Theil des Körpers ist. Dieses thun alle jungen Pferde, und sie beriechen die bloße Hand eben so schnell, als wenn irgend etwas darin läge, und jenes macht auch dieselbe Wirkung, obgleich viele Leute den Grundsatz aufgestellt haben, daß man Pferde zähmen könne, indem man ihnen den Geruch gewisser Dinge aus der Hand gäbe. Ich habe schon bewiesen, daß das ein Irrthum ist. Sobald das Pferd die Hand mit der Nase berührt, liebkose man dasselbe, wie vorher gesagt, mit leichter, zarter Hand, das Thier eben nur berührend und immer mit dem Haar streichelnd, damit die Hand so sanft als möglich darüber hingleite. Wenn man neben dem Pferde steht, so ist es bequemer, den Hals oder die Seite des Kopfes zu streicheln, was denselben Zweck wie das Reiben der Stirn erfüllt. Man begünstige jede Neigung des Pferdes, uns mit seiner Nase zu berühren oder zu beriechen. Jede Berührung des Körpers muß durch die zärtlichste, freundlichste Liebkosung, durch einen freundlichen Blick oder ein Schmeichelwort belohnt werden, wie z. B.: »So, mein liebes Thier — schönes Thierchen — prächtiges Pferd u. s. w.«, und zwar indem man beständig dieselben Worte und denselben Ton der Stimme anwendet. Das Pferd lernt nämlich bald den

Ausdruck der Stimme und des Gesichts kennen und weiß ebensowohl einzusehen, ob Furcht, Liebe oder Aerger vorherrscht, als Ihr Eure Gefühle kennt, von denen es zwei sind, denen sich ein guter Pferdebändiger nie hingeben darf, nämlich Furcht und Aerger.

Was man zu thun hat, wenn ein Pferd hartnäckig ist.

Wenn ein Pferd nicht wild, wohl aber hartnäckig oder stätig zu sein scheint; wenn es die Ohren zurücklegt, wenn man sich ihm nähert, oder sich umdreht, um zu schlagen, so hat es keine Achtung und Furcht vor dem Menschen, und um es schnell und leicht behandeln zu können, ist es gut, ihm einige scharfe Hiebe mit der Peitsche oben um die Beine, dicht am Körper, zu geben. Es wird lebhaft springen, indem es die Beine biegt, und das Klatschen der Peitsche wird eben so viel Eindruck machen als der Hieb selbst. Ein scharfer Hieb um die Beine wirkt mehr, als zwei oder drei Schläge über den Rücken, da die Haut am innern Beine und an den Flanken dünner und zarter ist als auf dem Rücken. Man schlage es aber auch nicht zu viel, sondern eben genug, um ihm Furcht einzuflößen. Man muß das Pferd nicht züchtigen, um ihm wehe zu thun, sondern nur um ihm die bösen Anlagen auszutreiben. Was man aber auch thut, geschehe scharf, schnell und mit Feuer, aber immer ohne Aerger. Wenn man ihm aber Furcht einflößen will, so muß es jetzt geschehen. Man schlage indeß nie ein angebundenes Pferd und peitsche es, bis es wüthend wird und sich

zur Wehre setzt, denn es wird dadurch, statt Furcht und Achtung, nur Widerwillen, Haß und bösen Willen bekommen.

Es bringt mehr Schaden als Nutzen, dem Pferde nur einen Schlag zu versetzen, wenn es durch denselben nicht Furcht bekommt; wenn es aber einmal Furcht hat, so wird es durch Peitschenhiebe nicht wüthend, denn Furcht und Aerger bestehen nie zusammen bei einem Pferde, und wenn einer dieser Affecte sichtbar wird, verschwindet der andere. Sobald es so viel Furcht hat, daß es aufrecht still steht und aufpaßt, nähere man sich ihm wieder und schmeichele ihm mehr, als man es schlug. Dadurch werden die beiden wirksamsten Eigenschaften seiner Natur, Liebe und Furcht, erregt, und wenn es diese beiden empfindet, so lernt es auch bald, was es thun soll, und gehorcht schnell.

Wie man einem jungen Pferde die Halfter anlegt und es führt.

Wenn man ein junges Pferd gestreichelt hat, so nehme man die Halfter in die linke Hand und nähere sich ihm von derselben Seite, auf der man es streichelte. Ist es sehr furchtsam, wenn man ihm ganz nahe kommt, so kann man das leichter bewerkstelligen, wenn man die Peitsche ausgestreckt hält und mit dem Griffende leicht den Hals streichelt, dabei aber immer etwas näher rückt, indem man die Peitsche immer kürzer faßt, bis man endlich nahe genug kommt, um es mit der Hand zu berühren. Wenn es geneigt ist, den Kopf abzuwenden, so lege man das Ende des Halfterriemens ihm um den Hals, lasse die Peitsche fallen und ziehe sehr leise; es wird mit dem Halse nachgeben und man

kann den Kopf zu sich her ziehen. Dann fasse man den Theil der Halfter, der oben über den Kopf geht, und ziehe die lange Seite oder den Theil, der durch die Schnalle geht, unter dem Halse durch; diesen Theil auf der entgegengesetzten Seite mit der rechten Hand ergreifend, läßt man den ersten Riemen los, da der letzte hinreicht, um den Kopf des Pferdes sich zugewandt zu halten. Man halte nun die Halfter etwas niedriger, so daß man die Nase in den Theil derselben bekommt, der die Nase fassen soll, ziehe die Halfter dann ein wenig in die Höhe, befestige die obere Schnalle, und Alles ist in Ordnung.

Wenn man einem jungen Pferde zum ersten Male die Halfter anlegt, muß man sich auf die linke Seite, ziemlich nach der Schulter hin stellen, nur den Theil der Halfter haltend, der für den Hals bestimmt ist. Umfaßt man dann mit beiden Armen den Hals, so kann man den Kopf nach sich hin halten und die Halfter über denselben heben, ohne das Thier dadurch zurückweichen zu machen, daß man die Hände an seine Nase bringt. Man muß einen langen Strick oder Riemen bereit haben, und denselben, sobald die Halfter angelegt ist, an dieser befestigen, so daß man das Thier durch den ganzen Stall gehen lassen kann, ohne den Riemen loszulassen oder an der Halfter zu rucken. Denn wenn man das Pferd nur das Gewicht der Hand an der Halfter fühlen und den Strick schießen läßt, wenn es fortläuft, so wird es nie zurückweichen, reißen oder sich niederwerfen, obgleich man es dennoch immer hält und ihm so mehr schmeicheln kann, als wenn man die Gewalt hat, es fest und gerade auf einer Stelle zu halten. Weil das Pferd

seine Kraft nicht kennt, so weiß es auch nicht, wenn man ihm keine Veranlassung zum Zerren und Reißen giebt, daß es solche Manöver machen kann. In einigen Minuten kann man anfangen, das Pferd mit der Halfter zu halten, dann verringere man die Entfernung zwischen sich und dem Thiere, indem man den Riemen kürzer faßt. Sobald es gestattet, daß man es mit ziemlich kurzem Riemen hält, und nicht zurückfliegt, wenn man sich ihm nähert, kann man anfangen, ihm einen Begriff vom Lenken zu geben. Um dieses zu thun, gehe man nicht vor dasselbe und suche es nachzuzerren, sondern fange an, es leise nach einer Seite zu ziehen. Da der Hals nicht widerstehen kann, wird es einem anhaltenden, stärker werdenden Ziehen an der Halfter nachgeben, und sobald man es einen oder zwei Schritte nach einer Seite gezogen hat, muß man zu ihm gehen und es liebkosen, dann wieder ziehen, und das so oft wiederholen, bis man es in jeder Richtung leiten und im ganzen Stalle mit sich umherführen kann. Dieses kann schon nach wenigen Minuten geschehen, denn das Pferd wird denken, wenn es einige Male nach rechts und links gezogen wurde, daß es dem Ziehen der Halfter folgen muß, nicht wissend, daß es die Macht zum Widerstande hat. Außerdem ist es so freundlich behandelt, daß es sich nicht fürchtet, und da es geliebkost wird, sobald es herankommt, und ihm das gefällt, so folgt es eben so gern, als es stehen bleibt.

Hat das Pferd einige solche Lectionen bekommen und man läßt es auf einen freien Platz, so kommt es bei jeder Gelegenheit heran. Man muß es einige Zeit im Stalle

umherführen, ehe man es herausbringt, dann öffne man die Thür, so daß es hinaussehen kann, führe es bis an dieselbe, wieder zurück und an der Thür vorüber. Jetzt sehe man danach, daß sich draußen kein Gegenstand befindet, vor dem es zurückschrecken könnte, wenn es herausgebracht wird, und wenn man mit ihm hinausgeht, so geschehe das sehr langsam, indem man die Halfter dicht an der Kinnlade mit der linken Hand hält, während die rechte oben auf dem Halse liegt und die Mähne faßt. Nachdem man sich eine Weile mit ihm im Freien befunden hat, kann man es ganz nach Gefallen lenken. Man lasse aber keine zweite Person dazu kommen, wenn man ein Pferd zum ersten Male herausbringt. Wollte ein Fremder die Halfter halten, so würde das Thier erschrecken und laufen. Es muß sogar Niemand in der Nähe stehen, wodurch des Pferdes Aufmerksamkeit erregt oder ihm Furcht verursacht werden könnte. Wenn man allein ist und das Thier richtig behandelt, so gehört nicht mehr Kraft zum Führen oder zum Halten desselben, als man bei einem dressirten Pferde gebraucht.

Wie man ein junges Pferd neben einem bereits dressirten leiten kann.

Will man, wie dieses oft der Fall ist, ein junges neben einem andern Pferde leiten, so möchte ich rathen, man nehme das dressirte Pferd in den Stall, befestige einen zweiten Riemen an der Halfter des jungen Pferdes und führe das andere neben dieses. Dann führe man das dressirte Pferd vor und lege einen Riemen um seine Brust, unter dem Sprung-

riemen, wenn es einen hat, indem man ihn in der linken Hand hält. Das wird das junge Pferd verhindern, zu weit zurückzugehen, außerdem hat man auch mehr Kraft, es mit dem Riemen, der vor der Brust des dressirten Pferdes durchgeht, zu halten. Den andern Riemen nehme man in die rechte Hand, um das Vorlaufen zu verhüten. Dann führe man das junge Pferd einige Male im Stalle umher und, wenn die Thür breit genug ist, auch in dieser Stellung hinaus. Wenn nicht, so nehme man das dressirte Pferd zuerst heraus und stelle es mit der Brust gegen die Thür, dann führe man das junge Pferd an denselben Platz und nehme die Riemen, wie früher angedeutet, einen an jede Seite des Halses, dann lasse man Jemanden dasselbe herausjagen und, so wie es herauskommt, wende man das dressirte Pferd nach links und beide stehen ganz richtig. Dies ist die beste Weise, ein junges Pferd jeder Art ohne viel Mühe zu leiten. Versucht es wegzulaufen oder sich zurückzuziehen, so bringen die beiden Riemen die Pferde einander gegenüber, so daß man sehr leicht den Bewegungen folgen kann, ohne viel zu halten; bleibt es stehen oder geht es zurück, so hat man es ganz in der Gewalt und in der Lage, es vorwärts zu bringen. Wird es hartnäckig und will nicht gehen, so kann man diese Hartnäckigkeit bald entfernen, indem man das dressirte Pferd gegen seinen Hals stoßen läßt und es so zwingt, sich nach rechts zu wenden. Sobald es einige Male umhergeführt ist, wird es willig mitgehen. Das Nächste, was man nach dem Leiten zu thun hat, ist, das Pferd in den Stall zu führen und zu befestigen, ohne daß man nöthig hat, an der Halfter zu ziehen. Da sich die jungen Pferde

im Anfange oft sehr widerspänstig hierbei zeigen, so will ich Anleitung geben, wie man diese Manipulation auszuführen hat.

Wie man ein junges Pferd in den Stall führt.

Man muß das dressirte Pferd zuerst in den Stall führen und das junge Pferd, wenn es möglich ist, veranlassen, ihm zu folgen. Wenn es sich weigert, so trete man neben dasselbe, fasse die Halfter dicht am Kopfe und reiche zugleich mit der rechten Hand, in der man eine kleine Gerte hält, über seinen Rücken, so daß man mit der Gerte auf die entgegengesetzte Seite kommen kann; man bringe es nun gerade vor die Thür und gebe ihm mit der Gerte einen leichten Schlag, indem man damit so weit als möglich nach hinten reicht. Dieser Schlag wird, da er weit zurück und auf der andern Seite geschieht, das Pferd vorwärts und dicht an den Menschen treiben. Indem man dann mit der linken Hand dem Pferde die rechte Richtung giebt, kann man mit ihm in den Stall gehen. Ich habe junge Pferde auf diese Weise in weniger als einer Minute in den Stall geführt, nachdem Andere über eine halbe Stunde vergeblich versucht hatten, sie hereinzuziehen. Sollte man das Thier nicht sogleich auf diese Weise hineinbringen können, so führe man es in jeder Richtung umher, bis man es ohne Ziehen wieder vor die Thür bringt. Dann lasse man es einige Minuten stehen und in weniger als 10 Minuten wird es hineingehen. Man versuche nie, ein junges Pferd in den Stall zu *ziehen*, weil es sonst denken würde, daß der Stall ein gefährlicher Ort

wäre und eine Furcht bekäme, die es vielleicht vorher noch nicht hatte. Junge Pferde leiden oft Schaden und können sogar getödtet werden, wenn man versucht, sie mit Gewalt in den Stall zu bringen, und Leute, welche es auf diese Weise versuchen, steigen einen Berg hinauf, während ein ebener Pfad vor ihnen liegt.

Wenn man ein junges Pferd befestigen will, bringe man es in einen ziemlich geräumigen Stall, der aber nicht zu lang sein darf und der durch eine Stange oder etwas derartiges mit der hinteren Scheidewand zusammenhängt, so daß das Pferd, wenn es darin ist, nicht so weit zurückgehen kann, daß es stark die Halfter zurückreißt; dann, indem es in der Mitte befestigt wird, ist es ihm unmöglich zu zerren, da es nicht so viel zurückweichen kann und die Halfter es in der Mitte anhält, wenn es sich nach rechts oder links wenden will. In einem Stalle dieser Art kann man ein Pferd gewöhnen, mit einem leichten Riemen angebunden zu stehen, ohne daß es nur weiß, daß es ziehen kann. Aber wenn man ein Pferd so weit dressirt hat, daß man es leiten kann und daß es den Gebrauch der Halfter kennt, was immer geschehen sollte, ehe es angebunden wird, so kann man es auch in jedem Stalle befestigen und ihm etwas zu fressen geben, um es erst einige Minuten an seinem Platze zu halten, und unter funfzig jungen Pferden ist nicht eins, das dann an seiner Halfter reißt.

Bemerkungen des Herausgebers.

Rarey sagt nichts über die Longen, welche bei dem ersten Schritte der europäischen und orientalischen Dressur

gebraucht werden. Vielleicht hält er sein Verfahren, das Bein aufzubinden, für hinreichend; aber sei dem nun, wie ihm wolle, wir halten es dennoch für zweckmäßig, den allgemeinen Sinn einer vielfältig mißbrauchten Praxis mitzutheilen.

Unwissende Pferdeabrichter sagen, daß sie ein Füllen longiren, um es geschmeidig zu machen. Dies ist ein lächerlicher Unsinn. Ein rohes Füllen wird sich mit der außerordentlichsten Schmiegsamkeit biegen. Man blicke auf ein Paar zweijährige Füllen, ehe sie zum Laufe ansetzen, man beachte die Behendigkeit ihrer Sprünge, man beobachte, wie ein Füllen sich mit dem Hinterfuße, den Kopf kratzt und man wird niemals glauben können, daß solchen Thieren Geschmeidigkeit beigebracht zu werden brauche. Obschon es ein Leichtes ist, einem Pferde einfache Handlungen des Gehorsams zu lehren, es dahin zu bringen, daß es auf unseren Befehl vorwärts geht und stillsteht, so werden doch in brutalen Händen an der Longe mehr Pferde verdorben und gelähmt, als durch irgend eine andere Dressurmethode. Ein einfältiger Bursche zieht z. B. mit dem Stricke des Pferdes Kopf und Schulter in eine kreisförmige Stellung, während er die Hüften mit der Peitsche heraustreibt.

»Ein Füllen sollte nur im Schritt longirt werden, bis es ohne Gewalt im Kreise geht.

Es sollte nie gezwungen werden, an der Longe zu galopiren, obgleich es ihm gestattet sein mag, solches aus freiem Antriebe zu thun.

Es muß nicht durch Ziehen an dem Stricke zum Stehen gebracht werden, sondern dadurch, daß man vor es tritt,

so daß es in gerader Stellung parirt wird. Ein erfahrener Mensch wird das Thier mit einer Hand longiren und ihm mit der Peitsche ein Zeichen geben, zu changiren, ohne daß es still steht, und es so in der Figur einer 8 longiren. Man sollte Niemandem Geräthe wie den Longirstrick und die Peitsche anvertrauen, außer Personen, welche die Sache wirklich verstehen.

»Wenn es frei in dem Kopfgestelle geht, kann man die Knebeltrense hinzufügen.«

Ein Füllen sollte nie mit seinem Gebisse an die Pfeiler befestigt werden, sondern mit dem Kopfgestelle; denn wenn man es mit dem Gebiß befestigt, wird das Thier schwerfällig, ja schläfrig und bekommt wunde Lippen, die, wenn sie geheilt sind, schwielig werden. Nichts ist jedoch gewöhnlicher, als Füllen stundenlang mit dem Gebisse stehen zu sehen, mit den Zügeln dicht an den »Demi-Jockey« geschnallt, indem Viele irrig wähnen, sein Maul dadurch zu gewöhnen oder seinem Kopfe die gehörige Stellung zu verleihen. Wenn das Letztere nicht durch die Natur geschieht, so kann es nur, wenn überhaupt, durch zarte, geschickte Hände bewerkstelligt werden.

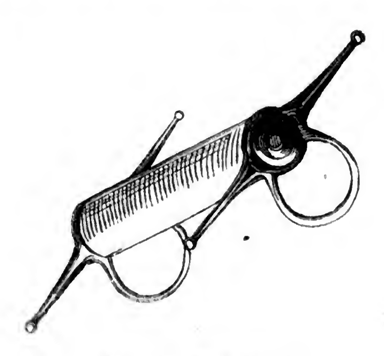
Das Gebiß eines Füllens sollte ein großes und weiches Nasenband haben und Spieler (Players), um sein Maul feucht zu erhalten.

Dick Christian liebte für junge Pferde ein Gebiß wie seinen Daumen dick — wir wissen indessen nicht, wie dick dieser war — und fünftehalb Zoll zwischen den Backen; und es gab keinen bessern Kenner als Dick.

Die Deutschen gebrauchen ein hölzernes Gebiß, um

des Pferdes Maul zu formiren, und tüchtige Kenner glauben, daß sie recht haben, da jenes zu Anfang nicht so unangenehm sein dürfte, wie Metall. Mag es nun aber Holz oder Eisen sein, so sollte immer der Zaum gehörig angesetzt werden, ein oft vernachlässigter Punkt und dann eine häufige Quelle des Stätigwerdens der Thiere. Es ist eben so nothwendig, den Zaum der Länge des Kopfes anzupassen, als die Gurten des Sattels festzuschnallen.

Um ein boshaftes, beißendes Pferd zu unterwerfen, giebt es nichts Besseres als das große hölzerne Knebelgebiß,



Hölzernes Knebelgebiß.

welches Rarey zuerst öffentlich am Zebra zeigte. Ein Maulkorb verhindert das Pferd nur am Beißen, ein gehörig angebrachter Knebel curirt es; denn wenn es findet, daß es nicht beißen kann, und man es liebkost und ihm zutraulich und freundlich die Ohren reibt, so läßt es allmälig von diesem so gefährlichen Laster ab. Dem Stafford wurde auch zuerst ein hölzerner Knebel angelegt. Füllen,

die zum Krippenbeißen Hang haben, sollten ebenfalls mit einem solchen Gebiß versehen werden.

Unser Holzschnitt ist dem verbesserten Modell von Stokey nachgebildet. Ohne Zweifel gerieth Rarey auf sein Knebelgebiß durch jenen Knebel, welchen seit undenklichen Zeiten die Landhufschmiede anwenden, um des Pferdes Maul zu halten, während sie die grausame und unnütze Operation verrichten, die Froschgeschwulst auszubrennen.

Sechstes Capitel.

Wie man ein Pferd oder Füllen bändigt. — Rarey's Anweisungen zum Aufzäumen und Niederlegen. — Erklärungen des Herausgebers. — Wie man sich einem bösartigen Pferde nähert. — Wagenrad. — Anwendung des Riemens Nro. 1. — Anwendung des Riemens Nro. 2. — Holzschnitte dazu. — Springübung auf drei Beinen. — Anlegen des Zaumes. — Widerstand des Pferdes. — Lord B.'s verbesserter Riemen Nro. 2. — Nicht viel Gefahr. — Wie ein Pferd zu lenken ist. — Wie man dem Pferde schmeicheln muß, wenn es sich niedergelegt hat. — Wie man ein aufgebundenes Pferd besteigt. — Platz und Vorbereitungen zum Dressiren.

In diesem Capitel verlasse ich die Anordnung des Originalwerks und verbinde zwei Abschnitte, welche Rarey getrennt hat, entweder weil er, als er sie schrieb, der Wichtigkeit dessen nicht gedachte, was wirklich der Cardinalpunkt, die Grundfeste seines Systems ist, oder weil er es vor den Uneingeweihten zu verbergen wünschte. Das Rarey'sche System verwirft das strenge Longiren, das Peitschen- und Spornregiment, Blendklappen, Arzneitränke, Hungern, Zwicken, Schwanzniederbinden, Ohrenzusammennähen, Hagel in die Ohren stecken und alle die bisher angewandten Grausamkeiten, um feurige und bösartige Pferde zu unter-

werfen (und sehr oft werden gerade die feurigen Thiere durch unkluge Behandlung die bösartigsten) und setzt an deren Stelle eine neue Methode, das Pferd niederzulegen, seine Glieder aufzubinden und, wenn es nöthig sein sollte, sein Maul zu knebeln, was ihm bald fühlbar macht, daß der Mensch sein Vorgesetzter ist und dennoch bei ihm weder Schreck noch Haß erregt.

Diese beiden Abschnitte sind in der Originalschrift unter dem Titel zu finden: »Auf welche Weise man ein Pferd fahren kann, welches sehr wild ist und böse Gewohnheiten hat«, und: »Wie man ein Pferd dazu bringt, sich niederzulegen.« Es ist wesentlich, diese beiden Abschnitte zu vereinigen, weil, wenn man ein gut gezogenes Pferd mit aufgebundenem Beine ins Geschirr bringt, ohne es zuvor zum Niederlegen gebracht zu haben, Zehn gegen Eins zu wetten ist, daß es sich überstürzt und die Deichsel des Wagens und seine eigenen Knie zerbricht.

Folgendes sind wörtlich diese Abschnitte, von denen ich nachher eine Erläuterung mit veranschaulichenden Abbildungen geben werde:

Man nehme einen Vorderfuß auf und biege das Knie, bis der Fuß mit dem Hufe nach oben steht und beinahe den Körper berührt, dann schiebe man eine Schleife über das Knie und hinauf bis zum Fesselgelenk, um das Bein aufgebogen zu halten, indem man sorgsam die Schleife zwischen dem Hufe und dem Fesselgelenke zusammenzieht, wozu man irgend einen andern Riemen nimmt, damit die Schleife nicht herunterfällt und sich löst. So muß das Pferd auf drei Beinen stehen, und man kann mit demselben machen, was

man will, da es ihm durchaus unmöglich ist auszuschlagen. Durch die Manipulation des Fußaufhebens wird das Pferd schneller gebessert als durch irgend etwas anderes. Es giebt kein besseres Verfahren, ein schlagendes Pferd zu gewöhnen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens liegt es in der Natur des Pferdes, daß, wenn ein Glied unterworfen wird, meistentheils das ganze Pferd gebändigt ist. Man hat schon gesehen, daß Leute, von diesem Grundsatze ausgehend, die Ohren des Pferdes zusammennäheten, um es vom Ausschlagen abzuhalten. Ebenso las ich auch in einer Zeitung, daß man ein wildes Pferd beschlagen könne, wenn man ein Ohr desselben nach unten zu befestige. Es waren keine Gründe angegeben, weshalb man also verfahren solle, aber ich versuchte es einige Male und verspürte eine ganz gute Wirkung. Dennoch möchte ich die Anwendung dieser Mittel nicht empfehlen, besonders nicht das Zusammennähen der Ohren. Das einzig Zweckdienliche bei der Sache ist, daß, indem man den Ohren eine unnatürliche Lage giebt, die Aufmerksamkeit des Pferdes allein dahin gelenkt wird, so daß es beim Beschlagen nicht an einen Widerstand denkt. Indem man einen Fuß in die Höhe bindet, handelt man nach demselben Grundsatze, doch mit besserer Wirkung. Wenn man den Fuß aufbindet, wird das Pferd im Anfange oft sehr wüthend, schlägt mit dem Knie und versucht Alles, ihn frei zu machen, wird aber bald ruhig, wenn es die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsieht.

Hierdurch bezwingt man das Pferd besser als durch irgend ein anderes Mittel, und zwar ohne die geringste Gefahr, ihm oder sich selbst Schaden zuzufügen, denn man kann

den Fuß aufbinden und sich hinsetzen und ruhig zusehen, bis es alle Befreiungsversuche aufgiebt. Wenn man sieht, daß es ruhig geworden ist, gehe man zu ihm, lasse den Fuß herunter, reibe das Bein mit der Hand, liebkose es und lasse ihm ein wenig Ruhe; dann binde man den Fuß wieder in die Höhe. Dieses wiederhole man einige Male immer an demselben Fuße, und das Thier wird bald lernen, auf drei Beinen zu gehen, so daß man es eine kleine Strecke führen kann. Sobald es ein wenig an dieses Gehen gewöhnt ist, lege man ihm das Geschirr an und spanne es an einen leichten, kleinen Wagen. War es auch das schlimmste und schlagendste Pferd, das je den Fuß erhob, so braucht man nicht zu fürchten, daß es Schaden thut, denn mit dem aufgebundenen Fuße kann es nicht ausschlagen, noch vermag es so schnell zu laufen, daß es Unglück anrichten könnte. Und wenn es das wildeste Pferd ist, dem man je Geschirr anlegte und welches jedes Mal, so oft es angespannt wurde, durchging, so kann man es auf diese Weise an einen Wagen spannen und mit ihm nach Belieben fahren. Wenn es durchgehen möchte, so lasse man die Zügel schießen und gebe ihm einige Peitschenhiebe, was man ohne Gefahr thun kann, weil es auf drei Beinen nur langsam zu gehen im Stande ist, bald müde wird und gern stehen bleibt. Man halte es nur so fest, daß man es leiten kann, und bald wird es so ermüdet sein, daß es gern aufs Wort stillsteht. Auf diese Weise kann man es gründlich von jeder weiteren Lust zum Durchgehen heilen. Schlagende Pferde sind immer und von einem Jeden gefürchtet, und man hört oft, wenn von einem bösen Pferde gesprochen wird: »Das schadet alles

nichts, wenn es nur nicht ausschlägt.« Die angegebene Methode ist eine gründliche Cur gegen diese schlimmste aller Gewohnheiten. Es giebt noch verschiedene Arten, wie man ein schlagendes Pferd anspannen und trotz alles Ausschlagens zum Gehen zwingen kann, aber diese haben keine Wirkung auf das Abgewöhnen des Fehlers, denn wir wissen, daß das Pferd nur ausschlägt, weil es sich vor dem, was hinter ihm ist, fürchtet, und wenn es nun dagegen schlägt und sich verletzt, so schlägt es nur um so fester, verletzt sich stärker und kämpft viel länger, so daß es immer schwieriger wird, es dahin zu bringen, daß es ohne Furcht etwas hinter sich herzieht.

Bei dieser neuen Methode kann man es aber an ein rasselndes Cabriolet, an einen Pflug oder Wagen spannen, oder an Etwas, was ihm sonst die größte Furcht erregte. Es wird allerdings anfänglich auch erschrocken sein, aber da es nicht ausschlagen und sich keinen Schaden thun kann, so wird es bald finden, daß man nicht die Absicht hat, ihm wehe zu thun, sowie daß das hinter ihm Befindliche unschädlich ist, und wird sich nicht mehr darum kümmern.

Man kann dann das Bein herunterlassen und langsam vorwärts fahren, ohne Gefahr zu laufen. Auf diese Weise kann ein böses, schlagendes Pferd in wenigen Stunden lernen, ganz ruhig und gehorsam im Geschirre zu gehen *).

*) Ich möchte dieses Verfahren bei einem edlen Racepferde nicht empfehlen, ohne es vorher zum Niederlegen gebracht zu haben, da es sich wahrscheinlich überstürzen würde.

Wie man ein Pferd dazu bringt, sich nieder=zulegen.

Bei Allem, was man ein Pferd lehren will, muß man damit anfangen, ihm einen Begriff von dem, was es thun soll, beizubringen, und dieses so lange wiederholen, bis es dasselbe vollkommen verstanden hat. Um ein Pferd dahin zu bringen, daß es sich niederlegt, biege man sein linkes Vorderbein und ziehe eine Schleife darüber, so daß es dasselbe nicht niedersetzen kann. Dann lege man eine Sattelgurte um seinen Körper und befestige ein Ende eines langen Riemens um das andere Vorderbein dicht über dem Hufe, ziehe dann das andere Ende durch die Gurte, um den Riemen in der rechten Richtung zu erhalten, fasse ihn kurz mit der rechten Hand, stehe an der linken Seite des Pferdes, fasse das Gebiß mit der linken Hand, ziehe fest mit der rechten den Riemen an und lege sich mit der Schulter fest an das Pferd, bis es sich bewegen muß. Sobald es diese Schwere fühlt, erhebe man durch Ziehen auch den rechten Fuß, und man wird das Thier auf die Knie bringen. Man halte den Riemen nun fest in der Hand, so daß es das Bein nicht gerade machen und aufstehen kann. In dieser Stellung halte man es, drehe seinen Kopf zu sich her, lehne sich mit der Schulter an seine Seite, nicht hart, aber mit gleichem steten Drucke, und in etwa 10 Minuten wird es sich nieder=legen. Sobald es liegt, kann man mit ihm machen, was man will. Man nehme dann die Riemen ab, strecke die Beine aus, reibe, mit den Haaren gehend, Gesicht und Hals

mit der Hand, streichle alle Beine und lasse es, wenn es 10 bis 20 Minuten gelegen hat, wieder aufstehen. Nach einiger Ruhe wiederhole man dasselbe Verfahren, und so drei oder vier Mal, was für einmaligen Unterricht hinreicht. Man gebe zwei Mal täglich diesen Unterricht, und wenn es denselben vier Mal gehabt hat, wird es sich niederlegen, wenn man einen Fuß anfaßt. Sobald es abgerichtet ist, sich so niederzulegen, klopfe man an das andere Bein mit einem Stocke, wenn man den Fuß anfaßt, und in wenigen Tagen wird es sich auf die bloße Bewegung mit dem Stocke niederlegen.

Ausführliche Erklärungen des Herausgebers.

Obgleich, wie ich oben bemerkte, weder das Aufbinden des Vorderbeines noch auch das von einem Einzelnen bewirkte Niederlegen des Pferdes ein neues Verfahren ist, so unterwerfen doch die beiden Operationen, wie sie von Rarey gelehrt und ausgeführt werden, nicht nur die heftigsten Pferde und machen sie fügsam, sondern, was das Seltsamste von Allem ist, sie flößen denselben auch, nach zwei- oder dreimaligem Unterrichte des Pferdebändigers, unbedingtes Vertrauen und Zuneigung ein. Auf die Frage, wie dies zugehe und warum dies so sei, bemerkte der in Ihr. Majestät Ställen angestellte Veterinairarzt: »Ich kann es weder sagen noch erklären, aber nach wiederholten Beobachtungen an vielen Pferden bin ich überzeugt, daß dem so ist.«

Wenn indessen Jemand, wäre er auch noch so erfahren

im Umgange mit Pferden, versuchen sollte, diese Operationen ohne andere Unterweisung, als die in der amerikanischen Schrift enthaltene, zu vollführen, so würde er unfehlbar seines Pferdes Knie zertrümmern, sich die Zehen zertreten, die Augen schwarz und blau färben und den Arm verrenken lassen — denn alle diese Unfälle haben, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, vorschnelle Versucher betroffen; während bei angemessenen Instructionen die Sache nicht nur wohlbeleibten und gichtbrüchigen Edelleuten gelang, sondern auch die zart gebaute bekannte Reiterin, Miß Gilbert, Vollblutfüllen und feurige Araber besiegte, und eine junge und schöne Edeldame, nachdem sie, ehe sie sich zu einer Morgenfestlichkeit begab, ihr Hütchen abgesetzt hatte, in zehn Minuten ein starkes, ausgewachsenes Pferd hülflos, wie ein Schaf in den Händen des Scherers, vor sich hingestreckt sah.

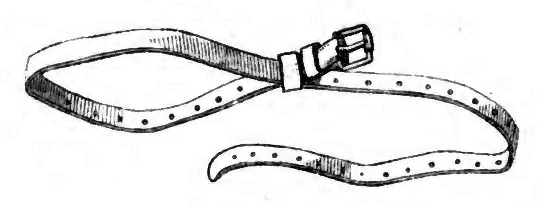
Indem man sich Rarey's Maxime, daß ein Reiter weder Furcht noch Zorn kennen dürfe, recht vergegenwärtigt und sich auf gehörige Geduld vorbereitet, nähere man sich dem Füllen oder Hengste auf die in den vorstehenden Capiteln beschriebene Weise. Hat man mit einem Füllen zu thun, so sollte man, dringende Nothfälle abgerechnet, dasselbe zuvor an Berührung gewöhnen und ihm Führung beibringen; dies werden Pferdebändiger ersten Ranges bei den wildesten Füllen in drei Stunden vollenden können, obgleich es besser ist, wenigstens einen Tag auf diese ersten wichtigen Schritte der Erziehung zu verwenden.

Wenn man sich einem tückischen Hengste nähert, so macht man seine erste Bekanntschaft am besten über eine in der oberen Hälfte geöffnete Thür, oder über eine Barriere, wie

Rarey es bei seiner ersten Zusammenkunft mit Cruiser that; dann mache man allmälig genauere Bekanntschaft und lehre das Thier, daß man sich vor seinem offenen Maule nicht fürchte. Ein regelmäßiger Beißer muß jedoch auf die gleich zu beschreibende Weise geknebelt werden.

Es ist natürlich nicht schwierig, das Bein eines ruhigen Pferdes oder Füllens zu berühren, und wenn man fortwährend vom Nacken nach dem Hufhaare hinunterstreicht, kann man thun, was man will. Aber viele Pferde und sogar Füllen haben die sehr gefährliche Tücke, mit den Vorderfüßen auszuschlagen. Hiergegen giebt es keinen besseren Schutz als ein Wagenrad. Das Rad kann entweder allein für sich gebraucht werden, oder man kann das Thier an einen mit Heu beladenen Wagen führen, wo dann der Bändiger unter dem Wagen her durch eins der Räder manipulirt, während das Füllen die Ladung beknabbert.

Hat man das Füllen nun so weit beschwichtigt, daß es sich ohne Widerstand das Bein aufheben läßt, so nehme man den Riemen Nr. 1, stecke die Spitze durch die unter der



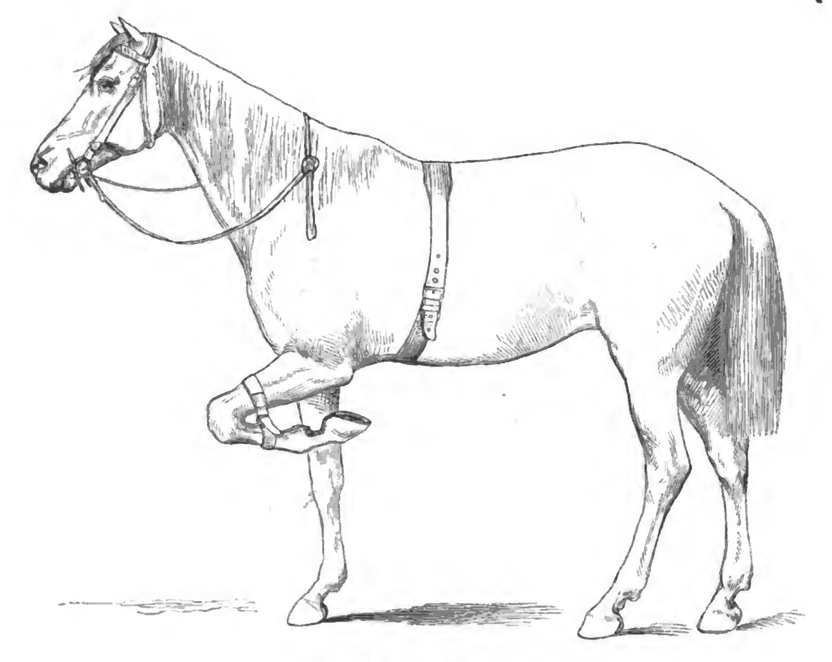
Riemen Nr. 1.

Schnalle befindliche Lederöse, so daß man eine Schlinge bildet, streife diese über das nächste Vorderbein und ziehe sie dicht bis zum Fesselgelenke, dann nehme man das Bein

auf, als wollte man das Pferd beschlagen, stecke den Riemen, indem man ihn über das Oberbein zieht, durch die Schnalle und schnalle das untere Glied des Beines so dicht, als man kann, an den oberen Theil, ohne dem Thiere wehe zu thun.

Man trage Sorge, daß die Schnalle von der allerbesten Qualität und das Leder gesund sei. Es ist zweckmäßig, letzteres vor dem Gebrauche zu strecken. Die Schnallenzungen, die man zu diesem Zwecke verwendet, gleiten, wenn sie nicht von der ersten Qualität sind, sehr leicht aus der Oeffnung heraus, in welchem Falle die ganze Arbeit und Mühe wiederholt werden kann. Bisweilen mag man es zweckmäßiger finden, die Schlinge offen auf den Boden zu legen und das Pferd hineintreten zu lassen. Glaubt man, daß das Pferd auf den Operateur zufalle, so ist es besser, die Schnalle einwärts vom Beine zu placiren, weil sie sich, wenn das Thier am Boden liegt, dann leichter öffnen läßt.

In Fällen, wo man keine Gelegenheit gehabt hat, das Füllen vorher zu zähmen und zu beschwichtigen, wird man häufig einer Stunde ruhiger, geduldiger, schweigender Beharrlichkeit bedürfen, ehe es sich das Bein in die Höhe schnallen läßt — wenn es sich niederlegt, so bleibt nichts weiter übrig als Geduld. Man muß es streicheln und liebkosen, bis es besiegt ist. Rarey arbeitet stets allein und verschmäht jeden Beistand, wie es auch einige seiner besten Schüler machen, z. B. der Lord B., der Marquis von S. und der Capitän S. Wenn man in fremden Ländern reist, so kann es vorkommen, daß man ein Füllen oder wildes Pferd allein bändigen muß, aber es ist kein Grund vorhanden, warum man nicht Beistand benutzen sollte, wenn



Das Aufbinden des Beines.

man ihn bekommen kann, da unter solchen Umständen die Procedur natürlich viel leichter ist. Man vergesse indessen nicht, daß man, um ein Pferd gehörig zu bändigen, niemals unnöthige Gewalt anwenden darf; es ist daher besser, daß es seinen Fuß sechsmal wieder niedersetzt, wenn es ihn zuletzt nur willig hergiebt. Unter keinen Umständen darf jedoch der Dressirmeister die Geduld verlieren oder leidenschaftlich werden.

Ist das nächste Vorderbein auf diese Weise sicher erfaßt und das so gefesselte Pferd durch ein hölzernes Gebiß am Beißen verhindert, so besteht die nächste Maßregel darin, daß man es auf drei Beinen umherhinken läßt. Dies ist vergleichsweise leicht, wenn das Thier Führung gelernt hat, aber schwierig, wenn dies nicht der Fall ist. Der Abrichter muß Sorge tragen, hinter des Pferdes Schulter zurück zu bleiben und im Kreise zu gehen, sonst wird er leicht durch den Kopf des Thieres oder das aufgebundene Bein gestoßen werden.

Rarey ist so geschickt, daß er es selten für nothwendig hält, seine Pferde umherhinken zu lassen, aber ohne Zweifel erspart man sich viel spätere Mühe, wenn man sich das Thier recht abarbeiten läßt, und es ist dies jedenfalls eine sehr nützliche Vorbereitung, ehe man ein Füllen oder ein schlagendes Pferd ins Geschirr bringt. Wie jede andere Operation muß auch diese auf sehr freundliche Weise bewerkstelligt und mit zärtlichen Worten, wie: »Komm hier, komm hier, alter Bursche ꝛc.«, begleitet werden.

Ein Pferd, wenn es nicht zu sehr getrieben wird, kann zwei bis drei englische Meilen weit auf drei Beinen hum-

peln, und nichts ist erfolgreicher für die Cur bei schlagenden oder scheuen Thieren.

Wenn das Pferd so lange, als man es zu seiner Ermattung für nöthig hält, gehumpelt hat, so schnalle man eine gewöhnliche einfache Sattelgurte leidlich fest um seinen Leib. Eine einriemige ist die beste.

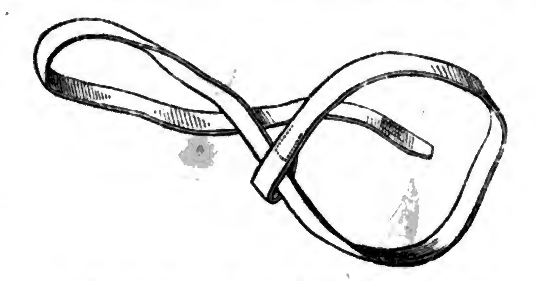
Es ist überhaupt gut, Füllen schon sehr früh an das Tragen einer solchen Gurte zu gewöhnen, obgleich es jedenfalls zuerst einige Mühe verursachen wird.

Unser Füllen ist jetzt so weit, daß es sich nicht vor dem Menschen fürchtet; es läßt sich gern klopfen und streicheln; es folgt, wenn man den Zaum ergreift, und sein Bein ist so aufgebunden, daß es nicht schneller hinken kann, als man läuft.

Nun verkürze man den Zaum, welcher eine dicke, einfache Nasentrense sein sollte, so daß die Zügel, wenn sie lose auf dem Widerriste liegen, beinahe gerade sind. Dies geschieht am besten dadurch, daß man die Zügel zweimal um die beiden Zeigefinger dreht und die Enden zu einer Schlinge durchzieht, weil diese Schleife leicht gelöst werden kann.

Sodann nehme man den Riemen Nr. 2 und, indem man eine Schlinge macht, lege man ihn um das andere, von dem Abrichter entferntere Vorderbein. Bei einem sehr ruhigen Pferde ist dies schnell geschehen; ein wildes oder bösartiges muß man vielleicht hineintreten lassen; jedenfalls muß die Schlinge, sobald der Vorderfuß darin ist, dicht um das Fesselgelenk angezogen werden. Hierauf ziehe man einen starken Handschuh auf die rechte Hand, nachdem man an ihm

die Spitzen der Finger abgeschnitten hat, ziehe den Riemen durch die Bauchpartie der Sattelgurte, fasse ihn kurz und fest



Riemen Nr. 2 für das weitere Vorderbein.

mit der behandschuhten Hand, stelle sich dicht an das Pferd hinter seine Schultern und ergreife mit der linken Hand den nächsten Zügel. Zieht man nun das Pferd sacht nach der sich zugewandten Seite, so wird es fast jedesmal zum Hüpfen kommen; will es nicht, so muß es geführt werden; aber Rarey bringt es stets allein zum Hüpfen. In dem Augenblicke, wo es den entfernteren Vorderfuß aufhebt, ziehe man den Riemen Nr. 2 dicht und fest an. Die Bewegung wird den entfernteren Fuß in dieselbe Stellung ziehen wie den näheren, und das Pferd muß auf die Knie fallen. Nun ist die Hauptsache, den Riemen so fest zu halten, daß das Thier nicht im Stande ist, seinen Fuß wieder auszustrecken. Diejenigen, welche ihrer Geschicklichkeit sehr vertrauen, begnügen sich damit, den Riemen nur mittelst einmaligen Umschlingens um ihre Hand zu halten, aber Andere benutzen die erste Verdutzung des Pferdes, um den Riemen doppelt um die Sattelgurte zu ziehen.

Eine andere Art, diese Operation zu vollbringen, besteht

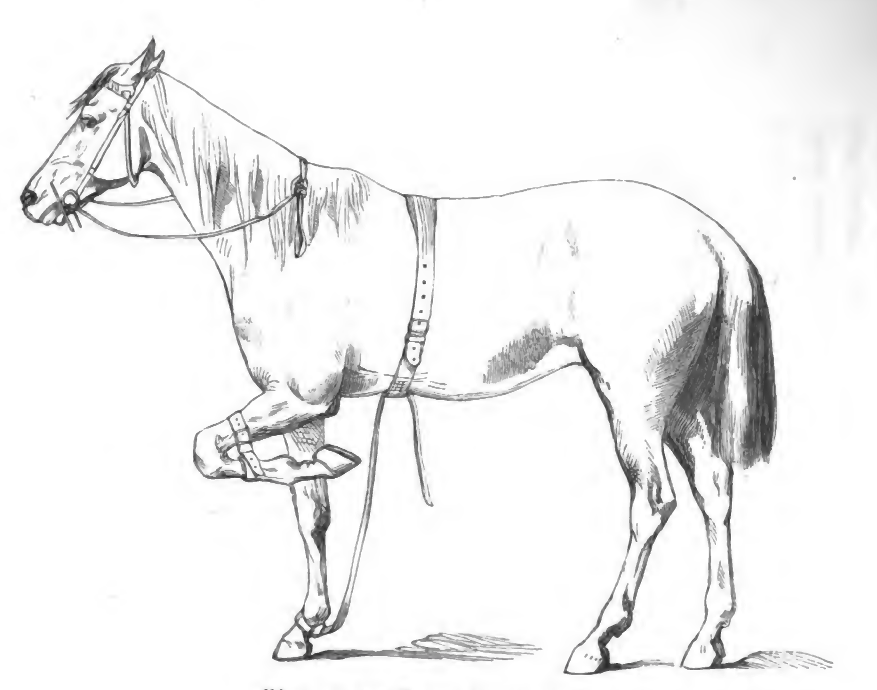
darin, daß man bei heftigen Pferden den von Lord B—h erfundenen Riemen anwendet.



Lord B.'s verbesserter Riemen Nr. 2.

Dieser besteht zuerst in der Schlinge für das dem Abrichter entferntere Vorderbein, wie sie in unserer Abbildung gezeigt wird. Ein Sattelgurtriemen von wenigstens sieben Fuß Länge mit einer Schnalle wird über den Rücken des Pferdes geworfen; dann steckt man das Schnallenende durch den Ring, zieht die Spitze durch die Schnalle, und in dem Augenblicke, wo das Pferd sich bewegt, zieht der Bändiger den Riemen fest um den Leib desselben und, indem er ihn zuschnallt, fesselt er das Bein so sicher, daß er gar keine Kraft mehr anzuwenden braucht, um es in der Höhe zu halten.

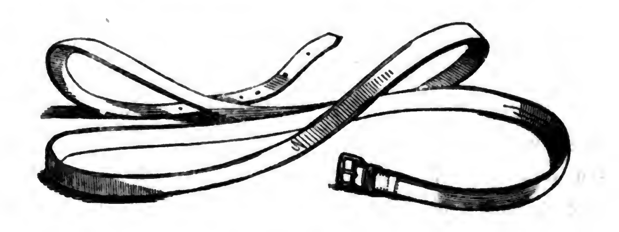
Sobald das Pferd sich von seinem Erstaunen, auf die Knie gebracht zu sein, erholt hat, fängt es an, sich zu widersetzen, d. h. es bäumt sich auf seinen Hinterbeinen und springt auf eine für die Zuschauer wahrhaft beunruhigende Weise umher, was bei einem edlen Pferde einen gewissen Grad



Pferd mit dem Riemen Nr. 1 und 2.

von Thätigkeit auf Seiten des Bändigers erfordert. (Siehe den Abschnitt über den Widerstand der Pferde.)

Man bedenke, daß es sich nicht darum handelt, die Kraft des Menschen mit der des Pferdes zu messen, und folge dem Thiere geduldig, indem man den Riemen gerade straff genug hält, um es am Herausziehen des Vorderfußes zu *hindern*. So lange man sich dicht an ihm und hinter seinen Schultern hält, ist man in sehr geringer Gefahr. Der Zaum in der linken Hand muß wie eine Leitschnur gebraucht werden; dadurch, daß man links oder rechts anzieht, wie die Gelegenheit es erfordert, kann man das sich auf den Hinterbeinen drehende Pferd leiten, gerade wie man ein Boot mit den Ruderleinen steuert; aber man kann auch durch starkes gerades Anziehen das Thier ermüden, indem man es so zwingt, rückwärts zu gehen. Der durch die Sattelgurte laufende Riemen hält oder soll vielmehr den Bändiger auf seinem rechten Platze halten; er soll nicht mehr ziehen oder



Sattelgute für Lord B.'s Riemen Nr. 2.

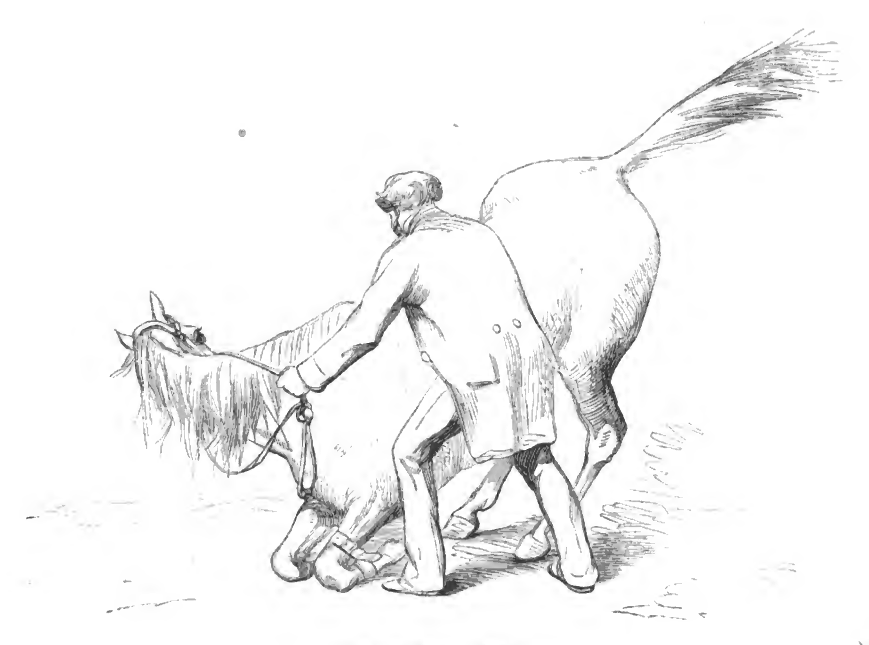
sich auf sonstige Weise angreifen, als es durchaus nothwendig ist, sondern in gerader aufrechter Haltung dem Pferde einfach umher folgen, indem er es mit dem Zaume

erforderlichen Falls von den Wänden der Reitbahn ablenkt. Wir müssen zugeben, daß zur guten Durchführung dieses Manövers beträchtliche Kraft, Kaltblütigkeit und Geduld, zuweilen auch Behendigkeit gehört; denn obgleich ein mit Gras gefüttertes Füllen sich bald fügen wird, so wird doch ein mit Korn gefüttertes oder gar ein feuriges, in gutem Stande befindliches Jagdroß einen sehr hartnäckigen Widerstand versuchen, und mir ist sogar ein Beispiel bekannt, wo ein Pferd, dessen beide Vorderbeine gefesselt waren, seitwärts sprang.

Der Beweis, daß die Gefahr mehr scheinbar als wirklich ist, liegt in der Thatsache, daß bisher noch keine ernsthaften Unfälle vorgekommen sind, und daß, wie ich oben bemerkte, viele Edelleute und einige vornehme Damen, so wie verschiedene Knaben die Sache zum glücklichen Ende gebracht haben. Aber es wäre unwahr, wenn man behaupten wollte, daß gar keine Gefahr vorhanden sei. Wenn sie gehörig gehalten und geführt werden, widerstehen wenige Pferde länger als zehn Minuten, und man glaubt, daß eine Viertelstunde die längste Zeit sei, während deren ein Pferd sich widersetzte, ehe es erschöpft zu Boden sank. Aber einem noch unerfahrenen Bereiter wird diese Zeit sehr lang währen, und es ist eine große Annehmlichkeit, einen Assistenten zum Zeitmesser zu ernennen, wenn keine Uhr in sichtbarer Nähe ist, damit er verkünde, wie schnell man vorrücke. Nach heftigem Sträuben und nach einem Widerstande von etwa acht Minuten sinkt das Thier gewöhnlich vorn über auf seine Knie, in Schweiß gebadet, mit schlagenden Flanken und zitterndem Schwanze, als habe es mit Fuchshunden über einen



Das Pferd erschöpft sich.



Das erschöpfte Pferd.

Siege waren nur zeitweilig und gewöhnlich rein persönlich; mit jedem Fremden pflegte das Thier sein Spiel von Neuem zu beginnen.

Ein Vortheil des Rarey'schen Systems ist, daß man das Pferd sich unter Umständen erschöpfen läßt, die es ihm unmöglich machen, sich lange so zu sträuben und zu kämpfen, daß es sich Schaden zufügen könnte. Man hat wohl behauptet, es könne dem Thiere leicht ein Blutgefäß springen oder durch die Anstrengung des Springens auf den Hinterbeinen werde ein Schlagfluß herbeigeführt; aber bis zum heutigen Tage ist uns noch kein Unfall der Art berichtet worden.

Wenn das Pferd, zum zweiten oder dritten Male gänzlich besiegt, am Boden liegt, so ist es an der Zeit, ihm die fernere Dressur beizubringen.

Wenn man Alles, was man wünscht, mit dem aufgebundenen Pferde vorgenommen hat — ihm die Ohren gestreichelt, wenn es dieses nicht leiden konnte — die Hinterbeine geklopft, wenn es ein Schläger war — ihm einen Sattel gezeigt und es daran hat riechen lassen und dann denselben auf seinen Rücken gelegt hat — sich selbst darauf gesetzt und es überall umhergezogen hat, — dann nehme man alles Riemenzeug von ihm ab. Indem man, um es zu streicheln, sich um das Thier herumbewegt, gehe man immer langsam vom Kopfe nach dem Schwanze hin und dann wieder herum nach dem Kopfe zu, man kratze ihm mit einem Schabeisen den Schweiß ab, reibe es mit einem Wische, glätte das Haar an seinen Beinen und ziehe den Vorderfuß gerade heraus. Wenn es sich hartnäckig gewehrt hat, wird es

Das gebändigte Pferd.

wie todt daliegen und sich kaum rühren. Dann muß man sich wieder so gewissenhaft, als wäre man ein mesmerischer Doctor oder orientalischer Badefrotteur, an das Thier machen; jedes Glied muß »geliebkost« werden, um Rarey's bezeichnende Redensart zu gebrauchen, und mit der Operation hat man den ersten und wichtigsten Unterricht vollendet.

Jetzt kann man den Rücken eines rohen Füllens besteigen und es lehren, daß man ihm in dieser Stellung nicht weh thut; stände es aufrecht, so könnte es Widerstand leisten und uns aus Furcht abwerfen, aber da es erschöpft und machtlos ist, so bleibt ihm Zeit zu erkennen, daß man nichts Böses mit ihm im Sinne hat. Man kann ihm jetzt Sattel und Geschirr auflegen, wenn es auch früher Abneigung gegen dieses oder gegen einen Theil desselben gezeigt hat; sein Kopf, sein Schwanz und seine Beine sind widerstandslos unseren Liebkosungen preisgegeben, man spare diese Liebkosungen nicht und spreche die ganze Zeit über mit dem Thiere.

Wenn es bisher sich dem Beschlagen nicht hat fügen wollen, so ist es jetzt an der Zeit, seine Vorder- und Hinterbeine zu betasten; man spreche dabei freundlich zu ihm, aber wenn es Widerstand versucht, so gebrauche man die Stimme der Autorität. Ist es ein heftiger, wilder, hartnäckiger Schläger, wie Cruiser oder Mr. Gurney's graues Füllen oder wie das Zebra, so bringe man ein paar »Hobbles« *) an seine Hinterbeine, wie diejenigen, die man bei Stuten während der Deckung anwendet. Diese müssen von einem

*) Eine Vorrichtung beim Beschlagen der Pferde, damit sie still stehen.

zuverlässigen Assistenten gehalten und durch die Ringe der Sattelgurte gezogen werden, wobei die Vorderbeine des Thieres gebunden sein müssen. Man kann durchschnittlich eine Stunde darauf verwenden, mit den Beinen zu manipuliren und mit der Hand oder einem Hammer gegen die Hufe zu klopfen; auch muß Alles in fester, gemessener, ruhiger Weise geschehen; nur dann und wann, wenn das Thier sich widersetzt, rufe man, indem man den Widerstand mit den Stricken paralysirt, in entschlossenem Tone: »Ho! Ho!« Durch dieses fortwährende Beschwichtigen und Manipuliren entsteht zwischen dem Pferde und dem Menschen Vertrauen. Klopft man es, so lange als es nöthig scheint, wir wollen sagen, zehn Minuten oder eine Viertelstunde, so kann man es zum Aufstehen ermuthigen. Einige Pferde bedürfen ziemlich bedeutender Hülfe dabei, und man muß ihnen dieselbe bisweilen an sämmtlichen vier Beinen leisten.

Es ist vielleicht nicht unnütz, hier zu bemerken, daß das Behandeln der Glieder vorzüglich bei Füllen Vorsicht erheischt. Ein von Fliegen gequältes Füllen pflegt nach vorn zu bis nach seinen Vorderbeinen hinauf zu schlagen.

Wenn ein vom Riemenzeug befreites Pferd aufzustehen versucht, so kann man es leicht aufhalten, indem man ein Vorderbein ergreift und nach der Richtung, in der es gebunden war, zurückbiegt. Sollte es zufällig zu rasch sein, so widerstehe man ihm nicht; es ist ein wesentlicher Grundsatz des Rarey'schen Systems, daß man sich nie mit dem Pferde auf den Kriegsfuß setzt, wenn man nicht ganz sicher ist, den Sieg davon zu tragen.

Bei allen diesen Operationen muß man ruhig und niemals eilfertig sein.

In Rarey's Systeme sind alle Zeichen so direct, daß das Pferd dieselben verstehen muß. Man bringt es in eine solche Lage und unter solchen Zwang, daß es keiner Sache, die man von ihm verlangt, Widerstand entgegensetzen kann; fügt es sich, so wird es geliebkost; denkt es an Ungehorsam, denn wirklich widerstehen kann es mit seinen aufgebundenen Beinen nicht, so erhält es eine Rüge. Wiederholter Unterricht überzeugt zuletzt auch das boshafteste Pferd, daß sein Widerstand nutzlos ist, und daß auf seine Nachgiebigkeit jene Liebkosungen erfolgen, auf welche Pferde offenbar so sehr viel geben.

Das letzte Beispiel von Rarey's Uebergewicht gab eine schöne graue Stute, welche vierzehn Jahre in der Musikbande eines der Life-Guards-Regimenter gedient hatte und folglich wenigstens siebenzehn Jahre alt war. Während dieser ganzen Zeit hatte sie sich niemals an den Hinterfüßen ruhig beschlagen lassen wollen; die Hufschmiede mußten ihr eine Klammer auf Nase und Ohren setzen, den Schwanz an dem Boden befestigen u. s. w., und selbst dann widersetzte sie sich heftig. In drei Tagen war Rarey im Stande, sie ungefesselt zu beschlagen. Und dies geschah nicht etwa durch einen Kunstgriff, sondern nur dadurch, daß er ihr bewies, sie könne nicht widerstehen, und daß man nichts Böses gegen sie beabsichtige. Während der drei Tage war der Unterricht täglich mehrere Male wiederholt worden, und diese fortgesetzte Beharrlichkeit ist einer der wesentlichsten Theile des Systems.

Hat man es mit einem so wilden Schläger zu thun wie mit Cruiser oder dem Zebra, einem Thiere, das mit einem Beine so grimmig schlagen kann, wie andere kaum mit zweien, so gebrauche man, um es zu besiegen und zum Niederlegen zu zwingen, eine lederne Sattelgurte mit einem an der Bauchseite festgenähten Ringe; sind die »Hobbles« an die Hinterbeine geschnallt, so ziehe man die Stricke durch die Ringe, und erhebt das Pferd sich wieder, so kann man dadurch, daß man ein Vorderbein in die Höhe schnallt und, wenn es nöthig scheint, fest an den Hinterbeinen zieht oder die Hobblestricke an ein Kummet bindet, es zu vollkommener Hülflosigkeit zurückführen; es findet, daß es sich nicht bäumen kann, denn man zieht an seinen Hinterbeinen, daß es nicht ausschlagen kann, denn man kann an allen drei Beinen ziehen, und nach einigen Lectionen ergiebt es sich.

Dies war das Verfahren, durch welches Cruiser und das Zebra unterworfen wurden. Es scheint und ist sehr einfach; gehörig ausgeführt, muß es das muthigste Füllen bezwingen und das bösartigste Pferd bessern. Aber für schwierige Ausnahmsfälle kann man doch nicht zu oft wiederholen, daß sowohl ein Mann zu der Sache gehört als eine Methode. Ohne Muth kann man nichts ausrichten; ohne Geduld und Beharrlichkeit wird der Muth von geringem Nutzen sein; all der Quacksalberei und dem Unsinn, den man unter dem Einflusse des Barnum, der ein Interesse an dem Erfolge des stillen, zurückhaltenden praktischen Rarey hatte, in die Welt hinausposaunte, muß entsagt werden. Pferdedressur ist kein Zauberstückchen. Die Grundsätze kann man allerdings aus der Lectüre dieses Buches

lernen, und einige dazu geschaffene, ihr ganzes Leben an Pferde gewöhnte Personen mögen in ihren ersten Versuchen, sogar mit schwierigen Pferden, Glück haben. Der Erfolg des Lord Burghersh, nach einer Lection von Rarey mit einer sehr bösartigen Stute, der des Lord Rivers, des Lord Vivian, des ehrenwerthen Frederick Villiers und des Marquis von Stafford mit Füllen sind wohl bekannt in der Sporting-Welt. Mr. Thomas Rice von Kinnerton-Street, der sowohl auf dem Continente als auch in England alles auf Pferde Bezügliche studirt hat und mit der spanischen Schule ebensowohl als mit der englischen Landdressur vollständig bekannt ist, unterwarf sich, wie ich bereits erwähnte, das erste Mal, als er die Riemen in die Hand nahm, glücklich Mr. Gurney's graues Füllen — das bösartigste Thier nächst dem Cruiser, welches Rarey in England aufschirrte. Dies wilde Geschöpf riß mit seinen Zähnen die Seitenklappen von dem Sattel ab.

Aber es ist ein reiner Blödsinn zu behaupten, daß eine Person, die nicht mehr von Pferden versteht, als man dadurch lernen kann, daß man dann und wann auf eine oder zwei Stunden ein vollkommen gut dressirtes Pferd reitet, sich die ganze Kunst des Rossebändigens oder gar des Aufschirrens eines wilden Pferdes ohne vorgängige Vorbereitung und Praxis zu eigen machen könne.

So wenig als man reizbar oder zornig sein darf, so wenig darf man sich auch übereilen.

Viele Damen haben Rarey's Unterrichte beigewohnt und seine Kunst studirt, aber sehr wenige haben sich praktisch darin versucht und noch wenigeren ist es geglückt. Und

doch sollten alle Pferde liebenden Damen dieses System kennen lernen, sowie auch diejenigen, welche Aussicht haben, Indien oder die Colonien zu besuchen. Allerdings ist das Roßbändigen nicht gerade eine weibliche Beschäftigung, denn schon die Crinoline würde den Damen dabei gar traurig im Wege sein —

»Ja, diese zarte Hand ward nie geschaffen,
Den harten Lederzügel zu erfassen«.

Und doch kann jene Kenntniß in Nothfällen nützlich sein, da sie jede Dame befähigen wird, einen Freund, Groom, Seemann oder Bauern zu unterweisen, das zu thun, was zu verrichten sie selbst nicht fähig ist, und mit Nachdruck darüber zu disputiren, daß Lederriemen mehr ausrichten als Peitsche und Sporn.

In dem praktischen Club der Edelleute und Gentlemen, der in Mrs. Gilbert's Ställen gehalten wird, hat man bemerkt, daß es für den Athem oder die Geduld der meisten Subscribenten zu viel war, jede Woche ein mehr als gewöhnlich widerspänstiges Pferd zu unterwerfen. Einer nur ward niemals ermüdet, der Marquis von S. — ein in allen Körperübungen sehr gewandter und überaus thätiger Mann, begabt mit einer Ruhe und einem Muthe, wie sie wenige Männer seines Standes aufzuweisen haben.

Die beste Art, wie man die Uebungen mit dem Riemen beginnt, ist vielleicht die, daß man zuerst einen Esel oder ein ruhiges, mit Gras und Wasser genährtes Pferd dazu auswählt, und dann Tag für Tag mit eben so viel Beharrlichkeit weiter geht, als wenn man Schlittschuhlaufen

oder Seiltanzen lernen wollte. So lange man nicht ein Füllen mit völliger Ruhe halftern, führen, aufzäumen und niederlegen kann, hat man nicht ausgelernt.

Man bedenke stets, daß man sich nie übereilen und nie schwatzen darf. Fühlt man sich ungeduldig, so thut man am besten aufzuhören und an einem anderen Tage wieder anzufangen. Und eben so ist es mit dem Pferde, man muß es in einer Lection nicht ermüden, sondern ihm besser jeden Tag eine, einem reizbaren Zöglinge aber zwei oder drei Lehrstunden täglich geben. Ein auffallendes Beispiel von Geduld und Beharrlichkeit zeigt uns Rarey's erster Abend mit Cruiser. Er hatte die Mühe gehabt, dies Pferd gehörig verwahrt hinter einem Wagen vierzig Meilen weit mit sich herzuführen, aber er verlor nicht einen Augenblick, dieselbe Nacht noch begann er seine Arbeit und zähmte es Glied für Glied, Zoll für Zoll. Von dem Tage an bis zu der Zeit, wo er es öffentlich vorführte, verfehlte er nie, zweimal täglich zwei oder drei Stunden hindurch bei ihm zuzubringen; indem er es zuerst durch Knebelgebiß, Riemen und »Hobbles« hülflos machte, und es dann bald liebkoste, bald zum Niederlegen zwang, bald wieder liebkoste, jedes Glied klopfend, in beschwichtigendem Tone zu ihm sprechend, und dann und wann, wenn es boshaft wurde, seinen hülflosen Kopf hinnehmend, ihn tüchtig schüttelnd und mit ihm scheltend, als hätte er einen unartigen Knaben vor sich. Darauf nahm er wieder den Knebel ab und belohnte die Unterwürfigkeit mit einem Büschel süßen Heues und einem Trunke frischen Wassers, so angenehm nach einem solchen Sturme von Leidenschaft, ließ es dann

aufstehen, ritt dasselbe — und brachte es mit einem Worte zum Stehen.

Ich erwähne diese Thatsachen, weil sich die Idee verbreitet hat, daß Jederman mit Rarey's Riemen jegliches Pferd regieren könne. Es würde aber eben so unvernünftig sein zu behaupten, daß ein Knabe dadurch eine Yacht steuern lernen könne, wenn er unter der Obhut eines alten Seemanns eine Stunde lang das Steuerruder in der Hand gehabt habe.

Das Merkwürdigste und Wichtigste in Bezug auf die Procedur des Aufbindens und Niederlegens ist, daß das Pferd von dem Augenblicke an, wo es sich erhebt, eine persönliche Freundschaft mit dem Lehrer geschlossen zu haben scheint und ihm nach einiger Aufmunterung in dem ganzen Circus herum zu folgen pflegt. Dies Gefühl kann durch einige Mohrrüben oder Brod und Zucker noch sehr gesteigert werden.

Platz und Vorbereitungen zur Dressur eines Füllens.

Es ist beinahe unmöglich, ein Pferd schnell in der freien Luft zu dressiren oder zu bändigen. Da das Thier heftig zu fallen pflegt, so muß der Boden sehr weich sein. Der beste Platz ist ein in einer Reitbahn durch eine sechs bis sieben Fuß hohe Barriere abgesperrter Raum, weil sich hier gewöhnlich ein tiefes Lager von Lohe, Sand oder Sägespänen befindet, auf dem, wenn noch eine dicke Strohschicht darauf ausgebreitet wird, keine Gefahr für das Pferd vor-

handen ist. Ein mit Steinen gepflasterter oder hölzerner Boden paßt nicht, wenn nicht fußhohe Lohe darauf liegt. Die Localität sollte etwa dreißig Fuß von einer Seite zur anderen messen und von viereckiger oder achteckiger Form sein, aber wo möglich nicht rund, weil es von großem Vortheil ist, einen Winkel zu besitzen, in welchen man ein Füllen bei der ersten Halfterlection hineintreiben kann. Man kann auch eine Scheune in ein passendes Local verwandeln, wenn man den Boden weich genug mit Stroh polstert. Jedenfalls ist es aber äußerst gefährlich, wenn Pfeiler, Pfähle oder sonstige Vorsprünge vorhanden sind, gegen welche das Pferd beim Bäumen anprallen könnte, da dasselbe, wenn ihm die Beine gebunden sind, sich leicht in den Entfernungen täuscht. Ist der Raum zu schmal, so kann der Rossebändiger, wenn er mit einem heftigen Pferde zu thun hat, leicht gestoßen oder geschlagen werden. Es ist von großem Vortheil, daß die Trainirschule mit einem Dache versehen ist, und hinsichtlich des Erfolges ist es wesentlich, daß jedes lebende Wesen, welches die Aufmerksamkeit des Pferdes durch Gestalt oder Stimme ablenken könnte, entfernt werde. Andere Thiere, wie Pferde, Rinder, Schweine und sogar Hunde oder Hühner, die sich umher bewegen und Störung machen, würden die Wirkung einer Unterrichtsstunde beeinträchtigen.

Im Nothfalle kann die erste Lection auf einem offenen, mit Stroh bedeckten Hofraume gegeben werden. Lord Burghersh dressirte seinen ersten Zögling auf einem kleinen Raume in der Mitte eines dichten Waldes. Cruiser wurde zuerst auf einem Kuhhofe niedergestreckt. Hat man

viele Füllen abzurichten, so ist es der Mühe werth, eine zwei Fuß tiefe Grube auszugraben, sie mit Lohe und Stroh zu füllen und rund um dieselbe einen Schuppen von rohen Pfählen aufzuführen; den man mit Ginster bekleiden und mit Thon belegen muß, wie es in einem Futterverschlage für junge Rinder geschieht.

Auf einer Farm kann man eine solche Anstalt für die Summe von 30 Shillingen bis zu einem Pfunde herrichten. In einer Reitbahn verschafft man sich leicht provisorische hohe Scheidewände. Wahrscheinlich wird in Zukunft jede Reitbahn ihren Rarey-Verschlag haben, um sowohl Pferde zu bändigen, als Schüler in den Stand zu setzen, Rarey's Kunst auszuüben.

Es ist ganz unmöglich, mit einem schwierigen Pferde etwas auszurichten, während man andere Pferde sehen oder hören kann, oder während eine Gruppe von Zuschauern schwatzt und lacht.

Was das Costüm des Abrichters betrifft, so empfehle ich eine dicht anliegende Mütze, ein Paar starke Stiefel, nicht zu lange Beinkleider von geripptem Zeuge, eine kurze Jacke mit zwei Taschen auswärts, die eine, um die Riemen und Handschuhe zu fassen, die andere, um einige Stückchen Mohrrübe zur Belohnung des Zöglings zu bergen. Ein Taschentuch sei zur Hand, um die schweißtriefende Stirn zu trocknen. Ein Traineur sollte für den Nothfall nie ohne Messer und ein Stück Schnur sein. Reserveriemen, Zäume, eine Sattelgurte, eine lange Fischbeinpeitsche und ein Sattel müssen außen an der Einfriedigung des Dressirplatzes hängen, damit sie so schnell und mit so we-

nig Geräusch als möglich dem Operateur, wenn es erforderlich ist, hingereicht werden können. Eine Art von stummem Diener mit Haken würde für einen allein Arbeitenden von Nutzen sein.

Wenn sich eine Dame zum Pferdedressiren entschließt, so ist es am besten, sie wählt ein Bloomer-Costüm *), ohne steife Röcke, da lange Gewänder sie sicher zu Schaden bringen würden. Um den langen Riemen Nr. 2 zu halten, muß sie einen starken Handschuh tragen, der um so nützlicher sein wird, wenn die Fingerspitzen desselben an den ersten Gelenken abgeschnitten sind, so daß er eine Art von Halbhandschuh bildet.

---

*) Ein von der Amerikanerin Bloomer eingeführter, ziemlich nach türkischer Weise eingerichteter Damenanzug.
D. Uebers.

Siebentes Capitel.

Die Trommel. — Der Schirm. — Reitkleid. — Wie man einem Füllen das Gebiß anlegt. — Wie man es sattelt, besteigt, reitet, bändigt, anschirrt. — Wie man ein Pferd dahin bringt, daß es dem Menschen folgt und still steht, ohne gehalten zu werden. — Baucher's Verfahren. — Nolan's Verfahren.

Es ist ein vortrefflicher Gebrauch, alle Pferde an ihnen fremde Töne und an den Anblick ungewohnter Gegenstände zu gewöhnen, und namentlich von großer Wichtigkeit für junge Pferde, die in großen Städten geritten oder gefahren werden oder als Kriegspferde dienen sollen. Obgleich einige Pferde viel furchtsamer und reizbarer sind als andere, so können doch die schlimmsten sehr gebessert werden, wenn man nach den in der Einleitung zu diesem Buche dargelegten Grundsätzen handelt, d. h. wenn man ihnen beweist, daß die ungewohnten Töne oder Dinge ihnen keinen Schmerz verursachen.

Wenn eine neue Eisenbahn eröffnet wird, so werden die auf den benachbarten Feldern grasenden Schafe, Rinder und besonders die Pferde durch den Anblick der schnellen, dunklen, rasselnden Züge und das schauerliche Schnauben und Zischen der Locomotive furchtbar erschreckt. Sie springen auf, gal-

lopiren im Kreise umher und starren mit vorgestrecktem Kopfe und steifem, langgestrecktem Schweife in die Luft, bis die vermeintlichen Ungeheuer verschwunden sind. Aber von Tag zu Tage gewöhnen sich die Thiere mehr und mehr an den Anblick und das Getöse des Dampfpferdes und nach einiger Zeit hören sie nicht einmal zu grasen auf, wenn der Zug vorüberbraust. Sie haben eingesehen, daß er ihnen nichts zu Leide thut. Dasselbe Resultat kann man hinsichtlich junger Pferde bemerken, welche zuerst in eine große Stadt gebracht werden und dort schweren Heuladungen, von Passagieren wimmelnden Omnibus und anderen ihnen fremden oder geräuschvollen Gegenständen begegnen. Wenn sie richtig behandelt und nicht geschlagen und maltraitirt werden, so verlieren sie ihre Furcht, ohne ihr Feuer und ihren Muth einzubüßen. Nichts ist erstaunenswerther in London, als die Ruhe der edlen, reichlich genährten Vollblutpferde auf den Straßen und im Hyde-Park.

Aber ehe Rarey seine ersten Principien aufstellte und den Grund lehrte, warum so manche Pferde nicht dahin gebracht werden konnten, das Geräusch einer Trommel, das Rascheln eines Schirmes oder das Schlagen eines Reitkleides an ihre Beine zu ertragen, scheiterten nicht nur alle Versuche, sie mit Gewalt zu zwingen, sich den Gegenständen ihrer Furcht zu fügen, sondern diese Versuche machten die Thiere nur noch wüthender. Rarey erzählte in seinen Vorlesungen häufig eine Geschichte von einem Pferde, das vor Büffelfellen scheute — der Eigenthümer fesselte es und warf ihm ein rothes Fell über — aber das arme Thier starb augenblicklich vor Furcht.

Wie man ein Pferd an die Trommel gewöhnt.

Man stelle eine Trommel nicht weit von dem Thiere auf die Erde und veranlasse es, ohne es zu zwingen, hin und wieder daran zu riechen, bis es sich vollständig daran gewöhnt hat. Dann hebe man die Trommel auf und bringe sie langsam an die Seite seines Halses, wo es sie sehen kann und klopfe sanft mit dem Finger oder einem Stocke darauf. Wenn es stutzt, so pausire man und lasse es das Instrument genau untersuchen. Dann fange man wieder an zu trommeln, indem man die Trommel allmälig rückwärts bewegt, bis sie auf dem Widerrist des Thieres ruht, und schlage dann immer lauter und lauter, stets, wenn es beunruhigt scheint, innehaltend, um es nach der Trommel hinsehen und, wenn nöthig, daran riechen zu lassen. In wenigen Minuten kann man mit voller Kraft trommeln, ohne daß das Pferd irgend Notiz davon nimmt. Wenn diese Uebung einige Male wiederholt ist, wird das Pferd, so feurig es auch sein mag, seine Nase regungslos an der großen Trommel ruhen lassen, wenn man auch auf die lärmendste Weise auf ihr donnert.

Um ein Pferd dahin zu bringen, daß es sich an einen Schirm gewöhnt, wende man dieselben vorsichtigen Förmlichkeiten an, man lasse es den Schirm sehen, beriechen, öffne ihn allmälig und erreiche so Zoll für Zoll sein Ziel, indem man den Gegenstand immer vor den Augen des Pferdes dem Nacken zu bewegt und von da nach dem Rücken und Schweife hin; eben so mache man es mit einem

Reitkleide; in einer halben Stunde kann man jedem Pferde beibringen, daß das Ding ihm nichts zu Leide thut, und dann ist die Schwierigkeit gehoben.

Wer auf dem Lande sich mit der Dressur von Füllen abgiebt oder seinen Groom damit beschäftigt, mag alle diese Uebungen mit Nutzen durchmachen, während das Füllen das erste Tragen des Zaumes lernt und ehe es gesattelt wird. In neun Fällen unter zehnen bedarf es gar der Eile nicht, und man hat reichlich Zeit, wenn man nur jene seltene Eigenschaft — Geduld besitzt. Das Füllen kann, wie ich schon bemerkt habe, während seiner ersten Lectionen, wo es machtlos, mit Riemen festgebunden daliegt, schon einen Reiter auf seinem nackten Rücken tragen lernen. Der Sattelriemen hat es an Gurten gewöhnt, — es geht gut und hat gelernt, daß es, wenn der rechte Zügel angezogen wird, sich rechts und, wenn der linke bewegt wird, sich links wenden muß. Jetzt kann man es lehren, Gebiß und Sattel zu tragen, wenn man letzteren nicht schon, während es am Boden lag, aufgelegt hat, und hinsichtlich dieser Verrichtung kann ich nichts Besseres thun als zurückzugreifen und Rarey's eigene Worte anzuführen.

Wie man ein Pferd an das Gebiß gewöhnen kann.

Man sollte immer ein großes, glattes Knebelgebiß anwenden, welches das Maul nicht verletzt, mit einer Stange an jeder Seite, die das Herausziehen verhindert. Dieses Gebiß muß man an das Kopfgestell des Zaumes befestigen

und es dem Pferde ohne Zügel anlegen, und das Thier so einige Zeit in einem großen Stalle oder einer Scheune frei umherlaufen lassen, bis es sich ein wenig ans Gebiß gewöhnt hat und nicht mehr versucht, dasselbe aus dem Maule los zu werden. Es ist gut, dieses Manöver einige Male zu wiederholen, ehe man mit dem jungen Pferde weitergeht. Sobald es aber an das Gebiß gewöhnt ist, lege man ihm einen einfachen Zaum ohne Sprungriemen an. Man muß dem Pferde auch eine Halfter oder einen auf dieselbe Weise gemachten Zaum anlegen, mit einem Riemen daran, so daß man es, ohne viel am Gebisse zu ziehen, umherführen kann. Es ist nun zum Satteln fertig.

»Die geeignetste Weise, ein junges Pferd aufzuzäumen.

»Landleute legen oft einem jungen Pferde sogleich Geschirr und Gebiß an und schnallen dieses dann so fest als sie können, damit es den Kopf hoch halten soll, und lassen es damit einen halben Tag lang im Freien umherlaufen. Dieses ist eine der größten Qualen, die man dem jungen Thiere anthun kann, welches gewöhnt gewesen ist, auf der Weide mit hängendem Kopfe umherzulaufen. Ich habe junge Pferde gesehen, denen man durch ein solches Verfahren so geschadet hatte, daß sie nie wieder in einen guten Zustand kamen.

»Das Pferd muß erst ans Gebiß gewöhnt werden, ehe ihm das ganze Geschirr angelegt wird, und wenn man das Gebiß anlegt, so muß der Kopf nur so hoch gezäumt werden,

wie es ihn gewöhnlich trägt, mag dies nun hoch oder tief sein; es wird bald lernen, daß es den Kopf nicht mehr neigen kann, und daß, wenn es ihn erhebt, das Gebiß in seinem Maule loser liegt. Diese Erfahrung wird es schon dazu bringen, den Kopf aufzurichten, um das Gebiß loser zu haben, und dann kann man das Gebiß beim jedesmaligen Anlegen etwas kürzer schnallen, und das Pferd wird den Kopf immer höher heben. Dadurch bekommt man nach und nach Hals und Kopf in die Stellung, in der das Thier sie tragen soll, und es erhält eine hübsche, anmuthige Haltung, ohne daß man ihm wehe thut oder das Maul wund reibt.

»Wenn man das Gebiß zum ersten Male zu fest anlegt, so kann das Pferd den Kopf nicht hoch genug heben, um es lose zu machen, sondern wird es die ganze Zeit tragen, und stampfen, schwitzen und sich überstürzen. Manche Pferde sind schon umgekommen, indem sie mit angelegtem Gebiß sich überschlugen und, da der Kopf in die Höhe gezogen war, mit dem Gewicht des ganzen Körpers auf denselben stürzten. Pferde, denen der Kopf in die Höhe gezogen ist, sollten jedesmal das Gebiß nicht länger als 15 bis 20 Minuten tragen.

»Wie man ein junges Pferd satteln kann.

»Zuerst schlinge man in jeden Steigbügelriemen einen losen Knoten, um ihn zu verkürzen, und zu verhindern, daß die Steigbügel herumfliegen und so das Pferd treffen. Dann schlage man die Sattelklappen zusammen und nehme den Sattel unter den rechten Arm, um das

Pferd durch die Annäherung nicht zu erschrecken. Wenn man nahe genug gekommen ist, reibe man das Pferd einige Male leise, erhebe dann den Sattel, bis es ihn sieht und mit der Nase befühlt und beriecht. Dann lasse man die Klappen los und streiche mit ihnen leise an dem Halse des Pferdes herunter, daß es das Geräusch derselben hört und sie an sich fühlt, jedes Mal rücke man damit etwas weiter zurück und werfe den Sattel endlich über seine Schultern auf den Rücken. Man schüttele die Sattelklappen nun ein wenig mit der Hand, und in weniger als fünf Minuten kann man den Sattel über den Rücken ziehen, abnehmen und auflegen, so viel man will, ohne daß das Pferd viel darauf achtet.

»Sobald man das Thier an den Sattel gewöhnt hat, befestige man die Gurte. Man sei dabei sehr vorsichtig. Das Pferd erschrickt oft, wenn es fühlt, daß die Gurte preßt und den Sattel auf seinem Rücken vollständig befestigt. Man muß die Gurte sehr leise aufbringen und zuerst nicht fester anziehen, als nöthig ist, um den Sattel anzuhalten. Man führe dann das Pferd ein wenig umher und schnalle hierauf die Gurte so fest als nöthig, woraus es sich fast nichts mehr machen wird.

»Ehe man den Sattel auflegt, muß man nachsehen, daß das Sattelpolster in Ordnung ist, damit nichts drückt oder ein unangenehmes Gefühl auf dem Rücken des Pferdes verursacht, es müssen auch keine losen Riemen am hintern Theile sich befinden, die umherfliegen und das Pferd furchtsam machen. Wenn das Pferd so gesattelt ist, nehme man eine Gerte in die rechte Hand, es damit anzutreiben, lege den rechten Arm über den Sattel, gehe einige Male mit dem Thiere im

Stalle umher und halte die beiden Zügel an beiden Seiten des Halses mit der rechten und linken Hand, so lange mit ihm gehend, bis es den Gebrauch des Zügels kennt, in jeder Richtung folgt und auf einen leisen Zug des Zügels stillsteht. Man liebkose es immer und lasse jedesmal beim Stehenbleiben die Zügel etwas los.

Man muß dabei immer allein sein und das Pferd in einem hellen Stalle oder in einer Scheune haben, die so hoch ist, daß wenn man das Pferd reiten will, der Kopf des Reiters nicht in Gefahr kommt. Man kann ein junges Pferd in einem Stalle dieser Art mehr in zwei Stunden lehren, als in einem offenen Raume nach der gewöhnlichen Weise in zwei Wochen. Wenn man meiner Behandlungsweise folgt, so wird man ohne Gefahr und Last auch das schlimmste Pferd zu reiten vermögen. Man gehe jedesmal nur einen Schritt weiter, bis ein gegenseitiges Vertrauen zwischen Pferd und Menschen besteht. Zuerst lehre man das Pferd, sich führen zu lassen und angebunden zu stehen, dann mache man es mit Sattel und Gebiß bekannt und endlich bleibt nichts mehr übrig, als es zu besteigen, ohne es scheu zu machen, wonach es so gut wie irgend ein anderes Pferd zu reiten ist.

Wie man ein junges Pferd besteigen kann.

»Zuerst streichle man es auf beiden Seiten, am Sattel und am ganzen Körper, bis es, ohne gehalten zu werden, stillsteht und sich nicht fürchtet, wenn man dicht an es herankommt. Sobald man ihm auf diese Weise geschmeichelt hat, setze man einen kleinen Block, 1 Fuß oder 18 Zoll hoch,

dahin, wo man aufsitzen will. Man trete auf diesen Block, erhebe sich dabei aber nur langsam, denn das Pferd beobachtet jede Veränderung in der Stellung sehr genau, und wenn man plötzlich auf den Block träte, würde es leicht erschrecken; aber indem man sich langsam darauf stellt, wird es sich ohne weitere Furcht an die Stellung gewöhnen, die man nimmt. Sobald es dies ohne Unruhe erträgt, mache man den Steigbügelriemen los, setze den linken Fuß in den Steigbügel und stehe quer darin, mit dem Knie dicht am Pferde, die Zehen nach außen, so daß die Spitze des Stiefels das Pferd unter der Schulter berührt. Man lege die rechte Hand vorn auf den Sattel und fasse an der entgegengesetzten Seite einen Theil der Mähne und die Zügel, wie sie lose auf dem Halse liegen, mit der linken Hand. Dann lege man nach und nach die ganze Schwere auf den Steigbügel und die rechte Hand, bis das Pferd das volle Gewicht auf dem Sattel fühlt. Dies wiederhole man mehrmals, indem man sich jedes Mal etwas höher von dem Blocke in die Höhe hebt, bis es erlaubt, daß man den Fuß über den Rücken hebt und sich in den Sattel setzt.

»Das Aufsteigen vom Blocke hat drei große Vortheile. Erstlich kann eine plötzliche Veränderung der Stellung ein junges Pferd leicht erschrecken; es erlaubt zwar, daß man an es herankomme und neben ihm steht, weil es in dieser Stellung gestreichelt worden ist, wollte man sich aber auf Hände und Knie legen und so darauf zukriechen, so würde es sich fürchten, und aus demselben Grunde würde es sich auch über die Stellung ängstigen, wenn man die Kraft hätte, sich über seinem Rücken zu halten, ohne es zu berühren. Also

ist der erste große Vortheil des Blockes, daß man das Pferd an die Stellung gewöhnt, in der es den Reiter sieht.

»Zweitens, indem man die Schwere des Körpers auf den Steigbügel und eine Hand legt, kann man das Pferd nach und nach an das Gewicht gewöhnen, so daß es nicht vor der plötzlichen Last erschrickt, und drittens steht man auf dem Blocke so hoch, daß man nicht zu springen braucht, um auf den Rücken des Pferdes zu gelangen, sondern sich nach und nach in den Sattel heben kann. Wenn man diese Vorsicht beobachtet, so ist kein Pferd so wild, daß es sich bäumte, wenn es bestiegen wird.

»Ich habe es bei den schlimmsten Pferden versucht, die zu bekommen waren, und es ist mir bei keinem einzigen mißlungen. Beim Aufsteigen sollte das Pferd immer stehen, ohne gehalten zu werden. Ein Pferd ist nie gut dressirt, wenn es beim Besteigen mit straffem Zügel gehalten werden muß, und ein Füllen ist nie sicherer zu besteigen, als wenn man an ihm jenes feste zuversichtliche Vertrauen, jene Furchtlosigkeit gewahrt, welche bewirken, daß es steht, ohne gehalten zu werden.« (Rarey's verbesserte Methode ist, die Fläche der rechten Hand auf die andere Seite des Sattels zu legen; indem man sich dann erhebt, lasse man sein Gewicht auf der Hand ruhen; auf diese Weise kann man bei loser Gurte oder ganz ohne Gurte aufsitzen. — Der Herausgeber).

Wie man ein junges Pferd reiten kann.

»Wenn man abreiten will, so berühre man das Pferd nicht mit der Ferse in der Flanke, damit es sich nicht bäumt.

Man spreche ihm freundlich zu, und wenn es nicht fortgeht, so ziehe man links ein wenig an, bis es sich bewegt, und dann lasse man es langsam mit losen Zügeln umhergehen. Man reite es einige Male im Stalle umher, bis es sich an das Gebiß gewöhnt und man es nach jeder Richtung lenken und nach Gefallen anhalten kann. Es ist gut, wenn man recht viele Male hin und her reitet, damit das Thier ganz gewöhnt ist, ehe man es aus dem Stalle bringt.

»Nachdem man es auf diese Weise dressirt hat, was nicht länger als 1 oder 2 Stunden währen darf, kann man reiten, wohin man will, ohne daß das Pferd sich bäumt oder einen Versuch macht, den Reiter abzuwerfen.

»Wenn man das Pferd zuerst aus dem Stalle reitet, so sei man sehr freundlich mit ihm, da es sich ein wenig freier fühlt, daher leichter zu steigen oder zu laufen versuchen und mehr scheuen wird als im Stalle. Hat man es aber lange genug im Stalle behandelt, so ist es ziemlich abgerichtet und man kann es ohne Unruhe oder Gefahr reiten. Wenn man zuerst aufsitzt, so halte man den linken Zügel am kürzesten, damit man das Pferd, wenn es erschrickt, vom Bäumen abhalten kann, indem man den Kopf desselben zu sich her wendet. Der Kunstgriff, den Kopf des Pferdes auf die Seite zu ziehen, verhindert jedes Pferd am Springen, Bäumen und Durchgehen. Wenn es hartnäckig ist und nicht gehen will, so kann man es selbst da, wo die Peitsche keine Wirkung thut, fortbringen, indem man ihm den Kopf auf die Seite zieht. Wenn man es einige Male herumdreht, so daß es schwindelig wird, und ihm dann den Kopf gerade läßt und einen kleinen Schlag mit der Peitsche giebt, so wird es ohne Weiteres vor-

wärts gehen. Man gebrauche, wenn man ein junges Pferd zuerst reitet, nie Sprungriemen, jede Bewegung der Hand muß gerade in der Richtung, wie sie auf die Zügel angegeben ist, ans Gebiß gehen, ohne daß der Sprungriemen die Richtung der angewendeten Kraft verändert. Man kann das junge Pferd viel besser ohne Sprungriemen leiten und es den Gebrauch des Gebisses in kürzerer Zeit lehren. Außerdem würde der Sprungriemen verhindern, daß man ihm den Kopf bei einem Versuche, sich zu bäumen, zur Seite ziehen könnte.

Nachdem man aber das junge Pferd geritten hat, bis es zahm und an das Gebiß gewöhnt ist, so findet man es vortheilhaft, wenn es den Kopf zu hoch oder die Nase zu weit vorausträgt, Sprungriemen anzulegen.

Man muß sich hüten, ein junges Pferd zum ersten Male warm zu reiten oder zu ermüden. Man steige ab, sobald man bemerkt, daß es müde wird, schmeichle ihm und lasse ihm Ruhe. Dies Verfahren wird es anhänglich machen und verhindern, daß es hartnäckig oder wüthend wird.

Ein Pferd ans Geschirr zu gewöhnen.

»Man führe das Pferd in einen hellen Stall, wie der, in welchem es zuerst geritten wurde, nehme das Geschirr und mache es damit, wie mit dem Sattel, bis es vertraut damit wird und man es ihm anlegen und auf ihm bewegen kann, ohne daß es sich etwas daraus macht. Sobald es das erträgt, lege man die Stränge an, liebkose es, indem man sie überlegt, und führe es im Stalle umher, bis es sie

über die Hüften trägt. Die Stränge sind für manche junge Pferde etwas Schreckliches, und sie fürchten sich eben so sehr davor, als wenn man die Peitsche aufhebt. Sobald es an Geschirr und Zugstränge gewöhnt ist, bringe man es heraus, spanne es neben ein gut dressirtes Pferd und verfahre dann wie mit einem Pferde, das nicht ziehen wollte. Man gebrauche aber immer ein Geschirr ohne Blenden, wenn man ein Pferd ans Geschirr gewöhnen will.

»Man führe das Pferd an einen leichten Gig oder Phaeton und um denselben herum, lasse es ihn ansehen, mit der Nase berühren und dabei stehen, bis es gleichgültig dagegen ist; dann ziehe man die Scheerenstangen ein wenig nach links und stelle das Pferd dem rechten Rade gegenüber. Man lasse Jemanden an der rechten Seite des Pferdes stehen und es am Gebiß halten, während man an der linken Seite dem Wagen gegenüber steht; dadurch steht es gerade recht. Man schiebe die linke Hand zurück und lasse sie auf der Lende des Pferdes ruhen, ergreife die Scheerenstangen des Wagens mit der rechten Hand, sie bis an die linke, die liegen bleibt, bringend. Man berühre den Rücken des Pferdes nur mit dem Arme, und sobald die Stangen neben dasselbe geschoben sind, muß die Person an der andern Seite die eine fassen und langsam in dem Träger befestigen. Man sei sehr langsam und bedächtig beim Anspannen; je längere Zeit man sich dabei nimmt, desto besser ist es im Allgemeinen. Wenn die Scheerenstangen befestigt sind, so bewege man sie leicht, damit das Thier dieselben in seinen Flanken fühlt, und sobald es dies erträgt, ohne furchtsam zu werden, befestige man Alles gehörig und lasse es langsam vorwärtsgehen. Ein Mann

im Sommer einige Stunden sehr nützlich anwenden, wenn sie ihren alten Lieblingsrennern beibringen, außerhalb des Dickichts zu warten, bis man ihrer bedarf.

»Man bringe das Pferd in einen großen Stall oder eine Scheune, aus welcher es nicht herauskommen kann. Man gehe zu ihm, schmeichle ihm, fasse die Halfter, wende es zu sich, indem man es mit einer langen Peitsche leicht über den Lenden berührt. Man führe es durch den ganzen Stall, ihm den Nacken reibend, und sage, während man es führt, mit fester Stimme: »Komm, mein Thier!« oder man nenne auch seinen Namen. Jedes Mal, wenn man sich umwendet, berühre man es mit der Peitsche, damit es dicht herankommt, und liebkose es dann mit der Hand. Es lernt bald schnell herankommen, um der Peitsche zu entgehen und sich liebkosen zu lassen, und es wird so, ohne an der Halfter geführt zu werden, folgen. Wenn es stehen bleibt und sich abwendet, so gebe man ihm einige scharfe Hiebe um die Hinterbeine, und es wird bald den Kopf wieder herwenden, worauf man es immer liebkosen muß. Wenige Lectionen dieser Art bewirken, daß das Thier nachfolgt, so wie es die Bewegung der Peitsche sieht; in 20 bis 30 Minuten wird es im ganzen Stalle umher folgen. Nachdem man zwei- oder dreimal es so im Stalle dressirt hat, bringe man es auf ein kleines Feld und dressire es da, von wo aus man es auf die Landstraße mitnehmen und überall sich folgen und nachlaufen lassen kann.

»Um ein Pferd dahin zu bringen, daß es still steht, ohne gehalten zu werden, stelle man es, nachdem man es gewöhnt hat, daß es folgt, mitten in den Stall, fange am Kopfe an zu streicheln und gehe so zurück. So

wie es sich bewegt, gebe man ihm einen Schlag mit der Peitsche und bringe es auf dieselbe Stelle zurück, wo es zuerst stand. Wenn es steht, so schmeichle man ihm wieder, wie vorhin, und fahre so fort, bis man ganz um es herum gehen kann, ohne daß es sich rührt. Man gehe immer um es herum, indem man den Schritt beschleunigt, und es nur gelegentlich berührt. Man erweitere den Kreis, den man um es her macht, gebe ihm einen Hieb, sobald es sich bewegt, und führe es auf seine erste Stelle zurück. Wenn es stehen bleibt, gehe man oft zu ihm, liebkose es und gehe dann wieder umher. Man halte es nicht zu lange in einer Stellung, sondern lasse es gelegentlich zu sich kommen und im Stalle folgen. Dann stelle man es an eine andere Stelle und verfahre wie früher. Man darf aber das Pferd nie länger als eine halbe Stunde anhaltend dressiren.«

Folgendes ist Baucher's Methode, ein Pferd zum Stehen zu bringen, damit es bestiegen werden könne, was, wie er sagt, in zwei Lectionen, jede von einer halben Stunde, gelehrt werden kann. Ich kenne Niemand, der diese Methode versucht hat, halte es aber für der Mühe werth, nach ihr zu experimentiren.

»Man gehe an das Thier heran, klopfe ihm den Nacken (d. h. man liebkose es) und spreche zu ihm; dann, indem man die Kinnkettenzügel einige Zoll von den Ringen mit der linken Hand erfaßt, stelle man sich so, daß man dem Thiere, wenn es auszubrechen versucht, den größtmöglichsten Widerstand entgegenstellen kann. Man nehme die Reitgerte, die Spitze nach unten gekehrt, in die rechte Hand, erhebe sie

ruhig und berühre damit leise die Brust des Pferdes; es wird zurückweichen, um der Strafe zu entgehen, man folge ihm, indem man das sanfte Klopfen mit der Gerte fortsetzt, aber ohne Zorn oder Hast. Das Pferd, des Rückwärtsgehens bald müde, wird versuchen, der Züchtigung dadurch zu entgehen, daß es vorwärts stürzt; nun halte man es auf und schmeichle ihm. Eine ein- oder zweimalige Wiederholung dieses Manövers wird das Pferd lehren, daß es durch Stillstehen der Strafe aus dem Wege geht, und es wird auf eine leichte Bewegung der Gerte auf uns zukommen.

Ich zweifle übrigens, ob sehr feurige Rosse diese Behandlung ertragen würden.

Wie man einem Pferde beibringt, auf freiem Felde still zu stehen. — Nolan's Verfahren war, die Zügel über des Pferdes Kopf zu ziehen und sie am Boden zu befestigen, dann wegzugehen, in einigen Minuten zurückzukehren und das Thier mit Brot, Salz und Mohrrüben zu belohnen; in kurzer Zeit wird das Pferd sich festgebunden wähnen, wenn ihm die Zügel über den Kopf geworfen sind. Es möchte zu bezweifeln sein, ob mehr Rarey's als Nolan's Procedur in der Unruhe des Jagdterrains ein Jagdpferd dahin bringen würde, während die Hunde umherlaufen, still zu stehen. Scrutator giebt eine andere Methode an, welche auszuführen nicht Jedermann Gelegenheit hat.

»Zu meines Vaters Zeiten hatten wir ein großes, von einer hohen Mauer eingefriedigtes Feld, auf welchem die jungen Bursche ihre Pferde, nur mit einer dicken wollenen Doppeldecke statt des Sattels versehen, zu üben pflegten. Jedes Pferd hatte nur eine einfache Trense und eine scharfe

Kinnkettenstange im Maule; erstere zum Reiten und zur Führung. An der Kinnkette war ein langer einfacher Riemen befestigt, den der Bursche in der Hand hielt oder an seinem Handgelenke befestigt hatte. Wenn das Pferd in Bewegung war, sei es im Schritt, Trab oder Gallop, sprang der Bursche ab, indem er nur den langen, an der Kinnkette befestigten Zügel hielt, dessen plötzlicher Ruck, wenn der Bursche am Boden war, veranlaßte, daß das Pferd seinen Kopf herumdrehte und in seinem Laufe plötzlich anhielt. Dann verkürzte der Bursche allmälig den Zügel, bis das Pferd an ihn herankam, und nachdem er es nun geklopft und geliebkost hatte, saß er von Neuem wieder auf. Nach sehr wenigen Lektionen dieser Art pflegte das Pferd in dem Augenblicke, wo der Bursche absprang, stets anzuhalten und neben ihm stehen zu bleiben. Die Bursche sowohl wie die Pferde wurden von meinem Vater für die zweckmäßige Durchführung dieses einigermaßen seltsamen Manövers belohnt, und ich habe nie von einem Unfalle etwas gesehen oder gehört. Die so trainirten Pferde erwiesen sich als vortreffliche Jagdpferde und liefen nie von ihren Reitern fort, wenn diese abgeworfen wurden, sondern blieben stets dicht bei ihnen stehen, bis sie wieder aufgesessen waren. Weil die Bursche stets der Thiere Beine rieben und zogen, hatten wir auch keine Schläger. Als ich kaum funfzehn Jahre alt war, ließ man mich eine schöne auf diese Weise dressirte Stute bei einer Waldpartie reiten. Da sie beinahe sechszehn Hand hoch war, hatte ich einige Mühe auf- und abzuklettern; war ich aber von meinem Sitze herunter, so stand sie ruhig neben mir, bis ich wieder auf-

saß, und schien eben so begierig, mich wieder oben zu sehen, als ich es selbst war.

»Man könnte sagen, dies sei Alles verlorene Zeit und Mühe gewesen, da die jetzige Methode, ein junges vierjähriges Thier von vorn herein querfeldein zu reiten, zu demselben Zwecke führe. Meine Erwiederung ist die, daß eine gute Erziehung sowohl für den Menschen, als wie für das Pferd und den Hund niemals nutzlos sein wird, und daß, ungeachtet der großen Anzahl der jetzt auf die Hetzterrains gebrachten Pferde, man dennoch nur auf wenige gut dressirte Jagdpferde stößt. Das Pferd, das schönste und dem Menschen nützlichste Thier, ist selten hinlänglich belehrt und zutraulich gemacht, obgleich es sicher der größten Anhänglichkeit an seinen Herrn fähig ist, wenn es gut behandelt und ihm, wie es verdient, mehr wie einem Freunde als wie einem Sklaven begegnet wird. Es ist eine allgemeine Erfahrung, wie ruhig einige der feurigsten Rosse bald werden, wenn Damen sie reiten. Die Ursache davon ist, daß sie von ihnen ruhiger behandelt, gehätschelt und geliebkost werden und diese Verschiedenheit der Behandlung von dem rohen Peitschen- und Spornsystem, welches die Männer nur noch zu häufig anwenden, bald erkennen.«

Wenn die Pferde sich weigern zu ziehen.

Die Pferde wissen nichts davon*, daß sie sich weigern zu ziehen, wenn sie nicht durch unpassende Behandlung dazu gebracht werden, und wenn ein angeschirrtes Pferd sich gegen das Anziehen sträubt, so hat dies seinen Grund mei-

stens in unpassender Behandlung, in Erregung, Verwirrung oder darin, daß es nicht weiß, wie es anziehen muß, selten aber in einem Nichtwollen. Feurige, rasche Pferde widersetzen sich leichter dem Ziehen, und nur deshalb, weil die Führer nicht verstehen, diese Art zu behandeln. Ein rasches Pferd in einem Gespanne kann so eifrig im Anziehen sein, daß es, sobald es das Wort hört, mit einem Satze losgeht, wodurch die Last nicht bewegt wird, das Thier selbst aber einen solchen Ruck an den Schultern erhält, daß es zurückfliegt und das andere Pferd mit anhält. Der Führer fährt dann unaufhörlich fort anzutreiben, und indeß das langsamere Pferd wiederholt anzieht, hat das rasche wieder einen Satz gemacht und ist zurückgeflogen, und nun stehen beide und wollen nicht ziehen und sind so verwirrt, daß sie nicht wissen, was los ist und wie sie die Last fortbewegen sollen. Nun kommt das Knallen und Schlagen mit der Peitsche, das Rufen des Führers, bis etwas zerbrochen oder er mit seiner Behandlungsart ganz zu Ende ist. Aber welch einen Irrthum begeht der Führer, indem er die Pferde schlägt! Vernunft und Einsicht würden ihm zeigen, daß das Pferd gern ziehen wollte, aber die Last nicht fortzubewegen wußte. Und darum schlägt er es? Ebensowohl könnte er es dafür schlagen, daß es nicht sprechen kann. Ein Mensch, der mit Umsicht und Verstand handeln will, darf nicht in Leidenschaft gerathen, sondern sollte immer erst nachdenken, ehe er zuschlägt. Es bedarf eines anhaltenden Druckes gegen das Kummet, um eine Last fortzubewegen, und man kann nicht erwarten, daß das Pferd mit anhaltender Consequenz handelt, während man es

schlägt. Unter fünfhundert Pferden, die nicht ordentlich anziehen, giebt es kaum ein einziges, das durch die Peitsche ziehen lernt, im Gegentheil machen Schläge die Sache noch schlimmer und bewirken, daß das Pferd ein anderes Mal gar nicht anzieht. Man sieht immer, daß die Pferde, die nicht ziehen wollen, den Kopf umwenden und zurücksehen, sobald sie ein wenig freier sind. Das kommt daher, daß sie geschlagen sind und sich vor dem fürchten, was hinter ihnen ist. Dieses ist eine feststehende Regel bei allen Pferden, die nicht ziehen wollen, eben so wie die Pferde immer zur Seite sehen, wenn sie Würmer haben*); in beiden Fällen verdienen sie Mitgefühl und freundliche, vernünftige Behandlung.

Wenn ein Pferd sich weigert zu ziehen, wenn es erregt ist und schnell vorwärtsspringen will, oder wenn es sich umsieht und gar nicht gehen will, so ist etwas nicht in Ordnung. Man liebkose es freundlich, und wenn es auch nicht sogleich versteht, was es thun soll, so wird es doch nicht springen, Schaden anrichten oder aus Furcht Alles unrecht machen.

So lange man ruhig bleibt und die Erregung des Pferdes besänftigt, hat man zehnmal die Wahrscheinlichkeit, daß es versteht, was man will, während man bei harter Behandlung dieselbe nicht einmal hat. Es wird dann auch keine nachtheilige Erinnerung an seine Erregung behalten, sondern, indem es sie vergißt, ordentlich ziehen lernen.

Beinahe jede unrechte Handlung, die das Pferd begeht,

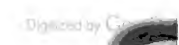
---

*) Eine in Amerika schlimmere Krankheit als in England.

entspringt aus unrichtiger Behandlung, aus Furcht oder Erregung; ein einziges hartes Wort kann ein solch nervöses Pferd so erregen, daß sein Puls in einer Minute zehn Mal mehr schlägt als gewöhnlich.

Wenn man bedächte, daß man es mit Thieren zu thun hat und wie schwer es denselben werden muß, unsere Bewegungen, Zeichen und Sprache zu verstehen, so würde man nie die Geduld mit ihnen verlieren oder sich wundern, wenn sie die Sachen unrecht machen. Wenn wir mit unseren geistigen Kräften an der Stelle des Pferdes ständen, so würde es selbst für uns schwierig sein, die Leitung eines Fremden in fremder Sprache und fremder Weise zu verstehen. Wir sollten immer daran denken, daß unsere Sprache und unsere Weise dem Pferde eben so unbekannt sind, als uns irgend eine Sprache in der Welt, und sollten suchen, so zu handeln, daß wir, wären wir an des Pferdes Stelle, es verstehen könnten, indem wir durch einfache Mittel auf sein Verständniß und nicht auf seinen Körper einzuwirken suchten. Alle Pferde, die nicht ziehen wollen, können in wenigen Minuten dahin gebracht werden, daß sie richtig und ordentlich ziehen; sie alle wollen es, wenn sie nur wissen, wie sie es anfangen sollen, und ich fand noch nie ein solches Pferd, das nicht in funfzehn, oft sogar in weniger als drei Minuten seine Last fortzuziehen lernte.

Fast jedes Gespann, wenn es zuerst stehenbleibt, wird gern wieder fortgehen, wenn es fünf bis zehn Minuten ruhig gestanden hat, als ob gar nichts geschehen wäre; dann rede man zu den Thieren mit fester Stimme, drehe sie ein



wenig nach links und rechts, daß sie beide in Bewegung kommen, ehe sie den Druck der Last fühlen. Wenn man aber ein Gespann fortbringen will, das man nicht selbst geleitet hat und das stehengeblieben, gepeitscht und erregt ist, so gehe man zu demselben, hänge die Leitzügel über das Kummet, oder befestige sie an dem Wagen, so daß die Thiere ganz frei sind, lasse den Führer und, wenn Zuschauer da sind, auch diese in einige Entfernung treten, damit die Aufmerksamkeit der Pferde nicht erregt wird, mache die Aufsetzzügel los, so daß sie, wenn sie wollen, den Kopf niederhalten können. So lasse man sie einige Zeit stehen, bis man sieht, daß sie sich etwas gefaßt haben. Während sie so stehen, muß man sich an ihren Köpfen beschäftigen und sie streicheln, wodurch sie nachgiebiger werden. Die Zuschauer denken dann, man thue etwas, was sie nicht verstehen, und werden das Geheimniß nicht lernen.

Wenn man die Pferde dann wieder so weit hat, daß sie anziehen sollen, so trete man vor dieselben, besonders so nahe als möglich vor das Pferd, das sich weigert, da selten mehr als ein solches in einem Gespanne ist. Wenn es gegen das andere Pferd zu rasch ist, so lasse man seine Nase sich gegen unsere Brust stoßen, denn es wird lieber langsam gehen, als auf einen Menschen zurennen. Hierauf wende man die Pferde, ohne sie an den Zugsträngen ziehen zu lassen, so weit langsam nach rechts, als sie an der Deichsel sich bewegen können, halte sie mit einem freundlichen Worte an, streichle sie ein wenig und wende sie dann eben so nach der linken Seite. Indessen hat man sie völlig in seine Gewalt bekommen, und wenn man sie wieder nach rechts wendet,

halte man sie fest am Kummet, und man kann sie führen, wohin man will.

Es giebt noch eine schnellere Manier, wodurch ein Pferd, das nicht ziehen will, angetrieben wird, sie ist aber nicht so sicher. Man ziehe das Pferd ein wenig vor, so daß seine Schultern gegen das Kummet kommen, nehme einen von seinen Vorderfüßen in die Hand und lasse den Führer antreiben. Sobald das Gewicht gegen seine Schultern drückt, wird es versuchen fortzugehen, dann lasse man den Fuß los, und es wird richtig gehen.

Wenn man einem Pferde, das lange die Gewohnheit hatte, nicht ziehen zu wollen, diese Gewohnheit benehmen will, so muß man dazu einen halben Tag anwenden. Man spanne es an die Seite eines guten Zugpferdes, lege den Thieren einen Kappzaum an, mache alle Riemen und Zugriemen fest, so daß nichts sie erregen kann, lasse ihnen aber den Kopf los. Dann führe man sie so langsam und gemächlich als möglich umher, lasse sie oft stillstehen, gehe zu dem Pferde, das nicht ziehen will und schmeichle ihm. Man nehme auch keine Peitsche oder derartiges mit, sondern halte es so ruhig als nur irgend möglich, so wird es bald lernen, aufs Wort fortzugehen und stehen zu bleiben.

Sobald es dieses thut, spanne man beide Pferde an einen leeren Wagen und stelle sie so, daß sie bequem vorwärts können. Es ist gut, wenn die Zugstränge an der Seite des gut ziehenden Pferdes etwas kürzer sind, damit es, wenn es nöthig ist, die Last des Wagens zuerst allein auf sich nimmt. So lasse man die Thiere fortgehen. Zuerst fahre man nur einige Ruthen weit, beobachte das Pferd genau

und lasse es halten, ehe es von selbst stehen bleibt, liebkose es und lasse es wieder fortgehen. Sobald sie gut zusammengehen, fahre man mit ihnen über einen niedrigen Hügel mehrmals hin und her, dann über einen höheren, gelegentlich etwas auf den Wagen aufladend. Diese Behandlungsweise wird das Pferd bald lehren, ordentlich zu ziehen.

Achtes Capitel.

Werth der Fertigkeit im Reiten für beide Geschlechter. — Ueber den Unterricht von Kindern. — Anekdote. — Havelock's Meinung. — Rarey's Methode für das Zureiten von Ponies. — Nutzen der Bücher. — Nothwendigkeit eines regelrechten Unterrichts für Mädchen; Knaben können Autodidakten sein — Man fange ohne Kappzaum an. — Man reite mit einem Zügel in beiden Händen. — Nutzen des Jagdhornknopfes am Damensattel. — Ueber die beste Methode des Aufsitzens. — Rarey's Methode. — Ueber den Sitz des Mannes. — Nolan's Meinung. — Militairische Manier. — Jagdmanier. — Zwei Beispiele an Lord Cardigan. — Die preußische Methode. — Blücher und der Prinzregent, Anekdote, erzählt von Herrn Gould. — Winke für Herren, die reiten lernen. — Wollt ihr rechts hin, zieht rechts hin, und wollt ihr links hin, zieht links hin. — Wie man sein Pferd zusammennehmen muß.

Man kann durch Lectüre von Büchern nicht reiten lernen; aber man kann daraus einige wichtige Dinge ersehen, welche man thun, und andere, welche man vermeiden muß. Diejenigen, welche Alles, was Pferde und Reitkunst betrifft, verstehen oder zu verstehen glauben, werden dieses Capitel nicht lesen. Aber da es Reitschulen in der City von London giebt, in denen man ein ausgezeichnetes Geschäft mit dem Reitunterrichte für erwachsene Leute, sei es der Gesund=

heit oder Mode wegen, macht, und da mancher Papa, der seine eigene Jockelmethode sehr gut kennt, seine Töchter zu



Damen-Sitz mit dem Jagdhornknopfe.

unterrichten wünscht, so habe ich die folgenden Unterweisungen aus meiner eigenen Erfahrung zusammengestellt, die ich in mehr als vollen dreißig Jahren an Pferden aller Art, auch den schlechtesten, gemacht habe; zum Theil habe ich aus guten Werken über diesen Gegenstand geschöpft, von denen einige, und zwar die besten, anonyme Beiträge ausgezeich-

neter Reiter sind, die nur für Privatcirculation gedruckt wurden. Jeder Herr und jede Dame, jedes Mädchen und jeder Knabe, welche Gelegenheit dazu haben, sollten reiten lernen. Das Reiten ist fast ein neuer Sinn; es ist eine der gesundesten Bewegungen, es gewährt Vergnügen, wenn andere Vergnügungen fehlen, Erholung von der schwersten Arbeit und in Colonien oder uncivilisirten Ländern oft das einzige Mittel zum Reisen oder zum Handelsbetrieb.

Ein Mann fühlt sich zu Pferde doppelt als Mann. Der Student und der Pächter, wenn sie beritten sind, treffen auf gleichem Fuße mit dem Minister und dem Gutsherrn zusammen; Fertigkeit im Reiten ist ein Empfehlungsbrief zu Bekanntschaften in allen Ständen, und Bekanntschaftenmachen ist eine der Künste des civilisirten Lebens, sie zu Freundschaften auszubilden, ist eine andere Kunst. Zu Pferde kann man mit weniger Umständen Besuche machen und einen Höhergestellten mit weniger Förmlichkeit treffen oder verlassen, als wenn man zu Fuß ist. Rotten-Row ist der Reitplatz für Müßiggänger und Vergnügungslustige, aber auch viele sowohl auf Handel, als Politik und Ehebündnisse bezügliche Geschäfte werden im bedächtigen Schritte und langsamen Gallop abgemacht.

Für eine junge Dame ist es ein großer Verlust, nicht mit ihrem Geliebten, eine drückende Entbehrung, nicht mit ihrem jungen Manne ausreiten zu können.

Will man Leibesbewegung zu Pferde genießen, so muß man vor allen Dingen gut reiten können; Obrist Greenwood sagt mit großer Wahrheit: »Gutes Reiten ist werth, von denen gelernt zu werden, welche Vergnügens oder Ge-

schäfts halber reiten, weil es sich bald lernt und zur Gewohnheit wird, es ist leicht, ja viel leichter und unendlich sicherer als schlechtes Reiten. Wer gut reiten kann, verlernt es nie, wenn er auch alt, krank und hinfällig wird, schlecht reiten dagegen kann man nur so lange, als Jugend, Gesundheit und Kraft den Muth dazu geben; denn gut reiten ist eine Sache der Geschicklichkeit, aber schlecht reiten eine Sache des Muthes.«

Ein kühner schlechter Reiter muß nicht nur beherzt sein, sondern auch tollkühn, denn er schwebt beständig in eben so großer Gefahr, wie ein Blinder zwischen Abgründen.

Beim Reiten, wie in den meisten anderen Sachen, existirt Gefahr nur für den Furchtsamen und Ungeschickten. Der geschickte Reiter, wenn er scheinbar die Gefahr herausfordert, verdient eben so wenig Lob wegen seines Muthes, als der, der in einem Lehnstuhle sitzt, und der ungeschickte Reiter, wenn er Unlust zeigt, verdient eben so wenig den Vorwurf der Furchtsamkeit, als derjenige, welcher sich weigert, auf dem gespannten Seile zu tanzen, weil er es nicht geübt hat. Man verlasse sich darauf, der kühne schlechte Reiter ist der wahre Held.

In gutem Reiten steckt kein Heroismus, wenn man es genauer untersucht. Alles läuft auf Einzelheiten und unbedeutende Dinge hinaus, und die Principien sind so einfach in der Theorie und so leicht in der Praxis, daß man sie für Nichts ansehen kann.

Es ist eine Kunst, die man bis zu einem gewissen Grade in späteren Jahren erlernen kann. Ich kenne Beispiele von Damen und Herren (ich könnte Rechtsgelehrte, Bild-

hauer, Baukünstler und Seeleute namhaft machen), die, von der Noth gedrängt, einen schönen festen Sitz gelernt haben, nachdem sie bereits die Vierzig passirt hatten; aber in der Jugend läßt er sich mit Leichtigkeit und vollendet gut erwerben, und es ist von großer Bedeutung, daß man sich keine Ungeschicktheiten angewöhnt. Muthige Kinder kann man im Reiten unterrichten, sobald sie nur gehen können. Auf den Pampas von Südamerika sieht man Knaben von sieben Jahren, die reitend Pferde nach Hause treiben und zugleich ein Kind in den Armen tragen!

Ich selbst fing mit 4 Jahren den Unterricht an; da saß ich auf einer alten Stute im Stalle, während der Knecht das Geschirr abrieb oder seine Stiefel putzte. Mr. Stephan Gould, der über 70 Jahre alt ist und 20 Stein wiegt, kann noch auf der Jagd 7 oder 8 Stunden in einem Zuge reiten; er erzählt in seinen Bemerkungen über Pferde und Jagen, daß einer seiner Neffen in dem Alter von sieben Jahren mit den Cheshire-Fuchshunden austritt. »Seine Weise, die Zügel zusammen zu nehmen, war ganz einzig, und man erstaunte über die Kraft, mit welcher er mit seinen kleinen horizontal längs des Sattels ausgestreckten Beinchen den Sitz behielt.« Der Held Havelock sagt in einem Briefe an seinen Sohn: »Du bist jetzt sieben Jahr alt und müßtest reiten lernen. Ich hoffe bald zu hören, daß Du Fortschritte in diesem wichtigen Unterrichtszweige gemacht hast. Dein Onkel William ritt gut, ehe er sieben Jahr alt war.« Zum Anfang für einen Knaben ist ein Pony am geeignetsten, an dem er Antheil nehmen und auf dem er den gehörigen Sitz lernen kann.

Besonders warne ich Eltern vor den Thieren mit breitem Rücken, die wohl geeignet sein mögen, schwere alte Herren oder Säcke zu Markte zu tragen, jedenfalls aber für die kurzen Beine eines Kindes unbequem sind und leicht einen Bruch veranlassen. Auf einem schmalen, wohlgezogenen Pony, der eilf oder zwölf Hand hoch ist, kann ein Junge von sechs Jahren sitzen, wie ein kleiner Mann. Es ist grausam, Kinder mit bloßen Beinen reiten zu lassen. Ehe Rarey sein System einführte, gab es keine befriedigende Methode, diejenigen Ponies zuzureiten, die ein Mann ihrer Kleinheit wegen nicht besteigen konnte; es ließ sich wohl machen, wenn der Eigenthümer in der Nähe eines Rennpferdstalles lebte und sich der Hülfe einer jener »federleichten Puppen« bedienen konnte; aber dann nahm der Pony oft Gewohnheiten an, welche eher Lachen als Befriedigung erregten.

Durch geduldige Anwendung der Mittel, welche in den vorhergehenden Capiteln dargelegt sind, kann man den kleinsten und feurigsten Pony zu vollkommener Gelehrigkeit bringen, ohne sein Feuer zu beeinträchtigen, und ihn eine Menge ergötzlicher Streiche lehren. Junge Damen können auf vollkommen ausgewachsenen Pferden eben so gut als auf Ponies reiten lernen, wenn sie mit passenden Damensätteln versehen werden.

Ein Mann oder vielmehr ein Knabe kann das Reiten durch Uebung und Nachahmung lernen und so lange hin und her taumeln, bis er einen festen und selbst eleganten Sitz erworben hat; aber keine Dame kann reiten lernen, wie eine Dame reiten muß, ohne sehr viel Unterricht zu genießen, weil ihr Sitz so durchaus künstlich ist, daß sie sich gewiß

eine Menge linkischer Manieren aneignen wird, wenn sie nicht durch einen Kenner auf ihre Fehler aufmerksam gemacht wird. Ferner gewährt eine Reitschule mit ihren geschlossenen Wänden und zugerittenen Pferden Gelegenheit, die vorläufigen Lectionen ohne irgend einen der Unfälle durchzumachen, welche einen angehenden Zögling auf einem rohen Pferde auf der Straße oder auf freiem Felde gewöhnlich treffen. Für einen jungen Burschen ist es nichts Schlimmes, ins Gras zu fallen, aber eine Dame darf nie Gefahr laufen, zu fallen, weil sie das nervös machen kann, und dann läßt sich der Unterricht nicht mehr mit Erfolg ertheilen. Jeder, welcher die Leistungen der Amazonen in London oder zu Brighton beobachtet hat, muß sich der vielen Beispiele von Damen erinnern, die bei großem Muthe auf eine zugleich furchtbar und lächerlich anzusehende Weise zu Pferde sitzen, indem sie durchaus von dem guten Benehmen der Pferde abhängen, die sie in Wirklichkeit nicht lenken, ja kaum halten können.

Kleine Mädchen, die ihre ersten Stunden nehmen, indem sie mit dem Papa ausreiten, der entweder in andere Geschäfte vertieft, oder selbst ein Neuling in der Reitkunst ist, nehmen nachlässige Gewohnheiten an, die äußerst schwer zu beseitigen sind, wenn die Kinder das Alter erreichen, in welchem jede Dame bewundert zu werden wünscht.

Jeder daher, welcher sich für die Reitkunst einer jungen Dame interessirt, bringe sie so früh als möglich unter die Leitung eines tüchtigen Reitlehrers von Beruf, wenn er selbst nicht genug versteht, um sie zu unterrichten. Es giebt viele Reitschulen, wo die Schülerinnen einen hübschen Sitz lernen, aber jedenfalls nur zwei oder drei in London, wo sie den Gebrauch

der Zügel so lernen, daß sie ein störrisches Pferd lenken können.

Beide Geschlechter gewöhnen es sich leicht an, sich am Zügel festzuhalten. Zur Vermeidung dieses schlimmen Fehlers sollten die ersten Stunden dem Zöglinge im Schritt und kurzen Galopp auf einem geführten Pferde gegeben werden, ohne daß er den Zügel anfaßt, und das sollte auch beim Uebersetzen wiederholt werden. Die Reitkunst einer Dame ist mangelhaft, so lange sie nicht übersetzen gelernt hat, mag sie nun beabsichtigen, aufs Land oder auf die Jagd zu reiten oder sich auf Spazierritte in Rottenrow zu beschränken; denn Pferde springen zuweilen auch ohne Erlaubniß.

Ich habe eine vollgültige Autorität für die Empfehlung von Lehrstunden ohne Zügel. Lady Mildred H., eine der ausgezeichnetsten Reiterinnen ihrer Zeit, lehrte ihre Tochter Schritt, Trab, kurzen und langen Galopp, sowie das Uebersetzen ohne die Beihülfe der Zügel.

Ein zweiter Punkt ist, daß jeder Schüler der Reitkunst damit anfangen muß, den Zügel oder die Zügel (einer reicht im Anfange hin) in beiden Händen zu halten, indem er rechts anzieht, wenn er sich nach rechts wenden will, und umgekehrt; das ist die richtige Methode, jedes fremde Pferd, jedes Füllen und jedes Jagdpferd zu reiten, welches nicht genau weiß, was es zu thun hat; denn es ist die einzige Methode, mittelst deren man wirklich Herrschaft über sein Pferd hat. Aber fast alle Reitschulregeln sind militärisch. Soldaten müssen ein Schwert in der einen Hand tragen und sich in hohem Grade auf ihre Pferde bezüglich der Rechts- und Linkswendungen verlassen. Damen und Herren brauchen keine Schwerter zu

tragen und besitzen weder solche maschinenartig dressirte Thiere, wie die Cavalleriepferde sind, noch können sie ihren Besitz wünschen. Außer anderen wichtigen Vortheilen, welche es mit sich führt, wenn man so zu reiten anfängt, daß man die Zügel in beiden Händen führt, wird eine Dame eher breit sitzen, als wenn sie die Zügel mit einer Hand hält und so ihr Pferd zu führen glaubt, welches doch in Wirklichkeit sich selbst lenkt. Ein Mann hat die Kraft, mit seinen Beinen und Sporen bis zu einem gewissen Grade sein Pferd zu leiten, eine Frau aber muß sich auf ihre Zügel, ihre Peitsche und ihr linkes Bein verlassen. Da man nur einen Zügel und die Peitsche gut in einer Hand halten kann, so machen doppelte Zügel, ausgenommen auf der Jagd, eine Dame nur irre. Am besten ist es, wenn sie die Knebeltrense zusammenknotet und über den Sattelknopf hängt und die Stangenzügel leicht führt.

Um denjenigen Damen, die keinen Unterricht genießen können, einen Begriff von einem festen, sicheren und eleganten Sitze zu geben, habe ich am Anfange dieses Capitels eine Abbildung gegeben, welche zeigt, wie sie die Beine legen müssen. Der dritte oder Jagdhorn-Knopf muß der Reiterin angepaßt werden, da seine Lage am Sattel nach der Länge der Beine der Dame verschieden sein wird. Ich hoffe, daß es die Ohren amerikanischer Damen nicht beleidigen wird, wenn ich ohne Umstände spreche. Das Erste ist, sich ordentlich fest auf den Sattel zu setzen; dann lege man das rechte Bein über den aufwärtsstehenden Knopf und lasse es gerade herunter hängen, beim Springen etwas nach hinten; wenn der Fuß weit herausragt, so hat die Dame keinen festen Halt. Dann muß der Steigbügel verkürzt werden, so daß das gebogene

linke Bein zunächst dem Knie fest gegen die untere Seite des Jagdhornknopfes zu liegen kommt. Wenn eine hierauf von dem Rückgrat der Reiterin aus gedachte Linie durch die Mitte des Sattels nahe dem hintern Sattelvorsprunge geht, so befindet sich die Dame auf der gehörigen Stelle, und wenn sie etwas mehr nach hinten als nach vorn sich lehnt, fest und eng angeschlossen von den Hüften nach unten, biegsam von den Hüften nach oben, während sie die Zügel mit ihren Händen etwas oberhalb der Kniefläche auseinanderhält, so ist ihre Stellung zugleich kräftig und graziös. Dies ist eine sehr unvollkommene Beschreibung eines sehr eleganten Bildes. Die Originale dazu, die nur sehr selten sind, findet man neun Monate im Jahre täglich in Rottenrow. Eine Dame muß beim Aufsitzen die Zügel in ihrer linken Hand halten und dieselbe auf den Sattelknopf legen, während die rechte Hand soweit über die hintere Sattelerhöhung hinaus reicht, als sich bequem thun läßt. Ist kein erfahrener Mann zugegen, ihr den Fuß zu halten, so kann Jemand niederknien und sein rechtes Knie als Tritt hinreichen; man muß dann nur die Steigbügel verlängern, um sie nachher zu kürzen. An einer hohen Commode kann die Reiterin sich einüben.

Wenn man alle Regeln der Reitkunst vollkommen begriffen hat, so kann nur Uebung den Instinct verleihen, welcher den Reiter auf das plötzliche Stutzen, Springen und Ausschlagen vorbereitet.

Die Weise, wie ein Mann sitzt, muß bis zu einem gewissen Grade durch seine Größe und Figur bestimmt werden. Wer kurze, runde Beine hat, kann sich nicht auf sein Pferd setzen wie schlanke Leute; aber auch Männer, von denen man

es nach ihrem Wuchse gar nicht erwarten sollte, machen vermöge ihrer Uebung und Kühnheit im Reiten eine gute Figur auf der Jagd und sehen auch beim Spazierritte nicht lächerlich aus.

Man hat gewisse Vorschriften für die Länge der Steigbügelriemen gegeben, aber die einzige gute Regel ist, daß sie kurz genug sein müssen, um dem Reiter volles Vertrauen auf seinen Sitz und volle Gewalt über ein am Zügel reißendes Roß zu geben. Beim Jagen ist es im Allgemeinen gut, die Bügel ein Loch kürzer zu schnallen als beim Spazierritt.

Die Militairvorschriften für das Aufsitzen sind nicht geeignet für Civilisten. Erstens nämlich muß es beim Aufsitzen gar keine »rechte« oder »unrechte« Seite geben; auf der Straße und im Felde ist es oft gerade sehr bequem, an der sogenannten »unrechten« Seite aufzusitzen. Ferner werden Pferde, die nach Rarey's Methode zugeritten sind, und sehr bald werden das alle Pferde sein, ohne einen Gedanken an Bewegung da feststehen, wohin sie der Reiter stellt, so daß die Militairvorschrift, vor dem Steigbügel zu stehen, unnöthig wird.

Folgendes ist Rarey's Methode beim Aufsitzen für Männer; sie ist ausgezeichnet, aber in seinem Buche nicht beschrieben und in der That überhaupt schwer zu beschreiben.

Will man bei schlaffen Gurten, ohne sich auf den Steigbügel zu stützen, aufsitzen, so fasse man die Zügel und einen Büschel Mähne, stelle sich hinter den Widerrist, die Augen nach dem Kopfe des Pferdes gewandt, setze den Fuß in den Steigbügel und lege, während die eine Hand die Zügel auf dem Nacken festhält, die andere offen und flach auf die andere Seite des Sattels bis zum Rande der kleinen Klappe

hinunter, drehe die Zehen nach außen, so daß man den Bauch des Pferdes nicht berührt, und hebe sich, indem man sich auf die flache Hand lehnt und dadurch fest auf die Seite des Sattels drückt, welche der gegenüberliegt, an der man aufsitzt. Der Druck der Hände wird dem Gewichte des Körpers die Wage halten, und es wird möglich sein, ohne die Gurte anzuziehen, ja überhaupt ohne Gurte aufzusitzen. Ist man nicht groß genug, um den Fuß ordentlich in den Steigbügel zu setzen, so bediene man sich eines Aufsteigeblockes oder noch besser eines etwa 18 Zoll hohen Stückes Holz, welches sich überall hintragen läßt.

Junge Leute sollen lernen, in den Sattel zu springen, während das Pferd sich bewegt, indem sie beide Hände auf die hintere Sattelerhöhung stützen. Ich habe oft Daly, den Steeplechase-Reiter, der ein kleiner Mann war, dies auf der Jagd thun sehen, ehe er sich das Bein brach. In Hinsicht auf die beste Haltung empfehle ich den Vielen, welche die besten Kunden der Reitlehrer in den großen englischen Städten sind, ich meine den Herren von 18 bis 28 Jahren, welche zu reiten anfangen, sobald sie Mittel und Gelegenheit dazu haben, die Art der ausgezeichnetsten Steeplechase-Jokeys und jagdbeflissenen Gentlemen zu studiren, wenn immer sie Gelegenheit dazu haben. Fast alle Reitlehrer sind alte Dragoner, und ihre Lehren in Hinsicht des allgemeinen Ansehens und der Haltung des Körpers sind soweit ganz gut; aber im Allgemeinen sind die Begriffe des Militairs vom Gebrauche der Arme und Beine des Reiters für den Civilisten nicht anwendbar.

Bezüglich dieses Punktes besitzen wir keine bessere Au-

torität als den verstorbenen Capitain Nolan, der in der österreichischen, ungarischen und in der englischen Cavallerie in Indien diente, und der die Reitkunst in Rußland und allen andern wegen ihrer Reiterei berühmten europäischen Ländern studirt hat. Er sagt: »Der Unterschied zwischen einem Schulreiter (d. h. einem gewöhnlichen Cavalleristen) und einem wirklichen Reiter ist folgender: Ersterer hängt von der Leitung und Führung seines Pferdes bezüglich der Behauptung seines Sitzes ab, der zweite dagegen hängt von seinem Sitze in Betreff der Leitung und Führung seines Pferdes ab. Beim Traben stößt der Schulreiter, anstatt sich, der Bewegung des Pferdes folgend, leicht zu heben, auf und nieder, wobei er schwer dem Pferde aufs Kreuz fällt und sich an die Zügel hängt, um zu verhindern, daß das Pferd unter ihm weg schlüpft, während er in seinem Sitze in die Höhe geworfen wird.«

Es ist ein seltsamer Umstand, daß allein die Engländer zwei Reitmethoden haben; die eine, auf der Jagd ausgebildet, ist natürlich und zweckmäßig, die andere, vom Continente eingeführt, ist künstlich und militairisch. Wenn man während der Saison nach Rotten-Row geht, so kann man den General Grafen von Cardigan ein dressirtes Streitroß nach der am meisten approbirten Militairmethode reiten sehen, mit den Zehen in den Bügeln, langen Steigbügelriemen, die Hacken unten, die Beine vom Knie herab weit vom Pferde weggestreckt; das ist in der That der Balancirsitz, welcher aus jener Zeit traditionell überliefert ist, wo die Ritter vollständige Rüstungen trugen und nicht anders reiten konnten, weil das Gewicht

der Rüstung sicheren Fall drohete, wenn das Gleichgewicht einmal verloren war; es ist dies eine sehr großartige und graziöse Methode, wenn sie von einem Meister in der Kunst ausgeführt wird, der so lange Beine hat, wie der Graf oder sein glänzenderer Vorgänger, der verstorbene Marquis von Anglesea. Geht man aber in der Jagdzeit nach Northamptonshire, so kann man denselben Grafen von Cardigan in seinem Scharlachrocke sehen, wie er, anscheinend zwei Mal so dick in der Taille als sonst, unter den vordersten Reitern dahinfliegt und mit wohlgebogenen Knien auf dem Körpertheile sitzt, den die Natur dazu bestimmt hat, während seine Unterschenkel dazu verwendet werden, sein Gewicht über den Rücken und die Seiten des Pferdes zu vertheilen. In letzterem Falle ist der Graf ein wirklicher Reiter, in ersterem ein Reiter nur zum Ansehen.

Wenn daher ein Reitlehrer Dir sagt, Du mußt auf die Balance reiten, den Körper kerzengrade, das Knie zurückgezogen, die Füße in einer perpendiculären Linie mit der Schulter und die Beine vom Knie abwärts nach außen gestreckt, um das sogenannte Festklammern zu vermeiden, so höre ihm zu, lerne so viel Du kannst, disputire nicht, das wäre unnütz, und ergreife dann die erste Gelegenheit, diejenigen zu studiren, welche dafür bekannt sind, daß sie einen leichten, natürlichen Sitz mit Anmuth verbinden, vorausgesetzt, daß Dein Wuchs sich zur Entfaltung von Grazie eignet; bei manchen Leuten ist das nicht der Fall. Nolan sagt: »Der Mann muß einen geräumigen Sattel haben und dicht auf dem Rücken des Pferdes sitzen; das Bein

muß vom Steigbügel in einer natürlichen Stellung gestützt werden, aber nicht etwa darf durch die Kürze des Bügels der Oberschenkel zurückgedrängt werden, und je näher das ganze Bein am Pferde anliegt, desto besser; nur darf der Fuß unterhalb des Knöchelgelenks nicht umgebogen werden.«

Bald nach der Schlacht bei Waterloo kam durch den Einfluß des Prinzregenten ein Russe nach England, um unsere Cavallerie eine neue Reitmethode zu lehren, welche darin bestand, daß man den Gebrauch desjenigen Körpertheiles, an welchem Seine königliche Hoheit so hoch begabt war, gänzlich vernachlässigte und mit ausgespreizten, vollkommen graden Beinen ritt, etwa wie ein Cirkel auf einem Rollholze. Eine geraume Zeit lang wurde dieses lächerliche Exercitium, welches die Soldaten aller Herrschaft über ihre Pferde beraubte, auf den Feldern geübt, wo jetzt Belgrave-Square steht, und man ließ erst davon ab, als die Zahl der Leute, welche dadurch litten, Anlaß zu ernsthaften Vorstellungen von Seiten commandirender Officiere gab. Es ist zu bedauern, daß man das entgegengesetzte System nie versucht hat, und daß man nicht ein Cavallerieregiment nach den Grundsätzen englischer Fuchsjägerreiter unterrichtet hat, so daß es die Knebeltrense gebraucht und sich im Trabe hebt. Aber man muß zugeben, daß seit dem orientalischen Kriege große Verbesserungen in dieser Hinsicht eingetreten sind, und wahrscheinlich werden immer mehre folgen, je nachdem die Gamaschenhelden der alten Schule aussterben. Es geschah nicht aus Mangel an Beispielen einer besseren Methode, daß der continentale Militairstyl unserer Cavallerie aufge-

drängt wurde. Nathaniel Gould erzählt in seinem kleinen Buche als einen Beweis dafür, was entschlossene Jäger leisten können, Folgendes: »Als im J. 1815 Blücher in London ankam und sogleich nach Carlton-House fuhr, war ich einer von Wenigen aus einem ungeheuren Zusammenflusse von Reitern, die seinen Wagen von Shooter's-Hill auf beiden Seiten begleiteten. Trotz aller Hindernisse drängten wir uns durch das Horseguards-Thor und die Leibwache, ebenso durch die leichte Cavallerie und das Thor in Cartlon-House, wie auch durch die Schaar der Constabel im Schloßhofe und trieben unsere Pferde die steinerne Treppe hinauf in den Saal, obgleich die Wachen, Leibgardisten und Constabel sich gegen diesen Kosackeneinbruch in Schlachtordnung stellten und wirklich zum Angriffe schritten. Der Prinz jedoch winkte in edelster Weise mit seiner Hand, und es wurde uns erlaubt, einen Kreis um den Regenten zu bilden, während Blücher das blaue Band um die Schultern gelegt und vom Prinzen in würdevollster Weise beim Aufstehen Beistand geleistet wurde. Seine königliche Hoheit entließ uns dann mit einem leichten Gruße; wir ritten zur Thür zurück und kamen die Treppe wieder hinunter mit nur einem einzigen Unfalle, indem ein Pferd, als es vorwärts getrieben wurde, mit einem Satze die Treppe hinabsprang.«

Aber um auf den Sitz des Mannes zu Pferde zurückzukommen, so sagt Nolan, indem er Baucher citirt: »Wenn er zuerst aufs Pferd gebracht wird, so wendet ein paar Stunden daran, seine Glieder zu schmeidigen, ähnlich wie Ihr mit Dehnbewegungen das Exercitium zu Fuße beginnt.

zeigt ihm, wie er den Ober- und Unterschenkel an den Sattel schließen muß, und laßt ihn das Bein rück- und vorwärts, hinauf und hinab ohne Steigbügel bewegen; laßt ihn ein Gewicht im Kreise von der Schulter als dem Mittelpunkte aus schwingen, während die andere Hand erst auf den Schenkel, dann auf den Rücken gelegt wird; laßt ihn dann das Gewicht in die andere Hand nehmen und verfahrt ebenso. Indem er die eine Hand auf die Mähne des Pferdes legt, biege er sich nach beiden Seiten soweit hinab, daß er fast zum Boden reicht. Diese Uebungen geben dem Manne einen festen Halt mit seinen Beinen und lehren ihn, seine Glieder bewegen, ohne seinen Sitz zu verändern. Nehmt ihn dann in der Reitbahn an die Longe und lehrt ihn dadurch, daß er abwechselnd Schritt und Trab reitet, daß es nothwendig sei, mit dem Körper nach der Seite sich zu lehnen, wohin das Pferd sich wendet. Dies ist die nothwendige Balance; bringt ihn dann mit Andern zusammen und laßt ihn tüchtig traben, um ihn in seinen Sitz hinein zu schütteln. Stufenweise lehrt ihn den Gebrauch der Zügel, dann den des Beines.« Diese Anweisungen für den Unterricht eines ausgewachsenen Cavalleristen können auch Civilisten von Nutzen sein.

Hände und Zügel.

Angenommen, daß Ihr auf einem guten Wege seid, einen sichern Sitz zu gewinnen, so ist der nächste Punkt der Gebrauch der Zügel und die Anwendung Eurer Beine, denn durch diese hält, treibt und lenkt ein Reiter sein Pferd; um aber ein Pferd vollkommen zu handhaben, müßt Ihr

abgesehen von der Unterweisung auch eine gute Hand haben. Eine gute oder leichte Hand ist, wie der Strich eines Violinspielers ersten Ranges, eine Gabe, die man nicht immer dadurch erwerben kann, daß man darauf denkt und dahin arbeitet, sie zu erlangen. Vollkommenes Reiten besteht darin, daß Ihr Euer Pferd dahin bringt, Euren durch die Zügel ihm zugeführten Befehlen mit Verständniß zu gehorchen, anzuhalten oder schnell oder langsam zu gehen, zu traben oder zu galoppiren, rechts oder links anzuspringen, die Beine zu wechseln, sich nach einer oder der andern Seite zu wenden und beim Uebersetzen an dem bestimmten von Euch gewählten Punkte sich zu heben. Nur ein tüchtiger Reiter, der von Natur eine feine Hand hat, kann dies vollkommen ausführen, aber jeder junge Reiter sollte bestrebt sein, es zu erreichen.

Die goldene Regel der Reitkunst wird von Obrist Greenwood in einem Satze aufgestellt, den Unverständige wegen seiner abgedroschenen Einfachheit belachen werden: »Wenn Ihr das Pferd nach rechts lenken wollt, ziehet den rechten Zügel stärker als den linken an.« Dies ist gesunder Menschenverstand. Kein Pferd wird stätig unter den Händen eines Bereiters, weil er mit einem Zügel in beiden Händen reitet, nicht mit zwei Zügeln in einer Hand. Will er es rechts gehen lassen, so zieht er den rechten Zügel stärker an als den linken, und umgekehrt. Gehorcht das junge Pferd diesen Zeichen nicht, so versteht es sie wenigstens, selbst das erste Mal, daß es geritten wird, und das störrigste Thier wird ihnen nicht lange Widerstand leisten. Ich sah im vergangenen August ein diesen einfachen Grund-

säßen gemäß behandeltes dreijähriges Pferd, welches durchaus roh und ungezähmt Herrn Rarey's Händen übergeben war, im Verlaufe von sieben Tagen aber jeder Weisung des Zügels wie ein altes Pferd entsprechen, sich rechts oder links wenden, die Nase an des Reiters Knie legen und rückwärts gehen konnte, wie ein altes Cavalleriepferd.

»Dagegen nimmt es lange Zeit in Anspruch, einem Füllen begreiflich zu machen, daß es sich rechts wenden soll, wenn der linke Zügel angezogen wird«, und wenn das Pferd Widerstand leistet, so hat der Reiter keine Kraft, es zu zwingen, wenn er die Zügel nach allgemeiner Sitte in einer Hand hält.

Der Gebrauch des Reitens mit einer Hand hat in den Militairschulen seinen Ursprung; der Soldat hat ein Schwert oder eine Lanze zu führen und hängt vorzugsweise von der guten Dressur des Pferdes und dem Drucke seiner Beine ab. Niemand versucht ja, ein Pferd, das im Geschirr geht, mit einer Hand zu lenken, und es ist eben so unsinnig, solches mit einem weichmäuligen Pferde zu versuchen. Natürlich bei einem alten, geübten Reitpferde sind auch die Zügel nur bloße Form; jede Andeutung genügt. Der Vortheil des Reitens mit beiden Händen liegt darin, daß jedes junge Pferd und jeder Schüler es in einigen Stunden lernen kann.

Damit man das Pferd so viel wie möglich in seiner Gewalt habe, muß die Haltung der Zügel leicht und gerade sein. Man darf damit nicht am Maule des Pferdes zerren, als ob dasselbe von Gummi elasticum wäre, aber auch die Zügel nicht schlaff hängen lassen, sondern man

muß das Gefühl des Pferdes dergestalt in der Hand haben, um es augenblicklich nach jeder beliebigen Richtung hin lenken zu können, »als ob,« um mit dem alten Chifney zu reden, »der Zügel ein wollener Faden wäre.« Die Schenkel sollen dazu gebraucht werden, das Pferd zu zwingen, dem Gebisse Folge zu leisten und es zu gleicher Zeit zu leiten, d. h. wenn man rechts wenden will, soll der rechte Zügel schärfer angezogen und der linke Schenkel angelegt werden, will man links wenden, umgekehrt. Folgt das Pferd dem Gebisse nicht, so hat man dasselbe nicht in seiner Gewalt.

Ein guter Reiter wählt Grund und Boden, so wie die Gangart für sein Pferd aus. »Um einem fallenden Blatte auszuweichen, setzt ein Pferd den Fuß an den Rand eines Abgrundes.« Ist ein Pferd gestrauchelt oder befindet es sich in schwieriger Lage vor einem Zaun, so kann man ihm nicht genug Freiheit lassen, es nicht ruhig genug behandeln. Man traue nur nicht dem albernen Geschwätz derer, welche behaupten, man müsse ein Pferd nach dem Straucheln aufraffen.

Der angehende Reiter sollte stets daran denken, die Hände zu beiden Seiten des Widerrists so niedrig als möglich zu halten, ohne sich irre machen zu lassen, wenn ein Pferd stätig wird oder wenn es springen oder durchgehen will. Der Neuling thut instinctmäßig gerade das, was er nicht thun sollte — er hebt die Hände in die Höhe.

Durch richtigen Gebrauch der Zügel und der Schenkel, mag man mit oder ohne Sporen reiten, sammelt man sein Pferd, oder, wie Obrist Greenwood es richtig ausdrückt,

man condensirt es auf einem Punkte, das heißt, man bewirkt, daß es seine natürliche Stellung einnimmt und doch bereit ist, sich in jeder Richtung und jeder Gangart, die man verlangt, zu bewegen. Dies ist der eine Zweck der Stangenzügel. Nach demselben Grundsatze regieren die Kutscher der vornehmen Welt, wenn sie sich während der Saison durch die lebhaften Straßen des Westendes hindurch winden, ihre wohlgezogenen Pferde, und ebenso macht es der Reiter, der mit dreihundert Gefährten bei dem fröhlichen Schalle des „Tally-ho!“ davonsprengen will, indem er gleichzeitig sein Pferd spornt und anhält, damit es in dem Augenblicke, wo es aus dem Gedränge kommt, zu einer großen Anstrengung bereit sei.

Durch richtige Anwendung des Stangenzügels sammelt man ein ermüdetes Pferd; denn ermüdete Pferde strecken sich gern. Man zieht ihm dadurch die Hinterbeine unter den Leib, stellt es auf seine Hüften und sichert es dadurch vor der Gefahr, auf seine müden oder schwachen Vorderbeine zu fallen. Ein Ruck am Zügel, wenn ein Pferd fällt, kann ihm wohl den Kopf in die Höhe ziehen, nicht aber die Beine.

»Wenn ein Pferd in Bewegung ist, muß zwischen seinem Maule und den Händen des Reiters eine fortwährende Berührung, ein fortwährendes Spiel stattfinden;« nicht der feste Griff, wodurch die Reiter der ausländischen Schule ihre Pferde in einem künstlichen Paradeschritt halten, der für das Thier außerordentlich ermüdend und unsern englischen Begriffen von natürlichem Reiten ganz entgegen ist, sondern ein allmäliges, zartes und doch festes Gefühl des

Maules, verbunden mit steten Andeutungen der Schenkel, wodurch man ein feuriges, gut zugerittenes Pferd, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, »immer zwischen Händen und Schenkeln hält.«

Auf die Erwerbung dieser Fertigkeit kann man nicht Mühe genug verwenden. Sie kommt zwar nicht in Anwendung bei alten Miethpferden, die man mit jedweder Zügelhaltung und beliebig baumelnden Beinen reiten kann, aber sie ist erforderlich und erhöht das Vergnügen, wenn man ein muthiges und feinmäuliges Pferd reitet, eins jener herrlichen Thiere, die sich zu freuen scheinen, einen ächten Reiter oder eine leichthändige Amazone auf ihrem Rücken zu tragen, aber wild werden unter ungeschickten und plumpen Händen.

Man sollte nie ein Pferd wenden, ohne es vorher zu versammeln, d. h. ohne es mit den Händen anzuhalten und mit den Schenkeln anzutreiben und zugleich mit beiden zu lenken, d. h. wenn man rechts wenden will, muß man es mit beiden Händen anhalten und mit der rechten Hand lenken, indem man diese am stärksten gebraucht; will man links wenden, muß man es mit beiden Schenkeln antreiben und mit dem linken lenken, indem man diesen am stärksten anlegt.

»Man verfalle nicht in das entgegengesetzte Extrem, indem man den linken Zügel schlaff läßt und des Pferdes Kopf nach der rechten Seite herumzerrt.«

Dieselben Regeln müssen beobachtet werden, wenn man ein Pferd mit dem rechten Schenkel galoppiren läßt, doch muß der rechte Zügel nur so stark angezogen werden, wie nöthig ist, um das rechte Nasenloch zum Vorschein zu brin-

gen. Aber die Kunst, ein Pferd mit einem oder dem anderen Beine anspringen zu lassen — eine Kunst, die wohl gelernt zu werden verdient — erfordert einen Lehrer. In den besten Militärschulen wird Manches gelehrt, was der Zeit und Mühe werth ist, und verbunden mit praktischer Pferdedressur, die müßige Zeit jener zahlreichen Classe von Menschen ausfüllen würde, die niemals lesen und denen die Zeit lang wird, sobald sie fern vom Stadtleben und nicht mit ländlichen Belustigungen oder mit Geldmachen beschäftigt sind.

»Riding at the ring« ist ein mehr gentlemännisches Vergnügen, als die Rattenjagd, und ein Füllen zu dressiren ist besser als ein Hundekampf. Dies als Fingerzeig für junge Stadtkinder und Militairs, die auf dem Lande in Garnison liegen.

»In einer Militairschule aber«, sagt Obrist Greenwood, »lernt man nur zu leicht, so steif wie eine Bildsäule auf dem Pferde zu sitzen, die rechte Hand so nutzlos, als ob Gott sie einem nie beschert hätte, herunterhängen zu lassen, die linke mit steifem und geradem Handgelenk wie ein Bugspriet auszustrecken und sein Pferd unveränderlich mit dem falschen Zügel zu lenken.« Ich möchte zwar die volle Wahrheit dieser Behauptungen nicht selbst verbürgen, jedoch sagt auch Capitain Nolan, indem er von dem Einflusse der ausländischen Schule (nicht der Baucher's) auf Pferde und Menschen spricht: »das Resultat dieses langen und einförmigen Studiums ist, daß der Schulreiter auf den Nichtkenner einen angenehmen Eindruck macht; sein Pferd macht die Wendungen, geht Paradeschritt und Volte ohne

sichtbare Hülfe oder ohne Veränderung der aufrechten und imponirenden Haltung des Reiters. Aber ich habe mit ihnen gelebt und gedient. Ich bin selbst Reitlehrer gewesen und kenne aus Erfahrung die Nachtheile dieses ausländischen Sitzes und Systemes.«

Nichts erfordert mehr Geduld und Standhaftigkeit als ein scheuendes Pferd. Das Scheuen entsteht aus drei Ursachen, aus einem Fehler in den Augen, aus Launenhaftigkeit und aus Furcht. Wenn ein Pferd immer auf derselben Seite scheut, so kann man sicher sein, daß das Auge auf dieser Seite fehlerhaft ist.

Daß ein Pferd aus Launenhaftigkeit scheut, erkennt man daran, daß es den einen Tag schnaubend vor einem Gegenstande flieht, den es den nächsten mit Gleichgültigkeit ansieht; auch dunkle Ställe erzeugen dieses unregelmäßige Scheuen.

Die nervöse Furcht wird oft durch brutale Behandlung vermehrt, da das Pferd sich nicht nur vor dem Gegenstande fürchtet, sondern vor den Peitschenhieben und Spornstößen, welche es gewöhnlich erhalten hat, und sie kann bis zu einem gewissen Grade durch die in dem Capitel »Pferdedressur« schon beschriebene Behandlung gemildert werden. Pferde aber, die zum ersten Male vom Lande in eine große Stadt kommen, werden leicht vor vielen Gegenständen scheuen. Man muß sich die Zeit nehmen, sie mit jedem Einzelnen bekannt zu machen. So z. B. brachte ich eine Stute vom Lande herein, welche jeder sich bewegende Gegenstand zu erschrecken schien. Ich bin überzeugt, daß sie schlecht behandelt worden war, oder im Geschirre einen

Unfall gehabt hatte. Das erste Mal passirte ein Eisenbahnzug vor ihren Augen eine Brücke, die quer über den Weg ging. Sie wollte umdrehen und wäre durchgegangen, wenn ich sie nicht hätte zügeln können; ich fühlte ihr Herz zwischen meinen Beinen schlagen. Den Grundsätzen Xenophon's und Herrn Rarey's gemäß ließ ich sie umkehren, zwang sie aber in einer Entfernung von zwanzig Yards still zu stehen, während der Zug vorüber ging. Sie sah die ganze Zeit — es war ein sehr langsamer Güterzug — hinter sich, während ich sie zu beruhigen suchte. Nach ein oder zwei Malen brachte ich sie dahin, das Gesicht dem Zuge zuzukehren, den sie mit gesträubter Mähne und gespitzten Ohren beobachtete; allmälig ging sie langsam vorwärts, und nach Verlauf einiger Tage ging sie vollkommen gleichgültig unter der Brücke durch, während der Zug über dieselbe dahin donnerte.

Kann man bestimmt ermitteln, daß ein Pferd aus bloßer Launenhaftigkeit scheut und umdreht, so strafe man es, wenn es sich umgedreht hat, nicht aber, so lange es den Gegenstand im Gesichte hat; es wird dann bald lernen, daß es das Umdrehen ist, wofür es Peitsche und Sporn erhält. Einige Tage Uebung und Geduld bringen im Charakter der furchtsamsten Pferde eine große Veränderung hervor.

In Büchern findet man sehr genaue Beschreibungen, wie das Aeußere des Pferdes beschaffen sein muß, vom Miethgaul an bis zum Jagdpferde. Für die meisten Leute haben derartige Beschreibungen keinen praktischen Nutzen. Man thut besser, bei einem einsichtsvollen Kenner oder Thierarzt Unterricht in der Proportionslehre und der Anatomie des

Pferdes zu nehmen. Man muß viele Pferde studiren, viele kaufen und sein Geld wegwerfen, ehe man mit Sicherheit, wenn überhaupt je, sich auf sein eigenes Urtheil bei der Wahl eines Pferdes verlassen kann. Und schließlich sind doch ein natürliches Talent zur Vergleichung und ein Auge für Verhältnisse nur Wenigen gegeben. Manche haben ihr ganzes Leben lang Pferde und können doch kaum ein gutes von einem schlechten unterscheiden, wenn sie auch wissen, was sie am liebsten zum Reiten, Fahren oder Jagen haben mögen. Am sichersten geht man, wenn man seinem eigenen Urtheile so lange mißtraut, bis man fühlt, daß man Erfahrung genug hat, um selbst zu wählen.

Miethpferde für weite Entfernungen werden in unserer Eisenbahnzeit in England selten gesucht. Ein Stadtmiethpferd muß von hübschem Aeußeren und sicher auf den Füßen, nicht zu groß, aber arbeitskräftig sein, denn man ist damit immer den Blicken ausgesetzt, muß über das glatte Pflaster fahren und reiten, um scharfe Ecken biegen und oft auf- und absteigen. Rarey's System, wonach das Pferd der Stimme gehorcht, stehen bleibt, bis es gerufen wird, und dem Reiter folgt, ist leicht zu lehren und in dieser Anwendung von großem praktischen Werthe. Ein Landmiethgaul muß schnell sein, braucht aber nicht so in die Augen zu fallen mit seiner Haltung und so hübsch zu sein wie ein städtisches Pferd — sein Verdienst besteht in der Schnelligkeit, mit welcher er Entfernungen zurücklegt.

Man lehre sein Pferd, mit schlaffen Zügeln gut zu gehen; keine Gangart ist nobeler und nützlicher als ein guter gleichmäßiger Schritt. Galoppiren kann jede gut

dressirte Mähre, aber das Pferd des Gentlemans zeigt sich im langsamen Gange.

Auf einer langen Reise reite man auf jede vier Meilen Trab oder Galopp eine im Schritt und wähle dabei die weichsten Stellen des Weges oder Rasens aus.

Kommt man mit erhitztem Pferde an, so lasse man wenigstens eine halbe Stunde den Sattel nicht abnehmen. Eine Vernachlässigung dieser Vorsicht kann einen kranken Rücken zur Folge haben.

Ein Damenpferd muß, abgesehen von den anderen wohlbekannten Eigenschaften der Schönheit und des Ganges, dem Gewicht der Dame angemessen sein. Es ist eine in der Gesellschaft gangbare Fiction, daß alle Damen wenig essen und wenig wiegen. Nun wiegen aber Sattel und Kleidung beinahe 3 Stein, eine sehr schmächtige Dame wird etwa 9 Stein wiegen, macht nahe an 12 Stein, was kein geringes Gewicht ist, wenn man bedenkt, wie gern junge Mädchen schnell und lange auf harten Wegen reiten. Am besten ist's, man stellt die süßen Kinder mit ihren Sätteln auf die Wagschale, verzeichnet sich das Resultat und wählt ein Pferd, welches berechnet ist auf einen vollen Stein über das Bruttogewicht. Wie wenige Damen denken daran, wenn sie Stunden lang Rotten-Row auf und nieder galoppiren, daß diese berühmte Promenade fünf Viertel Meilen lang ist, daß also zehn Ritte funfzehn Meilen machen.

Die nothwendigen Eigenschaften eines Jagdpferdes brauchen nicht beschrieben zu werden, weil alle diejenigen, für welche diese Andeutungen Interesse haben, wenn sie gesunden Menschenverstand haben, ihre Jagdpferde wie ihre Bedienten nur mit

zuverlässigen Zeugnissen von mindestens einer Saison nehmen werden.

Man bedenke, daß ein Wagenpferd »Courage« *) besitzen muß, denn man fährt immer schnell, nie im Schritt. Leute, die nur ein paar Pferde kennen, machen oft denselben Mißgriff, als ob sie Lord Gourmet's Koch als »Bedienten für Alles« engagirten. Sie sehen ein feuriges, Capriolen machendes Thier, glatt wie ein Maulwurf, fromm, aber voll Muth aus dem Gestüt eines Edelmannes kommen, wo es wie ein Kind gepflegt und nur abwechselnd mit einem halben Dutzend anderer geritten oder eingespannt worden ist. Verleitet durch sein lebhaftes Aeußere, kaufen sie es und stellen es unter die Obhut eines Gärtnerburschen oder geben es in Fütterung, gebrauchen es täglich, früh und spät und wundern sich dann, wenn es an Fleisch abnimmt, sein Haar den Glanz verliert und sein lebhafter Gang sich in ein schläfriges Schlenkern verwandelt. Das ist etwas Gewöhnliches. Klug handelt man, wenn man zu einem Pferde »für Alles« ein Thier wählt, das immer an harte Arbeit gewöhnt gewesen ist; ein solches wird durch Pflege und regelmäßige Bewegung besser werden.

Pferde unter sechs Jahren sind selten zu sehr harter Arbeit tauglich; sie sind, ausgewachsen, von keinem großen Nutzen, wo nur eins oder zwei gehalten werden.

Man mache es sich zur Regel, sein Pferd zu liebkosen, ihm jedes Mal, wenn es vorgeführt wird, eine Mohrrübe

---

*) Das Wort ist hier offenbar in der seiner Ableitung entsprechenden Bedeutung »Ausdauer im Laufen« genommen.

oder einen Apfel zu geben, es zu gleicher Zeit überall sorgfältig zu prüfen, nach seinen Beinen, seinen Eisen, seinen Füßen zu sehen. Man achte darauf, ob es gut gewartet wird, in welchem Zustand sich sein Geschirr befindet, und sehe zu, daß es immer gehörig aufgezäumt ist. Die Stallknechte sind oft nachlässig und unwissend.

Beschlagen. — In großen Städten giebt es immer Curschmieden (veterinary surgeons' forges), wo man die Kunst gut versteht; ebenso in Jagddistricten. Wo man sich aber auf unwissende Grobschmiede verlassen muß, thut man am besten, sich nach den etwas übertriebenen Instructionen zu richten, die Miles in seinem Buche »Ueber den Pferdebeschlag,« herausgegeben zu einem billigen Preise von der Royal Agricultural Society, giebt. Ein guter Beschlag verlängert den Dienst eines Pferdes für Jahre.

Ställe. — Für die Erbauung von Ställen hat man zwar ausführliche Anweisungen gegeben, indessen müssen sich die meisten Leute mit dem begnügen, was sie auf ihren Grundstücken vorfinden. Die Ventilation der Ställe muß der Art sein, daß dieselben niemals übel riechen und bei kalter Witterung niemals zu warm sind, wenn die Pferde gesund bleiben sollen. Die Stallknechte versperren fast immer die Ventilation, wenn sie können. Große Verschläge sind fast immer den abgetheilten Räumen vorzuziehen, weil ein ermüdetes Pferd sich in ihnen die bequemste Stellung verschaffen kann. Abschüssige Stände sind Marterkammern.

Jagdpferde müssen von anderen Pferden entfernt gestellt werden, um nach einem ermüdenden Tage, ungestört von

Menschen oder anderen zum Gebrauch bestimmten Pferden, sich der Länge nach niederlegen zu können. Die Ställe müssen so hell sein wie ordentliche Zimmer, jedoch mit Laden versehen, um sie im Sommer dunkel zu machen und die Fliegen abzuhalten. Ein gut eingerichteter Stall muß einen reichlichen Vorrath von kaltem und heißem Wasser haben, so daß man nicht erst den Koch zu belästigen braucht.

Große Ställe sind sehr schön, aber zweckwidrig. Vier bis fünf Pferde sind gerade genug, um bequem zusammen zu wohnen. Ich habe Jagdpferde in einer alten Scheune sich besser befinden sehen, als in den größten Tempeln moderner Architecten.

Ein Pferd des Morgens gut zu putzen, kostet eine Stunde Zeit, und mehr, wenn es heiß von der Arbeit zurückkehrte. Aus dieser Andeutung mag der Leser abnehmen, wie viel Zeit sein Bedienter seinen Pferden widmen muß, wenn sie gut geputzt werden sollen.

Ein Mann aus den mittleren Ständen, der nur einen kleinen Marstall hat, nehme nie einen geschniegelten Stallknecht aus einem großen Stalle — dieser wird ihn und seine Pferde verachten. Farmer und Landthierärzte, welche Jagdfreunde sind, ziehen die besten Stallknechte.

Wenn man einen ehrlichen, nüchternen Menschen findet, der seine Sache vollständig versteht, so kann man ihn nicht zu gut behandeln, denn die Güte eines Pferdes hängt, wie die eines französischen Gerichtes, halb von der Behandlung ab.

Neuntes Capitel.

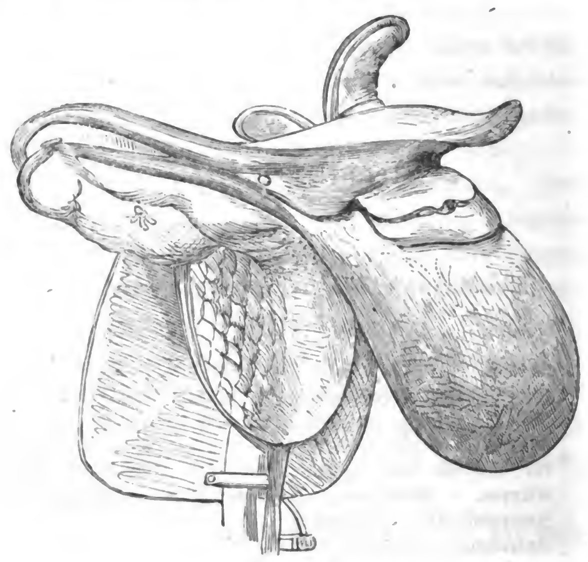
Der Anzug des Reiters und der Reiterin. Pferdegeschirr.

Die Gebisse. — Die Trense. — Gebrauch der Kinnkette. — Der Pelham. — Beschreibung des hannoverschen Gebisses. — Sprungriemen. — Der Herrensattel muß groß genug sein. — Sporen. — Dürfen nicht zu scharf sein. — Der Somersetsattel für furchtsame und bejahrte Leute. — Der Nolansattel ohne Klappen. — Beschreibung des Damensattels. — Vorzüge der Jagdhornkrücke. — Damensteigbügel. — Anzug der Damen. — Andeutungen über denselben. — Das Kleid. — Die Stiefel. — Peitschen. — Jagdpeitschen. — Gebrauch der Gerte. — Reitcostüm der Herren. — Jagdanzug. — Poole, die große Autorität. — Vorzüge der Mütze vor dem Hute auf der Jagd. — Stulpen und Napoleons. —

Wer mit Behagen reiten will, der muß sorgfältig darauf achten, daß seinem Pferde das Geschirr eben so gut paßt und sitzt, wie ihm selbst Stiefel und Beinkleider.

Wenn ein Pächter ein Joch Ochsen kauft, so fragt er, wenn anders er sein Geschäft versteht, nach ihren Namen, denn Ochsen hören auf ihre Namen. Nach demselben Grundsatze ist es zweckmäßig, sich zu erkundigen, an was

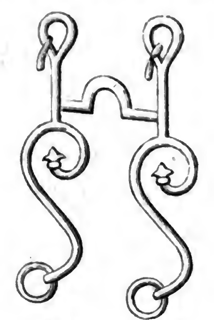
für ein Gebiß ein Pferd gewöhnt ist, und, wenn man es nicht erfahren kann, mehrere zu versuchen, bis man das



Quersattel.

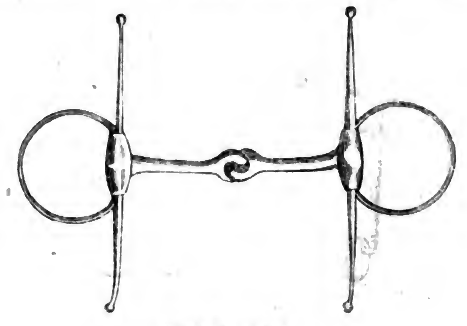
herausfindet, welches ihm paßt. Es giebt Pferde, die, wie die Händler sich ausdrücken, mit einfacher Trense den Kopf sicher und elegant tragen; aber das läßt sich nur von wenigen erwarten, ausgenommen in den Händen eines Steeplechasereiters. Da überdies Zügel zerreißen und Trensen zerbrechen können, so ist es nicht gerathen, viel mit einem Gebiß und einem Zügel zu jagen. Durchschnittlich gehen die Pferde am besten mit doppeltem Zügel, d. h. dem gewöhnlichen harten und scharfen oder der Stange nebst der

Trense. Am besten ist es, mit der Trense zu reiten und die Stange nur zu gebrauchen, wenn es darauf ankommt, das



Stangengebiß.

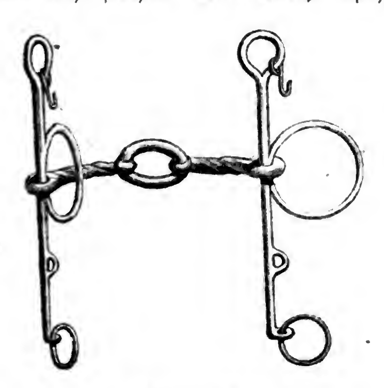
Pferd plötzlich zu pariren, seine Eile zu mäßigen, wenn es zu schnell geht, oder es, wenn es ermüdet ist, zu sammeln, indem man seine Nase nieder und seine Hinterbeine mehr unter den Leib zieht, denn dies ist die hauptsächlichste Wirkung des Stangenzügels. Es giebt viele Pferde, deren Mäuler in so weit gut sind, daß sie sich leicht mit der einfachen Trense pariren lassen, und bei denen doch die Stange angewandt



Einfache Trense.

werden muß, damit sie den Kopf richtig tragen, und hierzu scheint es oft nur der Andeutung zu bedürfen, daß die Kinnkette an ihrem Kinn sich hin- und herbewegt, ohne daß der Reiter nöthig hat, mit merklicher Kraft den Zügel anzuziehen.

Das Pelhamgebiß (siehe die Abbildung), eine Art von Trensengebiß mit Seitenkloben und einer Kinnkette, ist eine zweckmäßige Vorrichtung für derartige Pferde. Eine sehr wirksame Abänderung des Pelham, genannt der Hannoveraner, ist in den letzten Jahren sehr in Gebrauch gekommen. Es bedarf der leichten Hände eines geübten Reiters, um die Stangenzügel des Hannoveraners bei einem weichmäuligen Pferde zu gebrauchen; gehörig gebraucht aber, verleiht kein Gebiß größere Gewalt über das Pferd und giebt ihm eine schönere Haltung als dieses, und auf der Jagd bringt es das Pferd zum Stehen, wenn jedes andere Mittel nicht fruchtet. Dies Gebiß besteht nämlich



Pelhamgebiß.

aus einer sehr wirksamen Trense sowohl wie Stange, mit Rollen oder Ringen, welche das Maul des Pferdes feucht erhalten nnd es verhindern, unempfindlich zu werden (siehe die Abbildung). Zur Jagd gebrauche man das erstgenannte Gebiß; gebraucht man den Hannoveraner, so darf er nicht zu schmal sein.

Der Chifney ist eine Stange mit sehr bedeutender Hebelkraft und eine der besten für ein Zugpferd oder zum Gebrauch für Damen.

Ein vollkommener Reiter behilft sich mit jedem Gebiß. Sir Tatton Sykes und Sir Charles Knightley parirten in ihrer kräftigsten Periode jedes Pferd mit einer Trense; Damen aber und Reiter mit schwachem Handgelenk müssen sich eines Gebisses bedienen, welches das Pferd im Fall der Noth zum Stehen bringen kann, denn viele Pferde, die auf der Landstraße vollkommen ruhig sind, greifen auf freiem



Hannoversches Gebiß.

Felde beim Beginn eines Laufes gewaltig aus. Es darf indessen nicht vergessen werden, daß man, wenn ein Pferd durchgeht, sich nicht mehr auf die Stange verlassen kann, denn hat es derselben einmal vollständig Widerstand geleistet, so kehrt es sich, je länger es läuft, um so weniger daran. Besser ist es, ihm die Trense im Maule hin und her zu sägen und von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Ruck an der Stange zu thun.

Es kommt viel darauf an, besonders bei einem sehr muthigen Pferde, daß ihm der Stirnriemen paßt, daß er weder zu eng ist, noch zu tief ins Maul hinuntergeht. Die Stallknechte sind in dieser Beziehung oft sehr nachlässig. Ich habe ein äußerst widerspänstiges Pferd gekannt, welches vollkommen ruhig und folgsam wurde, nachdem sein Zaum so geändert worden war, daß er ihm bequem saß. Es muß wenigstens ein Finger breit Raum zwischen der Kinnkette und dem Kinn sein. Hat das Pferd eine empfindliche Haut, so kann die Kette mit Leder überzogen werden.

Wenn man reiten lernt, sollte man sich zu gleicher Zeit die Mühe nicht verdrießen lassen, Alles zu lernen, was das Pferd und seine Ausstattung betrifft. Hier zu Lande haben wir so gute Bedienung, daß wir oft vergessen, daß wir eines schönen Tages einmal genöthigt sein können, selbst unseren Stallknecht und Hufschmied zu spielen.

Für die Colonien ist der beste Zaum der in dem Capitel von der Füllenzucht beschriebene, welcher Halfter, Stange und Trense zugleich ist.

Die Zügel müssen weich und doch zähe sein, und gerade nur so lang, daß man sie durch Ausstrecken der Arme belie-

big verlängern oder verkürzen kann. Wenn dann das Pferd den Kopf ausstreckt oder sich im Laufe dehnt, so kann man, wenn man gehöriger Weise die Zügel in beiden Händen hält, sie durch die Finger gleiten lassen und sie augenblicklich durch Einziehen der Arme verkürzen. Ein tüchtiger Reiter meiner Bekanntschaft hat einen Besatz auf den Stangenzügel nähen lassen, welcher das Gleiten verhindert. Dies ist eine nützliche Einrichtung für Damen, welche reiten oder fahren, aber, wie vorher bemerkt, beim Jagen müssen die Zügel durch die Finger gleiten.

Einige Pferde müssen Sprungriemen haben, um ihnen den Kopf herunter und in richtiger Stellung zu halten. Ungeübte Reiter aber dürfen keine beweglichen Sprungriemen gebrauchen. Diese erfordern einen Besatz auf den Zügeln, damit sich die Ringe nicht dicht am Maule festsetzen.

Für Miethpferde und Damenpferde auf der Landstraße ist ein unbeweglicher Sprungriemen, der an das Nasenband des Zaumes geschnallt wird, am besten. Er darf, wie Herr Rarey angiebt, nicht so kurz geschnallt werden, daß er den Kopf des Pferdes genau in die Stellung bringt, welche man haben will — das müssen die Hände thun — sondern eben kurz genug, um dem Pferde die Nase niederzuhalten und es zu verhindern, den Hinterkopf dem Reiter an den Mund zu schlagen. Ist sein Hals richtig geformt, so wird es allmälig den Kopf niedriger halten und sich angewöhnen, den Hals so zu tragen, daß man den Riemen entbehren kann. Dies ist sehr wünschenswerth, weil man mit einem unbeweglichen Sprungriemen nicht übersetzen kann

und ein beweglicher die Hand eines vollkommen geübten Reiters verlangt.

Der Herrensattel muß groß genug sein. Beim Wettrennen kommt es allerdings schon auf einige Pfunde an. Wo sich's aber darum handelt, daß das Pferd einen schweren Mann auf der Landstraße oder im Felde trage, da ist eine gleiche Vertheilung des Gewichtes auf dem Rücken des Pferdes von größerer Wichtigkeit als eine Differenz von drei oder vier Pfund am Gewichte des Sattels. Der gewöhnliche, allgemein passende Sattel paßt neun Zehntheilen aller Pferde. Die Pferde in den Colonien haben gemeiniglich niedrige Schultern; die Coloniensättel müssen daher schmal, dick gepolstert und mit Schwanzriemen versehen sein. Solche Sättel sind bei uns zu Lande außer Mode gekommen, weil anzunehmen ist, daß Leute von Stande nur solche Pferde reiten werden, welche einen normalen Sattel tragen können.

Auf der Reise achte man auf das Polster des Sattels und lasse dasselbe, wenn es von Schweiß durchnäßt ist, zum Trocknen in den Zug oder ans Feuer stellen; die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel kann dem Pferde einen gedrückten Rücken zuziehen, eine der lästigsten Pferdekrankheiten.

Vor der Jagd sehe man nach den Federstangen der Steigbügelriemen und prüfe, ob sie auch den Dienst nicht versagen; öffnen sie sich sehr schwer, so ziehe man sie nieder und lasse sie offen. Von allen Unglücksfällen ist der, bei dem Sturze des Pferdes im Steigbügel hängen zu bleiben, der gefährlichste und kommt nicht selten vor.

Ich habe wenigstens sechs Beispiele davon gesehen. Wenn man im Jagdreiten noch ungeübt und folglich mehr der Gefahr ausgesetzt ist, zu stürzen, so ist es gut, sich der Art von Federsteigbügeln zu bedienen, welche sich nicht an der Seite des Bügels, sondern an der Oese, welche den Steigbügelriemen hält, öffnen. Dieselben empfehle ich auch zum Gebrauche für Damen.

Der Sporen müssen sich nur diejenigen bedienen, die im Reiten geübt sind und sie nicht zur unrechten Zeit anwenden. In den meisten Fällen müssen die scharfen Spitzen der Räder abgefeilt oder abgeschliffen werden, denn die Sporen sind selten zu anderem Zwecke erforderlich, als mit einem Pferde über einen Zaun zu setzen oder es schnell von einem Fuhrwerke auf der Straße zur Seite zu wenden. Scharfe Sporen überlasse man den Jockeys. Langbeinige Männer vermögen ihre Pferde so stark zu drücken, daß sie die Sporen entbehren können, kurzbeinige aber gebrauchen sie gegen das Ende eines Rennens, wenn das Pferd anfängt weniger munter und frisch über die Zäune zu setzen, oder bei Pferden, die nicht gern springen. Dick Christian richtete widerspänstige Pferde ohne Sporen zum Springen ab und gebrauchte vorkommenden Falls nur den linken. Da ich selbst mehrmals gegen das Ende eines Rennens mit Pferden gestürzt bin, die zu Anfang, obgleich ich keine Sporen hatte, sehr schnell liefen, so habe ich es zweckmäßig gefunden, einen Sporn in meinem Frühstücksbeutel mitzuführen und ihn, wenn nöthig, bei einem Halt anzuschnallen. Reiter ersten Ranges bedürfen natürlich keinen dieser Winke; ich schreibe indessen nur für Neulinge, die,

wie ich glaube, in jedem guten Jahre in Altengland einen reichlichen Zuwachs aus den Vermögenden und ihren Söhnen erhalten.

Viele Leute hier zu Lande lernen zum ersten oder auch zum zweiten Male reiten, wenn sie das Mannesalter erreicht haben, entweder weil sie dann erst die nöthige äußere Stellung einnehmen und den Luxus bestreiten können, oder auch weil der Arzt ihnen das Reiten als einziges Mittel gegen schwache Verdauung, Störungen in der Leber, Nervenzittern, Folgen zu vieler Arbeit oder zu reichlicher Nahrung, verordnet. So kommt der Rechtsgelehrte, überhäuft mit Acten, der Künstler, der seine Stellung als Mitglied der königlichen Academie wahren will, der in seinen historischen Forschungen vertiefte Philosoph und der junge Alderman, den schon sein erstes Lehrjahr in der Eßkunst der City erschöpft hat, in die Hände des Reitlehrers.

Obwohl es daher für den Mann, »der seine Sache versteht«, keinen besseren Sattel für schwere und lange Arbeit, sei's auf dem Jagdreviere oder im indischen Feldzuge, giebt als den breitsitzigen englischen Jagdsattel, so macht doch seine glatte, schlüpfrige Oberfläche für Leute in mittleren Jahren, für die Furchtsamen und für die an Gicht, Rheumatismus oder Körperfülle Leidenden die Schwierigkeiten größer. So lange der Patient in steter Todesfurcht auf dem Pferde sitzt, kann ihm diese Leibesübung nicht sehr zuträglich sein. Ausländer lehren das Reiten auf einem Demipique-Sattel von Büffelleder, eine schlechte Methode für junge Leute, da der englische Sattel alsdann eine Schwierigkeit für sie wird. Denjenigen aber, deren

Bestrebungen nicht über den regelmäßigen Galopp hinausgehen und die nur ihrer Gesundheit wegen oder weil es zum vornehmen Ton gehört, reiten, empfehle ich angelegentlich den Somersetsattel, der für ein Mitglied dieser ritterlichen Familie, welches ein Bein unter dem Knie verloren hatte, erfunden wurde. Dieser Sattel ist vor dem Knie und hinter dem Oberschenkel dem Sitze des Reiters angemessen gepolstert, hat einen gepolsterten Sitz von braunem Buckskin und gewährt dem Schüler dieselbe Bequemlichkeit und Zuverlässigkeit wie ein Armstuhl. Zur Ermuthigung wollen wir hinzufügen, daß diese Sättel bei den vornehmen Leuten von mittleren Jahren Mode sind, und daß das vordere Polster häufig von denjenigen gebraucht wird, welche ihre Füllen selbst zureiten und dressiren, da es bei Pferden, die stark reißen, zur Stütze und bei Schlägern zum Schutze dient. Die Australier bedienen sich zu demselben Zwecke einer aufgerollten Decke, welche auf dem Sattelknopfe befestigt wird. Schlechten Reitern, die zu eingebildet sind, um einen Somersetsattel zu gebrauchen, rufe ich mit dem alten Sprichworte zu: »Hochmuth kommt vor dem Fall.«

Der verstorbene Capitain Nolan hatte einen nach ungarischem Muster verbesserten Militairsattel, welchen Gibson, Coventry-Street in London, für ihn gemacht hatte, ohne Seitenklappen und mit einer filzenen Satteldecke versehen, welcher den Vorzug hatte, daß er leicht war und zu gleicher Zeit dem Reiter einen festen Sitz und eine vollkommnere Gewalt über sein Pferd gab in Folge directeren Anschließens der Schenkel an die Seiten desselben. Es

verlohnte sich der Mühe, einen derartigen Sattel zur Jagd oder zum Zureiten von Füllen zu probiren. Natürlich könnte man ihn nur mit Stiefeln gebrauchen, um die Beine des Reiters vor dem Schweiße der Seiten des Pferdes zu schützen.

Mit der Jagdhornkrücke ist der Sitz einer Frau fester als der eines Mannes, denn sie drückt den rechten Schenkel niederwärts über den aufrechtstehenden Knopf und den linken aufwärts gegen das Jagdhorn und faßt so die beiden Knöpfe zwischen ihre Schenkel in dem Winkel, welcher ihr die meiste Kraft giebt.

Damensättel sollten ohne Ausnahme mit dem sogenannten Jagdhorn oder der Krücke an der linken Seite versehen werden. Der Knopf an der rechten Seite ist noch nicht außer Mode, aber er ist unnütz und beeinträchtigt die Sicherheit des Sitzes der Dame, indem er die rechte Hand verhindert, bei stätigen Pferden so niedrig wie nöthig gehalten zu werden, und überdies die schlechte Angewohnheit befördert, die rechte Hand darauf zu stützen. Eine flache Erhöhung ist vollkommen genügend. Dies wird dem Leser klar werden, wenn er, auf seinem Stuhle sitzend, einen Cylinder von 3 bis 4 Zoll Durchmesser zwischen die Beine steckt und die Beine kreuzweise übereinander legt und zusammenpreßt in der Stellung einer Frau auf einem Quersattel. Dazu kommt noch, daß, wenn ein Mann seinem Pferde die Schenkel andrückt, sei es auch noch so fest, er immer ein wenig dadurch über den Sattel gehoben wird. Dies ist nicht der Fall beim Quersattel. Wenn Jemand eine Lanze nehmen und Carroussel reiten will, so wird er

finden, daß er auf dieser Art von Quersattel einen festeren Sitz hat als auf seinem eigenen. Dieser Seitenknopf führt keine Gefahr mit sich, da man nicht darauf geworfen werden kann und er es so gut wie unmöglich macht, daß der Reiter auf den anderen Knopf geworfen wird. Falls ein Pferd plötzlich in die Höhe springt und auf allen Vieren wieder zur Erde kommt oder mit dem technischen Ausdrucke gesagt: »wenn es bockt«, so ist nichts im Stande zu verhindern, daß die Dame in die Höhe geworfen wird, als das Springhorn. Das Springhorn hält das linke Knie nieder und macht dieses zu einer Stütze, um das rechte Knie an seiner gehörigen Stelle halten zu können. Wenn das Pferd in heftiger Bewegung sich plötzlich nach der linken Seite wirft, so wird der obere Theil von des Reiters Körper eine Neigung nach unten zur Rechten und der untere Theil nach links erhalten; nur mit Hülfe des Springhorns ist dies zu verhindern. Die Furcht, das Uebergewicht nach rechts zu bekommen, veranlaßt viele Damen zu der schlechten Gewohnheit, sich über den Sattel nach links zu lehnen. Die Furcht schwindet, wenn man den Jagdhornknopf gebraucht. Das Springhorn ist auch von großem Nutzen bei Pferden, die stark ziehen, oder wenn man einen steilen Abhang hinunterreitet, denn in beiden Fällen hindert es die Dame nach vorn zu rutschen.

Diese Vorzüge machen aber den rechten Knopf ganz überflüssig, da eine leichte Erhöhung vollkommen genügt (s. die Abbildung); zugleich aber giebt diese Einrichtung der Kleidung und der Figur ein weit besseres Aussehen. Jeder Dame sollte aber für diesen Theil ihres Sattels Maß ge-

nommen werden, da die Entfernung zwischen den beiden Knöpfen zum Theil von der Länge ihrer Beine abhängt.

Wenn eine furchtsame, unerfahrene Dame ein feuriges Pferd zu reiten bekommt, so ist es nicht unangemessen, einen Riemen an die Außenseite der Gurte zur Rechten zu befestigen, so daß sie diesen und den rechten Zügel zugleich fassen kann, ohne ihren Sitz zu verändern. Dies kleine Mittel giebt Vertrauen und ist besonders nützlich, wenn ein Pferd anfangen sollte, etwas hintenauszuschlagen. Natürlich muß es nicht fortwährend, sondern nur dann gebraucht werden, wenn es sich darum handelt, einer furchtsamen Reiterin eine zeitweilige Hülfe zu geben. Zu demselben Zwecke habe ich mich auch eines breiten Bandes bedient, welches quer über die Knie gelegt und so befestigt wird, daß es, im Fall das Pferd stürzt, nachgiebt.

Obrist Greenwood empfiehlt statt der Ledergurte eine elastische gewebte Gurte, und zwar nicht, wie gewöhnlich an der kleinen, sondern an der großen Sattelklappe auf der linken Seite angebracht. Dadurch bleibt die kleine Klappe der linken Seite lose wie bei einem Herrensattel und gestattet den Gebrauch einer Federstange. Ich habe jedoch, trotz aller Nachforschungen, niemals einen so mit einer Federstange für den Steigbügelriemen eingerichteten Damensattel gefunden, weder im Gebrauch noch in einem Sattlerladen. Diese Methode, eine gewebte Gurte an die große Sattelklappe anzubringen, macht die linke Seite vollkommen glatt, mit Ausnahme des Steigbügelriemens, wozu Greenwood einen einzigen dünnen Riemen, so breit wie der für einen Herrn, empfiehlt, der mit einer Schlinge oder einem verlor-

nen Knoten an dem Steigbügelbein angebracht und über die Federstange des Sattels mit einer Schnalle, wie bei einem Herrnsteigbügel, befestigt wird. Diese Einrichtung, welche der Obrist auch für Herren empfiehlt, setzt voraus, daß die Länge des Steigbügelriemens nie um mehr als einen Zoll geändert zu werden braucht. Für kleine Männer, wenn sie auf Reisen sind und muthmaßlich fremde Pferde zu reiten bekommen, ist es von Nutzen, ihre Steigbügelriemen mit sich zu führen, da nichts unangenehmer ist, als sie in aller Eile mit Hülfe eines stumpfen Federmessers ändern zu müssen.

»Der Damensteigbügel muß in jeder Beziehung wie der Herrensteigbügel eingerichtet sein, groß und schwer, und an der Seite offen, oder die Oese mit einer Feder versehen;« die kleinen und ausgepolsterten Steigbügel, ein Compliment für die kleinen Füße der Damen, sind sehr gefährlich. Wenn eine Polsterung zum Schutze des Knöchels nothwendig ist, so wird dieselbe besser auf dem Stiefel angebracht.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß man geschleift werde, wenn der Steigbügel zu groß ist und der Fuß hindurchgeht. Dergleichen Unglücksfälle kommen daher, daß der Steigbügel zu klein ist und der Fuß durch das Drücken des oberen Theils auf die Zehe und des unteren Theils auf die Sohle festgehalten wird.

Wenige Damen verstehen, sich zum Reiten anzuziehen, obgleich, soweit der Geschmack in Betracht kommt, in den letzteren Jahren ein bedeutender Fortschritt in dieser Beziehung Statt gefunden hat. Was die Kopfbedeckung anbelangt, so kann dieselbe in Allem bestehen, was eben Mode ist, wenn sie nur so gut sitzt, daß sie nicht fortwährend zu-

rechtgerückt zu werden braucht, was oft geschehen muß, wenn die Hände mehr mit Zügeln und Peitsche zu thun haben sollten. Die Kopfbedeckung muß vor der Sonne schützen und auf der Jagd den Nacken auch vor dem Regen. Die neuere Mode, daß die jungen Damen auf ihren Reithüten Strauß-, Hahnen-, Auerhahn-, Fasanen-, Pfauen- und Taucherfedern tragen, ist, meiner bescheidenen Meinung nach, sehr zu empfehlen.

Was das Reithabit betrifft, so kann es von jeder Farbe und jedem Stoffe sein, welche für die Trägerin kleidsam und der Jahreszeit angemessen sind, nur müssen die Aermel möglichst eng anschließen. Nichts ist unzweckmäßiger, unpassender und lächerlicher als die weiten, hängenden Aermel, welche im Gesellschaftszimmer so gut aussehen. Zum Gebrauch auf dem Lande kann der Rock des Kleides kurz und unten einen Fuß breit mit Leder besetzt sein. Die Westen von leichtem Stoff für den Sommer, eine Erneuerung der Mode des vorigen Jahrhunderts, sind eine entschiedene Verbesserung, ebenso die Ueberjacken von Tuch oder Seehundsfell für rauhes Wetter. Es ist Pflicht jeder Frau, sich so passend und reizend zu kleiden, wie möglich; es ist kein Grund, weshalb hübsche junge Mädchen sich nicht das Vergnügen machen sollten, sich in einen malerischen Reitanzug zu werfen, so lange er angemessen ist.

Viele Damen verderben den Sitz des Rockes gänzlich dadurch, daß sie die gewöhnlichen Impedimente von Unterkleidern beibehalten. Die bestgekleideten Reiterinnen tragen unter den Beinkleidern nichts weiter als ein flanellenes Hemd mit langen, farbigen Aermeln.

Die Beinkleider der Damen sollten von demselben Stoff und derselben Farbe sein wie das Kleid; sind sie dann bauschig, wie die der Türken, und mit einem elastischen Bande um die Knöchel befestigt, so sind sie von dem Rocke nicht zu unterscheiden. In diesem Costüm, welches durch die Bauschen der Beinkleider, die wie der Kilt der Hochländer gefaltet und mit einem elastischen Bande um die Taille befestigt werden, hinreichend warm gemacht werden kann, nimmt eine Dame einen Sitz zu Pferde ein, der für eine mit zwei bis drei kurzen Unterröcken belastete eine Unmöglichkeit ist. Brust und Rücken erfordern doppelte Falten zum Schutze während und nach starker Bewegung.

Es besteht das Vorurtheil, als dürften Damen keine langen Wellingtonstiefel tragen. Dies ist indessen ganz abgeschmackt, denn die Stiefel brauchen gar nicht gesehen zu werden und sind auf langen Ritten eine große Bequemlichkeit und ein großer Schutz, wenn sie mit eingesteckten Beinkleidern getragen werden. Sie müssen aus nahe liegenden Gründen groß genug sein für warme wollene Strümpfe und sich leicht an- und ausziehen lassen. Es würde nicht gut aussehen, wenn eine Dame sich aus einem Paar nasser Stiefeln mit Hülfe eines Stiefelknechtes oder mehrerer Kammermädchen herausquälte. Die Hacken der Reitstiefel, für Herren wie für Damen, müssen niedrig, aber lang sein, um den Steigbügel an seinem Platze zu erhalten.

Das neuerlich eingeführte gelbe Patentleder scheint ein kleidsamer Stoff für die Napoleons jagender Damen, und ich habe mir oft gedacht, daß auch die langen Ledergamaschen der Zuaven kleiden würden.

Die Peitschen sind ebenfalls ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit erfordert. Für Herren auf der Landstraße oder im Park dienen sie mehr zur Zierde als zum Gebrauch. Eine Jockeypeitsche thut am wehsten, nach Rarey's System aber ist der Gebrauch der Peitsche selten vonnöthen, außer für ein träges Pferd, und für diesen Fall sind Sporen wirksamer.

Die Damenpeitsche soll die Stelle des rechten Schenkels und Sporns des Mannes vertreten; sie muß daher zwar elegant und fein, aber doch steif und zum wirklichen Gebrauch tüchtig sein. Die Herren Callow in Park Lane verfertigen sehr hübsche rothe, grüne und goldgelbe Damenreitpeitschen aus Hippopotamushaut, die zwar leicht sind, aber weh thun. Eine Schlinge, um sie an das Handgelenk zu hängen, kann sehr elegant mit Farben und Gold verziert werden und ist von Nutzen; denn eine Dame kann alle Kraft ihrer kleinen Hand anwenden, um den rechten Zügel zu halten, ohne noch durch die Peitsche belästigt zu werden, welche bei dieser Einrichtung doch jeden Augenblick zum Gebrauch bereit ist. Die Jagdpeitschen müssen je nach der Gegend verschieden sein. In einigen Districten sind noch immer die schrecklichen Metallhämmer zum Zureiten widerspänstiger Pferde im Gebrauch, aber dergleichen Zuchtmittel sollten den Bedienten und Farmern überlassen bleiben.

Im Allgemeinen kann die Jagdpeitsche desjenigen, der nichts mit den Hunden zu thun hat, leicht sein, aber sie muß einen guten Haken haben und steif genug sein, eine Pforte damit zuzumachen. Ein kleiner Stahlknopf an der andern Seite des Hakens dient dazu, eine Pforte, die zu-

fallen will, aufzuhalten. Flache Gerten von brauner Farbe sind neuerlich aufgekommen; sie sind aber, wie die Farbe der Stulpenstiefel, reine Modesache, auf welche nur Philister Werth legen, d. h. solche, die an Aeußerlichkeiten kleben und die zur Zeit der Zöpfe sich für diese abgeschmackten Auswüchse hätten todtschlagen lassen.

Der Stock einer Peitsche, die Callow für einen Jagdfreund von mir zum Geschenk für einen Steeplechasereiter und Fuchsjäger von Beruf angefertigt hatte, war aus Eichenholz, einen Yard lang, mit einem Haken von Bockshorn und einem Stahlknopf; der Empfänger mißt aber auch 6 Fuß.

Jede Jagdpeitsche muß eine Schnur haben, die jedoch nicht lang zu sein braucht. Die Schnur kann erforderlich werden, um einen Hund unter den Füßen des Pferdes hervorzujagen oder die Meute umzulenken. Was das Wegpeitschen der Meute von dem Fuchse in Abwesenheit des Jägers und des Hundeaufsehers betrifft, so ist dies ein Ereigniß, welches nur einem Waidmann unter Hunderten ein Mal im Leben begegnet, obgleich es eine sehr gewöhnliche und beliebte Anekdote nach Tische ist. An der Tafel aber, wo Fuchsjagdstücke erzählt werden, präsidirt auch der selige Münchhausen. Ein Gebrauch, der von der Schnur gemacht wird, ist der, ein Pferd zu führen, indem man sie durch die Ringe der Trense steckt, um das Thier, wenn es in einem Graben oder Bache stecken geblieben ist oder todtmüde darin liegt, vom Ufer aus durch leichtes Anziehen wieder auf die Beine zu bringen. Ich habe es einmal lediglich der langen Schnur an meiner Peitsche zu danken gehabt, daß

ich mein Pferd aus einem Bache mit tiefem Thonboden wieder herausbekam. Die Stelle, wo es ins Wasser sprang, war nahe genug an dem entgegengesetzten Ufer, daß ich ans Land gelangen konnte, von wo aus ich das Thier zuerst an eine abschüssige Stelle führte und es dann durch geschicktes Wedeln mit der Peitsche auf seinem Hintertheil zu einer letzten Anstrengung bewog, in einem Augenblicke, wo es im Begriff schien unterzusinken und zu ertrinken. Wenn man ein Pferd führt, stecke man immer die Zügel durch den Ring der Trense, so daß es, wenn es zieht, am Maule gehalten wird, nicht am Oberkopf.

Der Reitanzug eines Herrn muß kleidsam, aber nicht stallknechtmäßig sein. Es ist eine Thatsache, die noch nicht allgemein bekannt zu sein scheint, daß man dadurch nicht um ein Haar besser reitet, wenn man sich wie ein Stallknecht kleidet.

Die Beinkleiderstrippen sind in neuerer Zeit durch die Mode verbannt worden. Das ist recht gut, wenn der Reiter die Beinkleider niederhalten kann, was nur dadurch geschieht, daß man die Beine immer von den Seiten des Pferdes entfernt hält; wenn sich aber die Beinkleider bis über den Schaft des Stiefels hinaufziehen und der Strumpf oder das bloße Bein sichtbar wird, so trage man je eher je lieber entweder Strippen oder Kniehosen.

Zur Jagd sind nur Stiefel und kurze Hosen zu gebrauchen, wenn man sich nicht herbeiläßt, Gamaschen zu tragen; denn nasse, beschmutzte und zerrissene Pantalons sind eine unbequeme Tracht, und das öftere Anschaffen derselben ist kostspielig. Lederhosen sind, außer bei nassem Wetter, eine

angenehme und ökonomische Tracht, wenn man Jemanden hat, der sie reinigen kann; wenn sie aber allwöchentlich zum Täschner müssen, werden sie kostspielig, abgesehen davon, daß man sie nicht immer zurückbekommen kann, wenn man sie nöthig hat; außerdem ist in nassen Lederhosen sehr unangenehmes Reiten. Weiße Cordhosen *) haben einen großen Vorzug: sie waschen sich gut, sind aber freilich nicht so elastisch, warm und bequem wie die aus wollenem Cord gefertigten. Zur Bequemlichkeit ist es wesentlich nöthig, daß Jagdhosen von einem Schneider gemacht sind, der diesen besonderen Zweig des Handwerks kennt, und daß sie im Sitzen probirt werden, wenn nicht zu Pferde; denn die halbe Bequemlichkeit hängt davon ab, daß sie gut passen. Viele Schneider, die für Anfertigung gewöhnlicher Kleidungsstücke ganz ausgezeichnet sind, haben doch keine Idee von Reitkleidern. Poole in Saville-Row macht die Jagdanzüge zu seinem besondern Studium und versorgt mehr Jagdliebhaber und Hundebesitzer, als irgend ein anderer Schneider in London; nur müssen sich seine Kunden darauf gefaßt machen, für die Güte der Waare entsprechend zu bezahlen.

Bei den Röcken ist, seit die moderne Jagdwammsmode aufgekommen ist, großer Spielraum für Abwechselung gegeben. Die Mode thut nicht viel zur Sache, so lange sie zum Reiten paßt, d. h. so lange die Röcke weit genug sind, um Brust und Magen in feuchtem Wetter zu bedecken, leicht genug, um Armen und Schultern freies Spiel zu lassen,

*) Cord ist ein aus Wolle und Baumwolle oder auch ganz aus letzterer verfertigter Stoff, ähnlich dem, welchen wir in Deutschland englisch Leder nennen. A. d. Uebers.

und nicht so lang, daß sie sich in Baumhecken und Brombeerstauden verfangen. Unsere Vorfahren in einigen Grafschaften ritten in Röcken gleich scharlachenen Schlafröcken. Einen kann man noch in Surrey sehen. An Aussehen, Tragbarkeit und als allgemeiner Empfehlungsbrief an die civilisirte Gesellschaft in einem fremden Lande kommt nichts dem Scharlach gleich, vorausgesetzt daß der Reiter ihn tragen kann, ohne die Vorurtheile werthvoller Patrone, Freunde oder Gutsherren zu verletzen. In Lincolnshire erwartet man, daß Farmer in Hellroth erscheinen. In Northamptonshire würde man selbst einen Freigutsbesitzer, der seine eigenen 400 Acres bewirthschaftet, für anmaßend halten, wenn er dem Beispiele von Lincolnshire folgte. Ein Scharlachrock sollte nie eher angelegt werden, als bis der Reiter so viel Erfahrung auf der Jagd hat, daß er keine Gefahr läuft, auffallend und lächerlich zu gleicher Zeit zu werden.

Eine Mütze ist dem Hute vorzuziehen, weil sie enger anschließt, weniger im Wege ist, wenn man durch ein Dickicht reitet, den Kopf besser gegen einen Ast oder bei einem Sturz schützt und sich länger trägt als zwei oder drei Hüte. Sie muß oben durch ein Loch ventilirt werden.

Stulpenstiefel sind für Männer von der gehörigen Größe und von gehörigen Beinen eine sehr hübsche Tracht, wenn sie vollkommen gut sitzen — bei fetten Leuten ist das schwer — und vollkommen gut gereinigt sind, was auch schwer ist, wenn man nicht einen Bedienten von mehr als gewöhnlicher Geschicklichkeit hat.

Für Leute, deren Mittel nicht sehr groß sind, ist der patentirte, schwarzlederne Napoleon, der 3 Pfd. Sterl. 10 Schill.

bis 4 Pfd. Sterl. 4 Schill. kostet und mit einem nassen Schwamme in fünf Minuten gereinigt werden kann, der netteste und am wenigsten kostspielige Stiefel, ein Stiefel, der seinen Besitzer auf Reisen aller Verpflichtungen gegen die Dienerschaft seines Wirthes enthebt.

Ich habe oft die Zweckmäßigkeit von Patentlederstiefeln erprobt, wenn ich mich mit einer Gesellschaft im Hause eines Hundebesitzers befand, während Andere, wenn die Hunde aus dem Stall kamen, in Todesangst waren wegen ihrer Stulpen, die sie zwei bis drei Tage vorher einem nicht aufzufindenden Diener anvertraut hatten. Im Punkte der Stiefel stimme ich mit dem Verfasser des im nächsten Capitel angeführten Liedes nicht überein; Squires mit zehntausend Pfund jährlicher Einkünfte können sich aber auch schwerlich die Auskunftsmittel derjenigen vorstellen, die mit dem zwanzigsten Theil jenes Einkommens sich sehr viel Zeitvertreib mit allen Arten von Hunden und allen Arten von Pferden zu verschaffen wissen.

Es giebt eine gewisse Classe jagdfreundlicher Philister, die ihre eigene Wichtigkeit zu erhöhen oder ihren cynischen Humor auszulassen versuchen, indem sie von jeder Abweichung von der in ihrem Bezirke üblichen Art des Jagdanzuges mit der äußersten Verachtung sprechen. Der beste Commentar zu der anmaßenden Schneiderkritik dieser Leute liegt in der Thatsache, daß seit einem Jahrhundert alle Varietäten der Jagdkleidung Mode gewesen und wieder außer Mode gekommen sind, und daß der Anzug, welcher beim »Quornhunt« in seinen glänzendsten Tagen Mode war, nicht nur das gerade Gegentheil des jetzigen, sondern in Bezug auf Be-

quemlichkeit und Angemessenheit ebenso lächerlich war, wie messingene Helme, steife Halsbinden und zugeknöpfte rothe Jacken für den Krieg in Indien. Er bestand, wie man aus Alken's und Sir John Dean Paul's Jagdskizzen ersehen kann, aus einem Hut mit hohem Kopfe, einer hohen steifen Halsbinde, einem engen Frack mit schmalen Schößen, welcher weder Brust, noch Magen, noch Schenkel schützen konnte, langen, engen, weißen Cordhosen und hellen Stulpenstiefeln, die tief am Beine heruntergeschlagen waren, da man annahm, daß die Stulpen mit Champagner gereinigt seien. Lederhosen, Mützen und braune Stulpenstiefel galten in jenen Tagen für gemein. Aber die Leute befanden sich wohl dabei, wie in jedem Anzuge.

Alte Weisheitsprediger, die wohlgefällig den Hutrand glätten,
Mögen über meinen Sammet spötteln und ihn eine Laune nennen;
Sie mögen denken, daß in einer Mütze wenig Weisheit wohnt,
Sie mögen sagen, wer sie trägt, sollte sie mit Schellen tragen;
Doch liegt der Breitrand flach,
Antwort' ich ihm, wie's paßt.
O, wer anders als ein Dummkopf würde in einem Hute reiten?
Squire Warburton.

Ueber Zaun und doppelten Graben.

Zehntes Capitel.

Der Seemann, der auf dem Ocean fährt,
Freut sich, wenn die Sturmwinde wehen:
Was sind Wind und Dampf gegen die Bewegung zu Pferde?
Was das Hurrah zur See gegen das Tally-ho zu Lande?
Was Segel, Schraube und Schaufelrad
Gegen den Gang des gut dressirten Rosses,
Wenn, wie festgeleimt im Sattel,
Wir vor der Meute hergallopiren.

Tarporley Jagdgesang, 1855.

Vortheile der Jagd. -- Satyren dagegen. — Große Männer, welche gejagt haben. — Die Volksansichten entsprechen der Wirklichkeit nicht. — Dick Christian und der Marquis von Hastings. — Andeutungen über das Reiten nach Zäunen. — Discussion über die Windhunde. — Die Hirschjagd eine Nothwendigkeit und ein Nutzen, wo es auf Zeit ankommt. — Winke für Neulinge. — Erklärung des »Tally ho!« -- Wie man ein Pferd nach einem scharfen Ritte füttern soll. — Kosten des Pferdehaltens. —

Jeder, der reiten kann, ein paar Stunden entfernt von einer Meute Hunde wohnt und dann und wann einen Tag übrig hat, sollte jagen. Er wird sich dadurch im Reiten

vervollkommnen, den Kreis seiner Bekannten erweitern, seinen Geschmack und seine Neigungen veredeln und, wie Shakespeare sagt, bewirken,

»Daß den Appetit eine gute Verdauung begleitet und die Gesundheit beide.«

Ich will damit nicht sagen, daß jeder Reiter mit den Hunden um die Wette rennen soll, denn Alter, Körpergewicht und andere gute Gründe können dagegen sein; aber Jeder, der einen guten Gaul hat, kann am Waldesrande zu seinen Freunden stoßen, die Morgenluft genießen, ein wenig mit ihnen plaudern und mit den Hunden reiten, wenn nicht voran, so doch hinterdrein, durch die Auen galoppiren, auf Reitwegen traben, durch Spalten kriechen, den grünen Waldrand entlang sprengen und sich so eine heilsame Aufregung ohne schmerzliche Abspannung verschaffen, und wenn Arbeit ihn erdrückt und quälende Gedanken ihn mißmuthig machen, kann er Züge aus dem Lethe thun, wie sonst auf keine andere Weise.

Uebertriebenes Lob hat der Jagd ebenso sehr geschadet, wie die traditionellen Schmähungen der Laffen und Zierpuppen aus der Zeit der ersten George, wo die Ausdrücke Narr, Dummkopf und Fuchsjäger als synonym betrachtet wurden. In den letzteren Jahren hat ein Waidmann, begabt mit einem außerordentlichen Talente für die malerische Beschreibung der Vorkommnisse auf einer Fuchsjagd, zwei Jagdrennen beschrieben, in welchen alle Hauptcharaktere entweder Narren oder Schufte sind.

»In England kann man alle Stände, mit Ausnahme der Bischöfe, vom Rattenfänger an bis zum Souverain

auf der Jagd finden. — Die Reitkunst macht sie gleich, und der Einfluß heiterer Lust schlingt um sie ein Bruderband. Unter den Fuchsjägern läßt sich eine lange Reihe von Staatsmännern verfolgen, von Wilhelm von Oranien an bis auf Pitt und Fox. Lord Althorp hielt Hunde, und Lord Palmerston haben wir in den letzten Jahren, wie überall, so auch auf der Jagd voran gesehen.« Dies war vor dem französischen Sturz des Premiers. Cromwell's »Eisenarme« waren Jäger, der Dichter Pope beschreibt mit Entzücken einen Ritt mit Wiltshirer Windhunden, und Gladstone, der Theolog, Politiker und Herausgeber des Homer, besteigt seine berühmte weiße Stute in Nottinghamshire und sprengt an der Seite des Ex-Kriegsministers, Herzogs von Newcastle, dahin.

»Die Fortschritte des Ackerbaues und der Viehzucht stehen in unlöslicher Verbindung mit der Fuchsjagd, denn die drei großen Grundbesitzer, welche am meisten dazu gethan haben, Sand und Heidekraut in Korn und Wolle zu verwandeln und die beste Viehzucht und Bodencultur allgemeiner zu machen, Franz, Herzog von Bedford, Coke, Graf von Leicester, und der erste Lord Yarborough — waren alle Hundehalter.

Zur Zeit, als Obscönitäten den Hauptstoff unserer Schauspiele bildeten, und Trunkenheit die unausbleibliche Folge eines Diners war, waren die Ausdrücke Narr und Fuchsjäger gleichbedeutend. Squire Western war der Repräsentant einer Classe, die gleichwohl nicht lächerlicher war, als der geschminkte und parfümirte Sir Plumes, den Hogarth gemalt und Pope bespöttelt hat. Die Fuchsjäger bilden jetzt keine eigene Classe

mehr — Eisenbahnen, Zeitungen und Auswanderung nach den Manufacturdistricten haben die Stände des ganzen Königreichs gleich gemacht und die Fuchsjäger sind gerade wie alle anderen Leute, die reine Hemden tragen und ein oder mehrere Pferde halten können.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die Jäger, als ganze Classe betrachtet, mäßige Leute sind. Ohne es zu sein, kann Niemand gut über ein schwieriges Terrain reiten. Wir müssen indessen zugestehen, daß die Vögel, die ihr eigenes Nest am meisten beschmutzt haben, heruntergekommene Sportsmen, hauptsächlich Liebhaber der Rennbahn gewesen sind, die um Geld zu verdienen, Schriftsteller wurden. Diese Unglücklichen, mit dem unseligen Beispiele der „Noctes Ambrosianae" vor sich, füllen, so oft ihr Gedächtniß oder ihre Industrie sie im Stiche läßt, ganze Seiten mit der ausführlichen Beschreibung eines Frühstücks, eines Mittagsessens, eines Abendessens. Und dies ist so oft wiederholt worden, daß Uneingeweihte zu dem Glauben veranlaßt werden, ein jeder Fuchsjäger müsse selbstverständlich einen ungeheuren Keller von Portwein, Sherry, Madeira, Rheinwein, Champagner und allen Arten von Liqueuren so gut wie einen französischen Koch haben.

Die gewöhnlichen Ansichten von einer Fuchsjagd entsprechen der Wirklichkeit so wenig, wie die Ansichten eines Mädchens vom Kriege — ein großartiger Angriff und ein glänzender Sieg.

Die Gemälde stellen immer aufregende Scenen dar, Hunde, die mit heißer Witterung dahinfliegen, Pferde, die über ungeheure Zäune springen oder Hals über Kopf hin-

überstürzen. Dergleichen glückliche Tage, dergleichen zerquetschte Reiter, eine solche heiße Witterung und fliehende Füchse bilden in der Wirklichkeit die Ausnahme.

Wenigstens zwei Drittel derjenigen, welche auf die Jagd reiten, selbst in den fashionabelsten Grafschaften, versuchen sich nie an Bächen oder hohen Parkthoren oder sonst irgend etwas Schwierigem und Gefährlichem, sondern mit Hülfe von offenen Pforten und Reitwegen, die in genügender Zahl vorhanden sind, von parallelen Gäßchen und Oeffnungen, welche geschickter Weise durch den ersten Anlauf firmer Reiter gemacht werden, mit Hülfe der Umwege, welche die Hunde gewöhnlich einschlagen, und guter Kenntniß der Gegend wissen sie sich den Hunden so nahe zu halten, wie der unverzagteste Reiter. Unter dieser Menge von Rand- und Wegereitern giebt es einige recht gute Waidmänner, die aus einer oder der anderen Ursache ihre Energie verloren haben; andere, die in der Grafschaft wohnen, lieben zwar die Aufregung und Gesellschaft, haben aber nie in ihrem Leben einen Sprung gemacht, wie z. B. junge Damen mit ihren Papas, Knaben auf Ponies, Farmer, die vierjährige Pferde züchten, Aerzte und Advocaten, die gleichzeitig Praxis und Vergnügen suchen. An kalten Tagen, wo die Witterung stark ist und der Fuchs kreist, harrt diese Menge aus, bis es fast dunkel ist, und begegnet manchem Fuchs. Mancher Anfänger hat sich in seiner ersten Saison durch eine Reihe dieser leichten Tage auf einem nicht schwierigen Terrain der Grafschaft zu dem falschen Glauben verleiten lassen, daß es nicht schwer sei, mit Hunden zu reiten. Aber ein immer geradeaus laufender Fuchs und eine heiße Witterung hat

ihn enttäuscht und ihn mit seinem Pferde weit zurück, halb auf einer Hecke, halb in einem Graben in sehr lächerlicher Situation gelassen. Es giebt Leute, die auf der Jagd eine sehr respectabele Figur machen und doch vor ihrem dreißigsten Jahre nie eine Meute Hunde gesehen haben. Die City von London liefert viele solcher Leute und so jede große Stadt, wo kühne Speculanten Geld machen, die als Knaben vielleicht auf dem Lande hinter dem Pfluge hergegangen sind. Wir könnten drei solcher nennen — einer darunter ein Parlamentsglied — die nöthigenfalls in Leicestershire die Revüe passiren könnten. Aber ein guter Sitz zu Pferde, Muth und Liebe zum Sport sind wesentliche Bedingungen. Vor einigen Jahren wurde einem wissenschaftlich gebildeten Fabrikanten, der ein sehr mittelmäßiger Reiter war, die Bewegung zu Pferde als Heilmittel für Geist und Körper, welche durch Ueberanstrengung geschwächt waren, anempfohlen. Er fand, daß bei dem bloßen Reiten auf der Landstraße sein Gemüth ebenso unruhig und krank war, wie je. Ein Freund verordnete ihm die Jagd, kaufte ihm ein paar tüchtige Jagdhunde und gab ihm den nöthigen Unterricht in den Anfangsgründen. Die erste Folge war, daß sein Schlaf so gesund und erfrischend wurde, wie er ihn seit seinen Knabenjahren nicht genossen hatte, die nächste, daß er in weniger als zwei Seasons ganz vertraut mit einer Meute Hunde in der Provinz wurde und jetzt so reitet, daß er Genuß davon hat, ohne mehr die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen als Jemand, der von Jugend auf Fuchsjäger gewesen ist.

Die Illustration am Anfange dieses Capitels giebt einen

sehr richtigen Begriff vom Sitze eines guten Reiters, der über einen Zaun oder einen breiten Graben setzen will, wo es wesentlich auf die Gangart ankommt. Der Neuling kann mit Nutzen die Sitze der Reiter in Herring's »Vorkommnisse auf einer Steeple-Chase,« gemalt von einem Künstler, der seiner Zeit ein Sportsman war, studiren.

Einige unschätzbare Winke über das Reiten auf der Parforcejagd finden sich in Druid's Bericht über Dick Christian.

Der verstorbene Marquis von Hastings, Vater des jetzigen Marquis, war einer der besten und kühnsten Fuchsjäger seiner Zeit. Er starb jung. Hier folgt Dick's Bericht über seinen ersten Sprung über einen Zaun, für dessen Mittheilung alle Fuchsjäger Druid sehr dankbar sein müssen.

»Der Marquis von Hastings war einer meiner Schüler. Ich war zwei Monate an seinem Wohnorte, ehe er majorenn wurde. Er ließ mich aus Donnington holen, und ich ritt alle seine Pferde zu. Ich hatte ihn früher nie gesehen. Er hatte sieben seltene, hübsche Pferde, die ich sehr handgerecht zuritt. Der erste Ort, wohin ich mit ihm ausritt, war Wartnaby Stone Pits. Ich ritt neben ihm und sagte: »Mylord, wir wollen etwas Distance nehmen, wenn wir über diesen Zaun setzen.« Er sah mich an, lachte und sagte: »Aber Christian, ich bin ja noch nie über einen Zaun gesetzt.« — »Gott steh' mir bei, Mylord, das ist wohl Ihr Scherz?« Und ich fiel beinahe rücklings über, als er das sagte. »Es ist wirklich wahr, Christian, im Ernst.« — »Nun Mylord,« sagte ich, »Sie sitzen da auf einem herrlichen Springer, er wird herangehen und hinübersetzen. Nun

will ich zuerst über den Zaun setzen. Halten Sie die Hände recht niedrig am Widerrist und lassen Sie ihn gehen.« Es war ein Stück niedrige Hecke und ein Graben. Er setzte so nett wie möglich hinüber und stieß beinahe ein Hurrah aus. »Nun,« sagte er, »bin ich über meinen ersten Zaun, das ist ein Glück!« Dann ließ ich ihn über eine Menge kleinere Hindernisse setzen, und er gewöhnte sich ganz daran und machte ungemeine Fortschritte. Es war ein allerliebster Mann beim Unterrichten; er machte Alles ganz so, wie man es ihm sagte. Das ist der Weg, um es zu lernen.«

An einer andern Stelle sagt Dick: »Ein schneller und sicherer Springer geht immer von den Hinterbeinen nach den Vorderbeinen. Ich habe noch nie eine Steeplechase mitgemacht, ohne mein Pferd zwanzig Yards vom Zaune auf die Hinterbeine zu sammeln, und kam immer zuerst hinüber und den starken Rennern zuvor. Viele junge Reiter bilden sich ein, daß Pferde über Alles hinübersetzen müßten, wenn man nur einen hinreichend starken Anlauf dazu nehmen könne. Sie zwingen sie zu sehr zum Uebersetzen. Wenn man des Pferdes Maul nicht fühlt, weiß man nicht, wie man mit ihm dran ist. Man hält es an, es macht abermals einen Ansatz, man läßt es los und — es will nicht.«

Damit meint Dick nun nicht, daß man auf jede Art von Zaun langsam losreiten soll. Er sagt ja, er habe sein Pferd »mit einigem Nachdruck gegen den Bullfinch losgehen lassen«; aber sei die Gangart, welche sie wolle, man muß sein Pferd die letzten funfzig Ellen bis zum Springpunkte

so in den Zügeln halten, daß es, anstatt sich bei jedem Schritt ganz ausstrecken zu können, das Gebiß fühlt und sich gut auf den Hinterbeinen sammelt. Wenn man sich Jim Mason oder Tom Oliver auf der Jagd ansieht, wie sie auf ein Wasser lossprengen, selbst im sogenannten »Vierzig Meilen per Stunde,« so wird man finden, daß der Schritt des Pferdes ein gemessener ist, und während sie spornen und vorwärts treiben, sammeln sie es. Dies ist eine Kunst, die kein Buch lehren kann, aber es kann lehren, daß sie gelernt werden muß. Tausende von Stürzen sind durch die gewöhnliche und höchst abgeschmackte Phrase verursacht worden, welche in jeder Beschreibung der Sprünge bei einem großen Rennen fortwährend wiederholt wird: »Er nahm sein Pferd am Kopf und hob es« u. s. w.

Kein Mensch in der Welt hat je ein Pferd über irgend etwas hinüber gehoben — es ist eine mechanische Unmöglichkeit — aber ein Reiter ersten Ranges kann in einem entscheidenden Augenblicke sein Pferd so zusammennehmen und seinen Kopf und seine Hinterbeine so genau in die rechte Lage bringen, daß es einen außerordentlichen Ansatz machen und einen ungeheuern Sprung thun kann. Dies nennt man mit einem bildlichen Ausdrucke »ein Pferd heben,« weil es für den Zuschauer so aussieht. Wenn aber ein Anfänger oder selbst ein ziemlich guter Reiter diese Art tour de force versucht, so würgt er nur sein Pferd und wirft es, Zehn gegen Eins, auf den Zaun. Wer klug ist, wird sich damit begnügen, sein Pferd gut in der Hand zu haben, bis es im Begriff ist, sich zum Ansatz zu erheben und es zu sammeln, im Augenblicke wo es wieder Boden unter sich hat.

Zu starkes Anziehen der Zügel bringt es in den Graben, wenn einer da ist. Dadurch daß man die Hände mit den Zügeln möglichst weit von einander hält, wenn man sich dem Zaune nähert, und sie an einander schließt und neben dem Widerrist niederhält, wenn das Pferd steigt, giebt man ihm Luft, sich auszudehnen, und wenn man dann die Arme streckt, wenn es herunterkommt, hat man es in der Hand. Das vollkommene Jagdpferd, so lange es frisch ist, macht seine Sache vollständig gut; je mehr man es also gewähren läßt, desto besser.

Junge Sportsmen irren gemeiniglich darin, daß sie zu kühn und zu vorschnell sind. Anstatt die Kunst zu studiren und zu beobachten, wie die besten Reiter es machen, verbergen sie ihre Furcht dadurch, daß sie im vollen Carriere auf Alles losreiten und es an Kühnheit den vollendeten Reitern gleichzuthun suchen. Kühn reiten kann jeder hartköpfige Narr. Aber gut reiten, hinter den dahineilenden Hunden her, sein Pferd bei aller Hast möglichst für das Ende, den schweren Theil eines langen Rennens, schonen — das sind die Künste, die ein guter Sportsman durch Beobachtung und Erfahrung sich zu erwerben sucht.

Aus diesem Grunde sollten junge Sportsmen ihre Studien mit Hasenhunden beginnen, wo der Lauf gewöhnlich bogenförmig ist und der größte Theil der Jagd langsam vor sich geht. Wenn ein junger Mann gut in einem engen, eingeschlossenen Hecken-, Ufer- oder Grabenterrain reiten kann, bei gelegentlicher Uebung an Planken oder Pforten, so wird der Muth ihn auch, wenn er gehörig beritten ist, durch ein unebenes Terrain tragen.

Jedes Pferd, das zum Springen geschaffen ist, gute Lenden, Kniegelenke und Schenkel hat, kann über einen Balken setzen lernen, aber es ist eine Tollheit, mit einem unzuverlässigen Pferde über ein Thor oder eine Planke setzen zu wollen. Ein Reh mäßigt immer seinen Lauf zum Trabe, wenn es über eine Mauer oder ein Parkgitter springen will, und es ist auch für den Reiter besser, Trab oder nur leichten Galopp zu reiten, wenn ein Hinderniß zu überspringen ist, es sei denn, daß man einen Sturz befürchtet, in diesem Falle beschleunige man den Lauf, damit das Pferd nicht auf den Reiter fällt.

Ein Renner ist gewöhnlich ein gefährlicher Uebersetzer; es ist dies aber eine üble Angewohnheit, die nur durch besondere Dressur curirt werden kann, und es ist gefährlicher, wenn man versucht, einen Renner langsam gehen zu lassen, als wenn man ihm seinen Willen läßt.

Der große Fehler der Anfänger besteht darin, junge Pferde zu wählen, die ihrem Gewichte nicht angemessen sind.

Ein Richter aus der alten Schule pflegte zu sagen: alle Sorten Wein seien gut, der beste Wein von allen aber seien zwei Flaschen Portwein. Ebenso kann man zu behaupten wagen: alle Arten der Jagd sind gut, die beste von allen aber ist die Fuchsjagd, in einer grasreichen, die Witterung haltenden Gegend, die in lange Felder abgetheilt ist, mit Zäunen, die ein vollkommen zugerittenes Pferd überspringen kann, Dickichten, wo gutes Pfriemenkraut wächst, und offenem Gehölz — d. h. für Männer von Muth und mit Pferden, die in solch einer Gegend sich auszeichnen können. Aber Muth besitzen nicht Alle, nicht Allen ist es gegeben, ihn

zu bewahren, und nicht Alle können einen Marstall mit solchen Pferden erschwingen, wie sie erforderlich sind, um mitten durch den besten Theil von Leicestershire und Northamptonshire zu jagen. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man zufrieden sein mit dem, was man bekommen kann. Die Mehrzahl meiner Leser wird genöthigt sein, mit den Hunden, die ihrem Wohnorte gerade am nächsten sind, auf die Jagd zu reiten; nur wenigen ist es gestattet, ihr Jagdrevier wählen und ihren Marstall wechseln zu können, so oft sie dazu Neigung fühlen. Wenn schwere Geistesarbeit und graue Haare ihre Wirkung auf das Blut ausgeübt haben, wenn mit Eröffnung der Kinderstube der Stall beinahe hat geschlossen werden müssen, kann der Mann, den die Zeit noch nicht mit zu großer Körperfülle ausgestattet hat, sich wöchentlich einmal ein paar angenehme und zuträgliche Stunden auf einem Pferde für 40 Pfund machen. Ich kann aus vieljähriger Erfahrung sagen, daß man, so lange man unter zwölf Stein wiegt, sich mit Meuten, wie die von Bramham Moor in Yorkshire, von Brocklesby in Lincolnshire, von Heythrope in Oxfordshire, von Berkeley oder Beaufort in Gloucestershire, ohne große Ausgaben für Pferde sehr gut amüsiren kann, aus dem einfachen Grunde, weil die gewöhnlichen Jagden nicht die Schwierigkeiten grasreicher Gegenden bieten, wo die Farmer genöthigt sind, starke Zäune anzulegen und tiefe Gräben zu ziehen, um die Ochsen, welche sie mästen, einzuhägen.

Hübsche kleine Pferde, geschickte Springer, für ein mäßiges Körpergewicht passend, sind für Jemand, der nicht allzu viel Geld hat, zu mäßigen Preisen zu haben; aber die

sechszehn Hände hohen, gut zugerittenen Renner, die in solchen Gegenden, wie das Thal von Aylesbury, galoppiren können, sind ein kostspieliger Luxus. Natürlich spreche ich von gesunden Pferden. Es findet fast nie eine bemerkenswerthe Jagd Statt, bei welcher nicht irgend eine gut gerittene Mähre in erster Reihe mit den Hunden zwischen Pferden von 200 Guineen figurirt.

Was die Hasenhunde betrifft, so sind die Leute, welche über dieselben spotten, lächerlich unwissend in der Geschichte der modernen Fuchsjagd, welche ganz und gar auf die Erfahrungen und Grundsätze der Hasenjagd basirt ist. Die beiden ältesten Fuchshundmeuten in England — die von Brocklesby und die von Cheshire — wurden ursprünglich zur Hasenjagd gebildet. Das beste Buch über Hunde und Jagd, welches je geschrieben worden ist, ein Leitfaden für jeden Hundehalter bis auf den heutigen Tag, ist von Beckford, der Alles, was er wußte, als Besitzer einer Meute Hasenhunde lernte.

Der große Meynell und Corbett von Warwickshire richteten beide zuerst ihre jungen Hunde auf den Hasen ab, ein Verfahren, welches jedoch nicht zu billigen ist. Der verstorbene Froude in North Devon, einer der kühnsten Sportsmen, die je existirt haben, und Züchter einer der besten Meuten, jagte Hasen, Füchse, Rothwild, ja selbst Iltisse, um nur nicht seine Lieblinge faullenzen zu lassen, und während seine Hunde die schwächste Witterung aufnahmen, waren unter den Meutenführern einige, die wundervoll über jedes Thor sprangen und es unter ihrer Würde hielten, durch-

zukriechen. Einige Hunde dieser Züchtung jagen noch jetzt in Exmoor. Es giebt jetzt verschiedene sehr gute Hundezüchter, die mit Hasenhunden angefangen haben.

Es kommt mit von der großen anmaßenden Philisterei unseres Jahrhunderts, wenn viele Leute mit geheimnißvoller Miene und erröthend gestehen, daß sie mit Hasenhunden auf die Jagd gegangen sind. Erstens sind Hasenhunde in der Regel langsam, zumal es Tage giebt, wo auch der beste Jäger mit einem kräftigen, gut genährten, geradeaus laufenden Hasen genug zu thun hat, um seinen Platz im Felde zu behaupten. Am Eßtisch ist dies allerdings eine leichte Aufgabe, und in diesem Jahrhunderte der Hast und Concurrenz kann der Mann, welcher gut zu Pferde sitzt, dreist auftreten, ohne den geringsten Begriff von der Jagd zu haben. Für solche bieten Hasenhunde kein Amüsement. Dann giebt es auch Hasenhundmeuten aller Grade, von der Vollkommenheit derer von Blackmoor Vale, Brookside, einiger devonshire'schen und wallisischen mit unaussprechbaren Namen an bis hinunter zu den kleinen, nichts bedeutenden Meuten von 6 bis 7 Paaren, die sich behäbige Farmer an abgelegenen Orten, oder Sheffielder Messerschmiede, die zu Fuß laufen, zu ihrem Vergnügen halten. Dieselbe Schwäche, welche eine beträchtliche Anzahl Menschen zu hoher Verehrung eines Alderman oder Citybaronet bewegt, so lange bis es ihnen gelingt, auf dem Anredecomment mit einem Peer zu stehen, verleitet andere, mit Fuchsjagden zu prahlen, wenn sie doch noch nicht einmal gut mit Hasenhunden von Brighton umgehen können.

Die meisten sogenannten Hasenhunde heutzutage sind

zwerghafte Fuchshunde oder haben doch sehr viel von der Fuchshundrace.

Wenn Leicestershire die Grafschaft der »Laffen« ist, so ist Devonshire die Grafschaft der Sportsmen, denn obwohl dort sehr wenig Hetzjagd getrieben wird, im Vergleich mit den mittleren Grafschaften, so wird doch sehr viel gejagt. Jedes Dorf hat seine kleine Meute; jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, interessirt sich für den Sport, und die Jagdwissenschaft wird dort besser verstanden als in den Grafschaften, wo viel geritten und viel mit Pferden gehandelt wird. Um einen vollendeten Fuchsjäger zu bilden, müßte man ihn seine Studien in Devonshire beginnen und seine Praxis in Northamptonshire beendigen lassen. Im Ganzen möchte ich sagen, daß ein Jünger der edlen Wissenschaft, dessen frühere Erziehung vernachlässigt worden ist, nicht besser thun kann, als einen Cursus der Fuchsjagd in der Nähe von Oxford in den Winterferien durchzumachen, wo genug vollkommene Jagdpferde zu miethen und Hunde in nicht allzugroßer Entfernung von der Universitätsstadt zu haben sind. Dort kann er sechs Tage in der Woche jagen, ohne irgend etwas Gefährliches unternehmen zu müssen, wenn er zufrieden damit ist, sich zu den Ponies und den alten Pächtern zu halten, wo er aber auch, wenn es ihm Vergnügen macht, eine erkleckliche Anzahl von Parforceritten mitmachen und die bewunderungswürdige Kunst einiger der besten Reiter der Welt unter den Squires von Oxfordshire und Berkshire studiren kann.

Die Jagd auf einen im Wagen herbeigeschafften Hirsch ist

eine Manier, die ziemlich allgemein lächerlich gemacht, doch aber von vielen hundert Parforcereitern an jedem Jagdtage im Jahre mit Leidenschaft getrieben wird. Wer eine Hirschjagd an einem Tage, wo der Lauf immer gerade ausgeht, mitmachen will, muß ein vollkommen gutes Jagdpferd in vollkommen gutem Zustande haben und im vollsten Sinne des Wortes »ein Reiter« sein. Aber dieser Jagd fehlt es an der Spannung, welche der Fuchsjagd einen so großen Reiz verleiht, wo es überhaupt Füchse giebt. Es findet kein Aufspüren, kein Ende Statt, und die Hindernisse bestehen meistens nur darin, daß man die allzu eifrigen Hunde hinwegpeitschen muß. Dafür ist aber auch, wenn das Wild nicht kreist oder die Wege entlang läuft, die Schnelligkeit ungeheuer.

Die Hirschhunde von Surrey hatten in der Season von 1857 einige Parforcejagden mit der Hirschkuh von Ketton, die in jeder Beziehung den besten Fuchsjagden, deren man sich erinnert, gleichkamen, denn die Hirschkuh schlug die Hunde mehrmals, lief Tage lang frei in den Wäldern umher, wurde wie ein wilder Hirsch aufgespürt und lief dann mit heißer Witterung von den Hunden weg, während diese von den Reitern wegliefen. Aber nach der gewöhnlichen Tagesordnung solcher Jagden beginnen dieselben in einem Wagen und enden in einer Scheune.

Aber die Hirschjagd läßt sich vertheidigen als das allerbeste Mittel, sich einen regelmäßigen Galopp zu erwerben, für diejenigen, deren Zeit zu kostbar ist, um auf Füchse auszugehen. Sie paßt für den Kaufmann, den Soldaten und den Staatsmann. Man kann seine Briefe lesen, Ant-

worten dictiren, behaglich frühstücken, sein Mittagessen bestellen, eine Gesellschaft zur Unterhaltung über die Jagd einladen und sich dann auf den Weg machen, um mit den Meuten der Königin, des Barons oder Anderer, die mit der Eisenbahn zu erreichen sind, zu jagen; man kann gewiß sein, zwei Stunden zu galoppiren und mit dem am Morgen bestimmten Zuge zurückzukehren.

Hier noch einige Winke zur Nachachtung für Schüler der Jagdkunst.

Geh' nicht eher auf die Jagd, als bis Du mit dem Pferde über jeden ansehnlichen Zaun setzen kannst. Uebe dich aber an wirklichen Zäunen, denn an der Barriere lernen Mann und Pferd nur die Elemente des Uebersetzens. Das Jagdfeld ist nicht der Ort, um die Anfangsgründe der Kunst zu üben. Kaufe Dir ein starkes Jagdpferd, gleichviel wie fehlerhaft oder häßlich es sein mag, wenn es nur Beine, Augen und Athem hat, um sich und seinen Reiter durch das Revier zu tragen. Einer von beiden muß nothwendiger Weise seine Sache verstehen. Einem Reißer, einem Renner und einem Schläger widerstrebe nicht, selbst wenn Du glaubst, daß du Recht hast. Ein Füllen sollte nur derjenige reiten, der dafür bezahlt wird, seine Knochen zu riskiren. Ein Dilettant bringt sich selbst, seinen Nebenmenschen und die Meute in Gefahr, wenn er ein ungerittenes Pferd zu reiten versucht. Der Mann von mäßigen Mitteln — wer's erschwingen kann, Hunderte an Versuche zu verwenden, kann in den besten Ställen wählen — thut am besten, ein Jagd-

pferd zu miethen. Paßt es für Dich, so kaufe es, damit es Dich lehrt, wie Du es machen mußt.

Setze nie über, wenn ein offenes Thor oder eine andere Oeffnung bei der Hand ist, es sei denn, daß die Hunde sehr schnell laufen. Versuche nicht, kühn zu reiten, wenn Du nicht fühlst, daß Du es durchführen kannst. Anfänger, die sich gern zeigen wollen, wenn sie auch anfangs glücklich sind, machen sicher einmal einen furchtbaren Schnitzer. Reite langsam auf das Hinderniß los, ausgenommen auf Wasser und breite Gräben, und zieh nicht an der Stange, wenn Dein Pferd sich hebt. In neun und neunzig Fällen unter hundert wird Dein Pferd es ohne Deine Hülfe besser machen, als mit derselben. Trage nicht eher Sporen, als bis Du ganz sicher bist, daß Du sie nicht zur unrechten Zeit gebrauchen wirst. Verliere nie die Geduld bei Deinem Pferde und gieb ihm nie die Peitsche, wenn Du auf ein Hinderniß losreitest; es ist beinahe sicher, daß es, fühlt es die Peitsche, abweichen wird. Suche den festesten Boden aus, auf gepflügtem Lande halte Dein Pferd zusammen, und brauchst Du einen Führer, so wähle keinen in Scharlachrock und Mütze, sondern einen gut berittenen alten Farmer, der kein Pferd zu verkaufen hat; ersterer, Du kannst Zehn gegen Eins wetten, führt Dich ins Unglück.

Reitest Du von einem Dickicht zum andern, so halte Dich in demselben Felde wie die Hunde, wenn Du die Gegend nicht kennst; auf diese Weise kannst Du nicht leicht zurückbleiben. Sind die Hunde aber im vollen Laufe, so ist es einem Menschen kaum möglich, sich mit ihnen in demselben Felde zu halten. Fange auf leichtem Terrain an und versuche

Dich in den Weidegegenden nicht eher, als bis Du Deiner selbst und Deines Pferdes sicher bist.

Bist Du an einem Tage, wo die Witterung schwach ist, mit einem Steeplechasereiter ersten Ranges auf der Jagd, der ein junges Pferd zureitet, so beobachte ihn genau; aus der Beobachtung dessen, was er thut, kannst Du mehr lernen als aus stundenlangem Unterricht oder aus den Capiteln eines ganzen Buches.

Vor allen Dingen halt' den Mund, bis Du die Lection kannst, und sprich weder von Deinen Triumphen noch von Deinen Mißgeschicken. Prahlen kann jeder Narr, und obwohl es sehr angenehm ist, kühn und mit Verstand zu reiten, so liegt doch nichts darin, worauf ein Gentleman besonders stolz sein könnte, da Hunderte von Jägern oder Jockeys es an jedem Jagdtage des Jahres besser machen als die meisten Gentlemen.

Begegnest Du der Meute auf einem fremden Pferde, so nähere Dich derselben nicht eher, als bis Du weißt, daß Dein Pferd nicht nach den Hunden schlägt, wie manche schlecht gezogene Pferde thun.

Bevor die Hunde losgelassen werden, laß Dich von einem gesprächigen Farmer etwas über die Dir unbekannte Gegend unterrichten.

Wenn die Hunde durch ein großes Dickicht laufen, und Du sie nicht sehen kannst, so halte Dich unter dem Winde, damit Du die Stimme des Jägers hörst, der in ausgedehnten Gehölzen die Hunde fortwährend aufmuntern muß. Wenn ein Fuchs nahe bei Dir durchbricht oder Du vermuthest, daß er durchbrechen wird, so rufe nicht zu schnell »Tally-a-e-o!«

denn erstens, wenn Du keine Erfahrung und kein scharfes Auge hast, so kann das Thier vielleicht gar kein Fuchs, sondern ein Hund oder Hase sein. Es ist dies ein Mißgriff, den Leute, die immer Eile haben, leicht begehen und der eben so verdrießlich für den Jäger wie für den ist, der ihn begangen hat. Zweitens aber auch, wenn man zu schnell ruft, ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Fuchs ins Dikkicht zurückkehrt. Ist er eine Strecke weg auf einem ziemlich großen Felde so schreie, indem Du zugleich Deine Mütze schwenkst, Tally-o-aw-ay-ao und sprich dabei jede Silbe recht langsam und mit weit geöffnetem Munde aus; denn das ist das Mittel, auf weite Entfernungen gehört zu werden. Thue dies ein oder zwei Mal, halte dann ein wenig inne und sei bereit, dem Jäger, wenn er herankommt, in kurzen Worten genau zu sagen, welchen Weg der Fuchs genommen hat. Bist Du ein junger Anfänger, so wirst Du wahrscheinlich furchtsam, aufgeregt und schwatzhaft sein. Macht der Fuchs einen kurzen Lauf und kehrt dann um, so heißt es: Tally-o back! wobei das back laut und klar ausgesprochen wird. Kreuzt der Fuchs den Waldrand, während die Hunde herumschweifen, so muß man Tally-o over! rufen. Bist Du aber in Gesellschaft alter Waidmänner und sie sehen ebenso gut als Du, so thust Du am besten, das Rufen ihnen zu überlassen. Sind die Hunde eine gute Strecke fort, so kommt viel darauf an, einen tüchtigen Anlauf zu nehmen; deshalb schaue Dich wohl um und entschließe Dich, wo Du über den Grenzzaun setzen willst, anstatt Dich mit der Menge durch eine Oeffnung oder ein Thor zu drängen — immer vorausgesetzt, daß Du Dich auf Dein Pferd verlassen kannst.

Ein tüchtiger Sprung, wenn die Hunde voran sind, sichert oft einen guten Platz und kann Dich aller unnützen Sprünge im Dickicht überheben.

Zwei Gedanken, welche das Verderben für den Sport sind, mußt Du gleich beim Abreiten aufgeben, Eifersucht auf das, was Andere thun, und eine hohe Meinung von dem, was Du selbst thust. Sieh auf die Meute, auf Deines Pferdes Ohren und auf den nächsten Zaun, anstatt vor Ungeduld zu brennen, Thompson zu schlagen, oder zu hoffen, daß Brown gesehen hat, wie geschickt Du über jenen Aufwurf gekommen bist.

Verschaffe Dir ein Auge für Hunde, d. h. lerne den Augenblick erkennen, wo der Meuteführer sich rechts oder links wendet oder, wenn er die Witterung verliert, herumschweift, oder, wenn er sie wieder findet, stumm davoneilt, »wobei er den Schwanz so gerade hält wie eine Tabackspfeife.«

Indem Du so die Meuteführer beobachtest, anstatt mit den Pferden Deiner Nachbarn um die Wette rennen zu wollen, siehst Du, wie sie sich wenden, manche Ecke abschneiden und bereit sind davon zu rennen, im Augenblick, wo die Hunde die Köpfe erheben.

Laß Dich nie durch Deinen Eifer, der Erste zu sein, verleiten, die Hunde zu drängen, wenn sie jagen; nichts macht den Jäger verdrießlicher und verdirbt mehr den Sport.

Wenn der Jäger in voller Hast durch einen engen Weg zurückgetrabt kommt, um eine Finte zu machen, so gieb ein gutes Beispiel und geh' ihm aus dem Wege.

Aufmerksamkeit auf diese Winke, welche jedem alten

Sportsman bekannt sind, macht den jungen geschickt und beliebt.

Achte auf die Hunde und auf die Hindernisse, anstatt zu erzählen, wie prächtig das braune Pferd oder die graue Stute Dich getragen hat, merke auf Alles, was dem Jäger helfen kann, eine Finte zu machen, Schafe, Rinder, Elstern, und auf den genauen Punkt, wo die Witterung sich verloren hat. Beobachtung macht den wahren Sportsman.

Sobald die Jagd vorbei ist, achte auf den Zustand Deines Pferdes, welches aus Muth vielleicht mehr gethan hat, als seine Kräfte erlaubten. Es ist anzunehmen, daß Du es ihm bei jedem Halt bequem gemacht hast, indem Du seine Nase gegen den Wind dreheteſt, und, wenn Du schwer wiegst, bei jeder sicheren Gelegenheit abgestiegen bist.

Zunächst ist nöthig, daß es gerade Wasser genug bekommt, um sich das Maul auszuspülen, ohne daß es sich erkältet. Dann muß es gefüttert werden — das Pferd hat einen kleinen Magen und bedarf oft Futter.

Beim ersten Wirthshause oder Bauernhause am Wege laß Dir eine Metze Hafer- oder Weizenmehl in einem halben Eimer Wasser gekocht geben; das bloße Einweichen des rohen Hafermehls genügt nicht. Ich habe gefunden, daß das Wasser von gekochtem Leinsamen, welches für Rindvieh gebraucht wird, einem ermüdeten Pferde gut bekommt. In ernstlichen Nothfällen kann eine Pinte Wein oder ein Glas Spiritus, mit Wasser gemischt, mit Vortheil angewandt werden. Ueber die Zweckmäßigkeit eines Aderlasses zu entscheiden, verlangt thierärztliche Erfahrung; es sind eben so viele Pferde wie Menschen durch Aderlassen getöd-

tet worden, wo stimulirende Mittel besser angebracht gewesen wären.

Was die Behandlung der Jagdpferde auf der Rückkehr anbelangt, so führe ich am besten die Weisungen des trefflichen Sportsmans und Reiters Scrutator in seinem Buche: »Pferde und Hunde« an:

Wenn ein Pferd in den Stall zurückkehrt, sei es nach der Jagd oder nach einer Reise, so muß man ihm zunächst vor Allem das Zaumzeug abnehmen, ihm den Sattel jedoch wenigstens noch einige Zeit auflassen, indem man nur die Gurte löst. Kopf und Ohren müssen zuerst trocken gerieben werden, entweder mit einem Heuwisch oder einem Tuche und dann mit der Hand, bis die Ohren warm und behaglich sind. Das nimmt nur wenige Minuten in Anspruch, und alsdann kann das Pferd seine kleine Portion Heu oder Kornfutter bekommen, nachdem es zuvor, wenn es von der Jagd oder von einer langen Reise zurückgekehrt ist, seinen Eimer dicken Kleienwassers verzehrt hat. Nun kann die Procedur des Beinewaschens vor sich gehen, während das Pferd in Ruhe sein Kornfutter verzehrt. Nachdem jedes Bein gewaschen ist, muß es mit einer Bandage von Flanell oder Sarsche umwickelt werden, und wenn man mit den vier Beinen fertig ist, wird das Pferd auch sein Kornfutter verspeist haben. Dann kann man ihm ein wenig Heu geben, welches seine Aufmerksamkeit beschäftigen wird, während das Abreiben seines Körpers vor sich geht. Ich halte sehr viel von einer hinreichenden Menge trockenen, reinen Weizenstrohs zu diesem Zwecke, und ein guter Stallknecht mit einem großen Wisch in jeder Hand wird in kurzer Zeit allen äußeren

Schmutz und alle Feuchtigkeit rein wegwischen. Dies kann indessen nicht gehörig geschehen ohne gleichzeitige Anwendung vieler Armkraft, womit die gegenwärtige Generation sehr sparsam zu sein pflegt. Ist der Körper des Pferdes trocken, so muß ihm eine große weiche Decke übergeworfen, und dann müssen ihm die Beine mit der Hand ganz trocken gerieben werden. Ich weiß, daß faule und schlaue Stallknechte die Bandagen gewöhnlich so lange an den Beinen lassen, bis diese von selbst trocken werden; ich weiß aber auch, daß es kein schlechteres Verfahren geben kann. Für die Beine des Pferdes sollte nach einer Jagd immer der große Knieeimer gebraucht werden, mit einer hinreichenden Menge warmen Wassers, welches den Sehnen nach so heftiger Anstrengung wohl thut und jede schmerzliche Empfindung von Ritzen und Dornen mildert. Das System, die Beine des Pferdes Stunden lang umwickelt zu lassen, macht die Sehnen erschlaffen. Mit solchen Verfahrungsweisen habe ich mich nie versöhnen können, wohl aber habe ich von Einigen Salz, Wasser und Weinessig außerordentlich empfehlen hören, womit die Bandagen fortwährend feucht erhalten werden sollen, weil dies dazu beitrage, die Sehnen zu stärken und kühl zu erhalten; wenn man die Bandagen aber zu lange gebraucht oder trocken werden läßt, so glaube ich, daß sie mehr Schaden als Nutzen bringen. Es ist allgemein bekannt, daß Diejenigen, welche zur Unterstützung beim Reiten zu Gürteln ihre Zuflucht nehmen, dieselben später nicht mehr entbehren können, und obwohl mir oft gerathen wurde, diese außerordentliche Hülfe zu versuchen, habe ich doch nie Gebrauch davon gemacht; das beste Stärkungsmittel für Menschen wie

für Pferde ist kaltes Wasser und nachher trockenes Abreiben. Wie wohlthätig es ist, nach anstrengenden Fußtouren die Füße einige Zeit in warmes Wasser zu stellen, werden Alle, die es probirt haben, zu würdigen wissen; aber ich zweifle sehr, ob irgend Jemand sich den andern Morgen stärker auf den Beinen fühlen würde, wenn er dieselben während der Nacht mit heißem Flanell umwickelt gehabt hätte. Der verständige Gebrauch des warmen und kalten Wassers kann sehr viel thun, eigentlich mehr als die Hälfte aller gebräuchlichen Recepte, aber zu seiner Anwendung muß auch die geeignete Zeit wahrgenommen werden. Hat ein Pferd eine lange und schwere Tagesarbeit gehabt, so muß es mit Wartung und Putzen nicht mehr belästigt werden, als durchaus nothwendig ist. Die Hauptsache muß sein, es so schnell als möglich trocken und behaglich zu machen, und ist dies geschehen, so genügt für die Nacht ein leichtes Ueberwischen mit einem trockenen Tuche.

Die Ausgaben für die Haltung von Pferden sind verschieden je nach der Kenntniß des Herrn und der Ehrlichkeit des Stallknechtes; der wahre Belauf der Kosten läßt sich aber daraus berechnen, daß das bestgehaltene Pferd nicht mehr als 13 Quarter Hafer und $2^1/_2$ Tonnen Heu in einem Jahre verzehren kann, d. h. was den Hafer betrifft, 3 bis 6 Viertel (quarterns) den Tag, je nach der Arbeit, die das Pferd thut. In einigen Ställen dagegen wird angenommen, daß ein Pferd tagtäglich einen Bushel frißt; ohne allen Zweifel wird der Ueberschuß in Bier oder Branntewein verwandelt.

Elftes Capitel.

Prinz Albert's Hasenhunde.

Der Zug der Südwesteisenbahn hält sehr gelegen nahe dem Schlosse an. Daß Prinz Albert nie die königlichen Hatzhunde gehalten hat, ist nicht zu verwundern. Man muß dafür geschaffen sein, den großen Haufen drängender, rufender, zudringlicher Herren und Roßhändler, Sachverständiger und Bereiter zu ertragen, welcher hinter dem freigelassenen Hirsche hinwirbelt. Ohne die Erneuerung der alten Hofetiquette, welche einem Jeden verbot, vor Sr. Majestät zu reiten, könnte Se. königliche Hoheit sich von irgend einem ehrgeizigen Fleischer oder einem sich versuchenden Londoner Reiter auf einem ausreißenden Pferde überholt sehen. Wenn die Etiquette aus Georgs III. Zeit erneuert würde, dann könnte man nur dem Jägertrupp Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welcher ungeduldig, aber in angemessener Entfernung, nicht dem Hirsche,

wie es jetzt oft geschieht, auch nicht den Hunden, wie es sein sollte, sondern des Prinzen Pferdeschweife folgt.

Prinz Alberts Hunde sind im genauesten Sinne des Worts eine Privatkoppel, von Sr. königlichen Hoheit zu eigenem Vergnügen unter Aufsicht des Obersten Hood gehalten.

Das Rendezvous zur Jagd wird nicht bekannt gemacht. Die Jäger bestehen, neben der königlichen und dienstthuenden Gesellschaft vom Schlosse, nur aus einigen benachbarten Edelleuten und Pächtern, die Jägerei besteht aus einem Jäger und einem Hundeführer, beide prächtig beritten, und einem Knaben zu Fuß. Der Anzug des Jägers ist ein dunkelgrüner Tuchrock mit zwei Reihen mit dem prinzlichen Wappen versehener, vergoldeter Knöpfe, mit braunen Schnüren und eine Sammetmütze.

Es waren etwa funfzehn Paar Hunde in Thätigkeit, von mittlerer Größe und bedeutender Verschiedenheit der Farben, sich dem Schlage der Fuchshunde nähernd, aber sehr tüchtige Jäger. Bei jedem Jagen war ein schwarz und gelblich gezeichneter Hund der erste, doch war das Gelbliche so weit vorherrschend, daß das Schwarze nur wie ein Sattel erschien.

Der Tag war vielleicht zu schön, um der Fährte leicht zu folgen, aber um so besser war die Gelegenheit, die Hunde folgen zu sehen, was sie ganz vorzüglich und ohne Beihülfe thaten. Es ist einer der Vortheile einer Koppel, wie diese ist, daß Niemand sich einmischt und etwas von dem Geschäfte des Jägers oder der Hunde thun will. Der

Der erste Hase wurde bei Eton, auf anscheinend erst kürzlich eingefriedigtem Lande, gefunden, aber nach zweistündiger Verfolgung war es unmöglich, die Witterung über frisch gepflügtes Land zu behalten. Dann gingen wir über die Eisenbahn in Felder, die theils aus Wiesen mit breiten, wassergefüllten Gräben, an deren Rändern viele Weidenstümpfe standen, theils aus urbarem Land bestanden, das, abhängig liegend, von lebendigen Hecken in große viereckige Plätze abgetheilt war. Hier fanden wir bald einen großen Hasen, der uns Gelegenheit gab, die Eigenschaften der Koppel zu sehen und zu bewundern. Nach dem ersten kurzen Anlauf kam eine Viertelstunde langsamen Jagens, wobei die Hunde, sich selbst überlassen, sich ganz vortrefflich benahmen. Endlich, als die Sonne hinter Wolken trat, vermehrte sich die Witterung; die Hunde kamen dem Hasen näher und rannten mit einer Geschwindigkeit über eine Reihe ausgedehnter Felder und überspringbarer Hecken, daß bald die langsamen Pferde und die, welche vor dem Wasser scheuten, zurückblieben. Kurze Aufenthalte von wenigen Minuten gaben dem Hasen einen kleinen Vorsprung, dann folgte ein lautes Gebell und bald sahen wir die ganze Scene. Ueber etwa zwanzig große Felder jagte die Koppel etwa ein Dutzend Klafter hinter dem Hasen, ohne auch nur eine Klafter zu gewinnen, indem besonders der schwarzgelbe Hund sein Wild hetzte; aber dieses war zu schnell, und als wir uns eben anschickten, über eine sehr gefährliche Hecke zu setzen, an deren anderer Seite sich nach allen Anzeichen ein breiter Graben voll fließenden Wassers befand, warfen die Hunde die Köpfe zurück; das

arme Häschen war durch die Hecke in den Bach gesprungen und sank wie ein Stein unter. Es ist etwas Schmerzliches um das hülflose Ende eines Hasen. Ein Fuchs stirbt knurrend und kämpfend.

Zwölftes Capitel.

Tally-ho!

Die Fuchsjagd, behaupte ich, hat das Recht, als eine der schönen Künste betrachtet zu werden und ihren Platz irgendwo zwischen Musik und Tanz zu finden, denn der Ruf „Tally-ho!“ ist rund um die Welt gegangen. Die fetten mit Maulwürfen genährten Füchse des neutralen Bodens von Gibraltar sind vor diesem fröhlichen Rufe geflohen, er wiederhallte in den Felsenhügeln unserer Inselbesitzungen im mittelländischen Meere, er hat den Schakal in den Gebirgen am Cap aufgeschreckt, so wie seinen rothen Bruder auf den brennenden Ebenen Bengalens; der Wolf in den Fichtenwäldern von Canada hat ihn gehört, indem Fuchshunde zu ungleichem Kampfe angefeuert wurden; und ebenso hat das elende Panzerthier und das springende Känguruh den Ton fürchten gelernt.

In unserm Heimathlande wird das „Tally-ho!“ von Leuten jeden Standes in passender Jahreszeit gerufen und bewillkommnet von dem Pflüger, der sein aufgeschrecktes Pferd fest hält, von dem Holzschläger, der sich neben der

halbgefällten Eiche auf seine Art lehnt, von dem Nester ausnehmenden Knaben aus dem Wipfel des entlaubten Baumes; selbst das Landmädchen, wenn es die Ruthe des Fuchses vor seinem Marktkarren vorüberhuschen sieht, hält an, zeigt mit der Peitsche darnach und ruft mit durchdringender Stimme: „Tally-ho!“ Und wenn in voller Eile die roth-, grün-, braun- und schwarzröckigen Begleiter einer der neunzig Koppeln, die in England gehalten werden, durch ein Dorf jagen, mit welcher Freude eilen alle Bewohner heraus! Junge Mütter stehen an den Thüren und halten ihre jauchzenden Kleinen in die Höhe, der Krämer mit seinen Kunden eilt auf die Straße, die Fenster der Schule sind mit plattgedrückten Nasen bedeckt, der Pfarrer, wenn er von der rechten Art ist, lächelt freundlich und winkt aus der Thür des Pfarrhauses einem halben Dutzend Freunden seinen Gruß zu, während der Wundarzt seinen Klepper antreibt und eine halbe Stunde lang mitreitet; alle Jungen rufen im Chore mit und eilen, die Thorwege zu öffnen, ohne dafür einen Pfennig zu erwarten. Die Pächter, welche die Jagd nicht mitmachen, beurtheilen die Pferde, berechnen den möglichen Preis des Hafers und tragen der „Frau“ auf, das große Stück geräucherten Fleisches, Brot und Käse herzuholen und etwas starkes Bier in Bereitschaft zu halten, wenn etwa angehalten werden und einer der Herren bei der Rückkehr zum Vesperbrot einkehren sollte.

Es ist wahr, unter den Fünftausenden, welche während der Jagdzeit täglich den Hunden folgen, ist, wie wohl unter jeder Versammlung von Fünftausenden, eine

Anzahl von Narren und rohen Menschen, bloße Thiere, taub gegen Musik, blind gegen die lebendige Poesie der Natur. Für solche Leute ist die Jagd nur Modesache oder eine gemeine Aufregung, aber man vergleiche die Jagd mit andern Vergnügungen und sie wird den strengsten Vergleich aushalten. Bist Du ein Bewunderer von schönen Gegenden, Dilettant oder Künstler? Hast Du Griechenland und Italien, die Schweiz und Norwegen durchreist, um Naturschönheiten aufzusuchen? Du kennst nicht die Schönheiten Deines eigenen Vaterlandes, bis Du von Northumberland bis Cornwall gejagt und die verschiedenen Gegenden dabei von drei Gesichtspunkten, als Fuchsjäger beim Morgenritte, beim Rennen und bei der Rückkehr von der Jagd betrachtet hast.

Der Morgenritt, langsam gemessen, voll Erwartung, gefällt Deinem Pferde ebenso wie Dir; scharf und klar treten in der grauen Atmosphäre die entlaubten Bäume und die weißen Pächterhäuser hervor, während im Hintergrunde ein Nebelvorhang über den Hügeln am Horizonte hängt. Du hast für diesen Tag die Sorge von Dir geworfen. Selbst die Hähne und Hühner, die neben der Straße kratzen, sehen freundlich aus. Der Weggeldeinnehmer läßt zu Gunsten Deines Jagdanzuges seinen gewöhnlichen Ernst fahren. Eine Bettlerin, ein Kind auf dem Rücken tragend, während zwei nebenherlaufen, spricht Dich an; Du argwöhnst, sie sei eine Betrügerin, aber sie sieht so frostig und elend aus, Du giebst ihr ein großes Geldstück und den nächsten Tag bereust Du Deine Wohlthätigkeit nicht.

In Deinen Augen ist das wohlbebaute Land schön. In

der Eintönigkeit von zehn Acker Rüben siehst Du hundert Bilder englischen Landlebens, wohlgenährtes Rindvieh, eine gute Weizenernte und etwas Gerste zum Bier. Nicht weniger schön ist das wilde, mit Ginster bedeckte Moor, wo der kräftige, weißhaarige, helläugige Jäger bewegungslos auf seinem alten weißen Pferde sitzt, umgeben von der scheckigen Koppel: eine Studie für Landseer. Aber wenn der Morgenritt unausgeführte Gemälde und ungeschriebene Sonette schafft, wie köstlich ist erst das Finden und das Rennen durch die von Buchen unterbrochenen Thäler, die steilen Hügel hinauf, durch Wälder, Parks und Dörfer, die in kleinen Nebenstraßen kleine gothische Kirchen, epheubedeckte Häuser und Plätze von solcher Schönheit zeigen, wie Du Dir's nie träumen ließest, belebt mit aufhorchendem Vieh und frohen Landleuten. Man rede immerhin von epischen Gedichten, in einer Laube oder neben dem Kaminfeuer gelesen, welches Dichters Beschreibung einer Schlacht aber könnte wohl das Blut in solche Wallung bringen, wie das Jagen auf einem lang ausgreifenden Jagdrosse, welches jedes Hinderniß mit festem, elastischem Sprunge überfliegt, immer die Meute vor Augen behält und derselben doch keinen Schritt näher kommt, während die Spitze von Reineckes Ruthe über den Rand der Mauer oben auf dem Hügel verschwindet. Und endlich, — bist Du ermüdet, mit Erfolg gekrönt, hungrig, glücklich, — welche Rückkehr nach Hause, wenn die Schatten des Abends den bekannten Gegenständen am Wege einen seltsamen, phantastischen, geheimnißvollen Anstrich geben! Bequem im Sattel sitzend, mit halb geschlossenen Augen fast träumend, werden die ästigen Bäume zu Riesen, Landhäuser zu Schlössern, Teiche zu Seen. Das

Schenkmädchen ist eine liebliche Prinzessin, und Brot und Käse, das sie bringt (während, ohne abzusteigen, Du Dein durstiges Pferd tränken lässest) schmecken köstlicher, als das schönste Abendessen mit Champagner und Leberpastete von einer gemarterten Gans, die jemals den Appetit eines kritisch poetischen Gegners der Fuchsjagd reizte, der nach einer langen Nacht von Oper, Ballet und Champagnerpunsch erschöpft war. Liebst Du den Ackerbau? Du kannst alle Fortschritte und alle Unwissenheit eines Agriculturdistrictes bei einem Ritte durch das Land übersehen, Du kannst die Bildung des Geistes der Landbewohner ergründen, indem Du von einem Fuchslager zum andern reitest. Welch eine Menge von Erfahrungen kann aus den gemachten Bekanntschaften geschöpft werden, wenn man nach einem schönen Tage von »fünfunddreißig Minuten ohne Aufenthalt« zurückkehrt? Mit einem Worte, das Fuchsjagen giebt Bewegung und gesunde Aufregung ohne Kopf- und Herzweh, ohne Nachtwachen, ohne den schrecklichen nächsten Morgen, welcher so manchen Stadtvergnügungen folgt. Fuchsjagen zieht die Menschen aus der Stadt, schafft Liebe fürs Landleben, nährt Geschicklichkeit, Muth, gute Laune; denn ein übellauniger Mann kann nie ein guter Reiter sein.

Der Verständige wird eben so viele Lob- und Dankgefühle zu dem Geber alles Guten aufsteigen lassen, wenn er auf feurigem Rosse sitzt, das zu muthigem Gehorsam zum Nutzen des Menschen gewöhnt wurde, während er eine Meute Hunde beobachtet, die ein herbstliches Dickicht mit Klugheit durchstöbern, oder wenn er auf ein gewesenes Moor hinblickt,

das durch menschliche Geschicklichkeit und menschlichen Fleiß fruchtbringend gemacht wurde, als bei einem einsamen Spaziergange am Meeresufer oder auf den Hügeln des Hochlandes.

Dreizehntes Capitel.

Der Ursprung des Fuchsjagens.

Der Ursprung des modernen Fuchsjagens ist ziemlich in Dunkel gehüllt, was nur dem unwissenden Zustande der ersten Jäger, der Squire Westerns, zugeschrieben werden kann, welche den ganzen Tag ritten und den ganzen Abend tranken. Wir bedürfen des Beistandes eines geistreichen Correspondenten, der Hülfe folgender »Bemerkungen und Fragen:«

Es ist ganz gewiß, daß der Fuchs vor der Revolution von 1688 nicht zu den edeln Jagdthieren gerechnet wurde, denn Gervase Markham classificirt den Fuchs mit dem Dachse zusammen in seinem Buche »Cavalrie, oder der Theil der Kunst, worin enthalten ist die Wahl der Behandlung und Pflege der Jagdpferde, zum Vergnügen oder zum Wetten. Drittes Buch. Gedruckt bei Edw. Allde für Edw. White; zu verkaufen in seinem Laden, nahe der kleinen nördlichen Thür der St. Paulskirche, unter dem Schilde des Gewehrs 1616. Er sagt:

»Für die Fuchs- oder Dachsjagd, obgleich sie viel mehr Schnelligkeit verlangt (als die Otterjagd) und immer auf

festem Boden geübt wird, kann ich dennoch nicht zugeben, Pferde zu dressiren, weil sie meistens auf waldigem, rauhem Grunde sich bewegt, wo ein Pferd weder bequem gehen noch sich genug vorsehen kann, ohne in Gefahr zu kommen zu stolpern. Eine Jagd, die viel besser als alle diese ist, ist das Jagen des Hirsches, besonders wenn er nicht in einem Park oder einer Umzäunung gehalten wird, sondern seine Freiheit hat, seinen Weg zu wählen, was einige Jäger »Force-Jagen« nennen. Wenn der Hirsch frei ist, wird er die Jagd zuweilen vier, fünf und sechs Meilen fortführen, ja ich selbst bin einem Hirsche mehr als zehn Meilen gefolgt von dem Platze, wo er hoch wurde, bis zur Stelle seines Verendens, nicht gerechnet alle Umwege und Kreuz- und Querzüge. Die Zeit für diese Jagden ist von Mitte Mai bis Mitte September.« Markham fährt fort: »Da dieses die würdigste von allen Jagden ist und nur Fürsten und Männern vom ersten Range zukommt, so ist kein Pferd zu gut, zu solchem Dienste verwendet zu werden, doch ist das dazu am meisten geeignete Pferd ein Berberzelter oder ein leichtgebauter englischer Wallach von mittlerer Größe. Aber um zu der Jagd zu kommen, die von allen am geeignetsten für den Zweck ist, von dem wir reden, so ist dieses die Hasenjagd, welche schnell, angenehm und von langer Dauer ist, ein immer bereites Vergnügen, gleich zugänglich dem wohlhabenden Pächter als dem großen Herrn. Sie hat einen der Hirschjagd entgegengesetzten Anfang, denn sie beginnt Michaelis, wenn jene endet, und hört nach April auf, wenn jene anfängt.«

Diese Geringschätzung des Fuchses zu jener Zeit wird in einer Rede Oliver St. John's gegen Strafford vor dem

langen Parlamente deutlich ausgesprochen, in welcher er, wie Macauley anführt, erklärt: »Strafford dürfe nicht betrachtet werden wie ein Hirsch oder Hase, sondern wie ein Fuchs, der auf alle Weise gefangen und ohne Mitleid auf den Kopf geschlagen werden müsse.« Derselbe Geschichtschreiber erzählt, daß Rothwild so reichlich auf den Hügeln von Hampshire und Gloucestershire zu Zeiten der Königin Anna war, als es jetzt in den eingeschlossenen Wildgehägen in den schottischen Hochlanden sich findet.

Als das Hochwild seltener wurde, ward wahrscheinlich die Aufmerksamkeit der Jäger auf die Jagdeigenschaften des Fuchses durch den Zufall gelenkt, daß Hasenhunde in der Jagdzeit auf die Spur eines Fuchses geriethen und einen tüchtigen Lauf nach ihm machten. Wir haben mehr als einmal solche Zufälle in den Devonshirer Mooren gehabt und haben wohldressirte Hasenhunde gekannt, die von den Jägern fort über ein mit dem Pferde nicht zu passirendes Terrain einem Fuchse nachliefen.

Das Fuchsjagen stieg in der Gunst mit dem Wachsen der Bevölkerung bei verbessertem Ackerbau. In einem wilden, waldigen Lande, bei uncultivirtem Boden kann keine Koppel Hunde einen Fuchs gehörig einholen.

Ich habe in Privatmittheilungen zwei Fälle gefunden, wo später berühmte Koppelhunde aus Hasenhunden Fuchshunde geworden waren. Ohne Zweifel giebt es solcher Fälle noch mehre.

»Tarporley« oder »Cheshire Hunt« wurde im Jahre 1762 für die Hasenjagd gegründet und hielt seine erste Zusammenkunft am 14. November desselben Jahres. »Die,

welche Hasenhunde hielten, brachten sie der Reihe nach mit. Es ist im 8. Paragraph festgesetzt, daß wenn kein Mitglied der Gesellschaft Hunde hielte, oder wenn es für die Herren unbequem wäre, sie mitzubringen, auf Kosten der Gesellschaft eine Koppel geborgt werden sollte.«

Die Uniform, so war bestimmt, sollte ein blauer Rock mit einfachen gelb punktirten Knöpfen, rothe Sammtmütze und eine wollene Weste mit zwei Reihen Knöpfen sein. Der Rockärmel war eingeschnitten und aufgeschlagen; die Sattel-Decke war scharlachen, die Gurte blau, und der vordere Theil des Zügels war mit Scharlach überzogen. Der dritte Paragraph contrastirt seltsam mit unseren modernen Zusammenkünften um halb elf oder halb zwölf Uhr: — »Die Hunde sollen um keines Mitgliedes willen bis nach acht Uhr des Morgens warten.« Was das Trinken betrifft, so war festgesetzt, daß drei volle Becher nach dem Mittagsessen und eben so viel nach dem Abendessen getrunken werden sollten; nachher konnte jedes Mitglied trinken, so viel ihm beliebte.

Nach einem anderen Paragraphen mußte jedes Mitglied bei seiner Verheirathung den anderen Mitgliedern der Gesellschaft jedem ein Paar gut gesteppter lederner Beinkleider geben*), von denen damals das Paar eine Guinee kostete.

---

*) Dies mag wohl ein Irrthum sein. In einer Abschrift der Statuten, die mir von einem erblichen Mitgliede des Clubs, einem Cheshirer Edelmann, zugekommen ist, heißt es ein Paar Handschuhe. Aber in den Anmerkungen, Liedern und Balladen von R. Egerton Warburton von Arley Hall ist gedruckt »Beinkleider«.

Im Jahre 1769 fing der Club das Fuchsjagen an. Die Uniform wurde abgeändert in einen rothen, nicht zurückgeschlagenen Rock mit engen Aermeln ohne Knöpfe, eine grüne Sammtmütze und grüne Weste, übrigens ganz gleich der früheren Uniform. Die rothe Satteldecke, mit grüner statt mit blauer Gurte, Sattel u. s. w. blieben sich gleich. Zu derselben Zeit wurde eine Aenderung bezüglich des Trinkens vorgenommen, statt der drei vollen Becher sollte nur einer getrunken werden; außer wenn ein Fuchs über der Erde getödtet war, dann sollte noch ein Becher aufs Fuchsjagen geleert werden. Unter den Gründern vom Jahre 1762 finden wir Männer, deren Nachkommen bis zur jetzigen Generation ihren angestammten Ruf als Jagdliebhaber erhalten haben. Z. B. Crewe, Mainwaring, Wilbraham, Smith, Barry, Cholmondeley, Stanley, Grosvenor, Watkin Williams Wynne, Stanford. Aber obgleich der Tarporley-Jagdclub aufrecht erhalten wurde und unter den Regierungen Georgs III., Georgs IV., Wilhelms IV. und der Königin Victoria fortbestanden hat, so ist doch die Koppel, die in Folge verschiedener Umstände ausstarb oder zerstreut wurde, mehrmals erneuert worden. Nur die Brocklesby-Koppel ist von der Familie des jetzigen Earl of Yarborough länger als 130 Jahre ununterbrochen unvermischt erhalten worden, und ein über 100 Jahre geführter Stammbaum derselben weist sie als die älteste im Königreiche nach. Die Cottesmore-Koppel, die vor der der Brocklesby gegründet wurde, ist mehrmals zerstreut worden und ist längst aus den Händen der Familie der Noels gekommen, die sie vor länger als 200 Jahren gründete.

Durch die Güte des Lords Yarborough war mir's erlaubt, alle auf diese Hunde bezüglichen Papiere durchzusehen. Unter diesen ist ein Schriftstück, datirt vom 20. April 1713, in welchem festgesetzt ist zwischen Sir John Tyrwhitt, Charles Pelham Esq. und Robert Vyner Esq. (ein auch in den neueren Annalen der Jagd wohlbekannter Name), daß die von den beiden Erstgenannten gehaltenen Fuchshunde zu einer Koppel vereinigt werden und daß die drei Unterschriebenen für fünf Jahre gemeinsamen Theil an besagten Hunden, jeder für ein Drittheil des Jahres, haben sollten. Es war ferner festgesetzt, daß die Jägerei aus 16 Paar Hunden, drei Pferden, einem Jäger und einem Buben bestehen solle. So jagten sie, wie es schien, nur einen Tag in der Woche. Es scheint auch, daß die vereinigten Hunde ganz in die Hände Mr. Pelham's übergingen, und bis zur jetzigen Zeit sind die Hunde mit einem P gezeichnet. Ich fand auch in Brocklesby einige rohe Notizen über die Hunde von 1710 — 1746; von dieser Zeit an ist das Register ohne Unterbrechung genau fortgeführt worden. Von 1797 an hielt der erste Lord Yarborough das Register selbst, und seit dieser Zeit haben der Vater, Großvater und Urgroßvater des jetzigen Jagdliebhabers es eben so gemacht.

Zur Zeit des ersten Lords Yarborough erstreckte sich seine Länderei über die ganze Süd-Wold-Gegend, einen Theil des jetzigen Burton-Hunt und einen Theil von Nord-Nottinghamshire, und der Lord ging gewöhnlich einen Monat lang in jeden dieser beiden Districte, um in den Wäldern zu jagen. Damals waren, wie er seinem Großsohne erzählte,

als derselbe anfing auf die Jagd zu gehen, nur drei oder vier Umzäunungen zwischen Horncastle und Brigg, eine Entfernung von mindestens 30 Meilen. Sir Thomas Tyrwhitt hielt Hasenhunde in seinem Herrenhause zu Aylsby am Fuße der Lincolnshire-Wolds, ehe er sie gegen Fuchshunde vertauschte. Ein Gebäude in Aylsby wurde früher das Hundehaus genannt. Die Aylsby-Güter sind an die weibliche Linie übergegangen, in die Oxfordshirelinie der Tyrwhitt-Drakes, welche als Besitzer von Hunden und als tüchtige Jäger wohl bekannt sind, während ein Nachkomme Byner's aus Lincolnshire in den letzten zwanzig Jahren Eigenthümer von Fuchshunden in Warwickshire und Worcestershire gewesen ist. Mr. Meynell, der Vater der jetzigen Fuchsjagden und Gründer des Quorn-Hunt, zog seine Koppel hauptsächlich aus Nachkömmlingen der Brocklesbyhunde.

Zwischen dem Zeitraume, daß die Fuchsjagd die Hasenjagd in der Achtung der Landedelleute ersetzte, bis dahin, daß der berühmte Mr. Meynell sie zu einer Wissenschaft erhob und den Weg bahnte, daß diese Jagd in Leicestershire zu der vornehmsten Institution wurde, fand eine große Veränderung in der Pferde- und Hundedressur und in der Reitkunst Statt. Bei der alten Weise wurden die Hunde vor Tagesanbruch herausgebracht, um den Fuchs, der die ganze Nacht nach Beute herumgestreift war, zurückzujagen und ihn anzugreifen, wenn er auf seinem Bau lag, ehe er seine Mahlzeit von Ratten oder Kaninchen verdaut hatte. Die Hunde waren mehr von der langohrigen, schweren, krummbeinigen südlichen Art, oder Bluthunde. Schöne Pferde waren auch weniger häufig, als sie jetzt sind.

Aber der Uebergang zu schnellen Hunden, schnellen Pferden und schnellen Menschen fand zu einer viel früheren Zeit Statt, als unsere jetzigen jungen dahinstürmenden Reiter denken. Ein Bild von einem berühmten Hunde Ringwood, in Brocklesby-Park von Stubbs, dem berühmten Thiermaler, 1792 gemalt, zeigt in überraschender Weise den Typus und Charakter einiger von diesem Thiere noch abstammenden Hunde, obgleich das Cheshire-Lied meint: »man sei nie wieder so schnell geritten, als zu der Zeit, wo jeder Herr einen Zopf, jedes Pferd einen Schwanzriemen gehabt habe und Blue-Cap und Wanton es allen anderen Hunden zuvorgethan hätten«. Es ist länger als 80 Jahre her, seit Blue-Cap und Wanton über die Newmarketheide rannten, aber ihre Schnelligkeit ist von den Hunden der neueren Zeit nicht übertroffen.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß, obgleich Somerville, der Verfasser der »Jagd«, 1742 starb, sein Gedicht so deutliche und klare Anweisungen zur Fuchsjagd enthält, daß es, mit wenigen Ausnahmen, gestern geschrieben sein könnte. Also muß diese Kunst vor 60 — 70 Jahren schon zu hoher Vollkommenheit gebracht worden sein. Während der langen Regierung Georgs III. wurde der Unterschied zwischen Stadt und Land bedeutend verringert und die Abgeschiedenheit, in welcher der Landedelmann lebte, gänzlich aufgehoben. Hundekoppel, die zum Vergnügen kleiner Districte gehalten wurden, waren so zu sagen öffentliches Eigenthum. Endlich wurde das Zusammenbringen der Hunde regelmäßig in den Zeitungen angezeigt.

Bei jeder Veränderung haben die Jäger der alten Schule

den gänzlichen Untergang der Fuchsjagden vorausgesagt. Straßen- und Canalanlagen beunruhigten unsere Väter sehr, und in unserer Zeit glaubten wir mit den Eisenbahnen das Ende aller Jagden gekommen, aber wir waren im Irrthume und sehen die Bahnen jetzt beinahe als ein wesentliches Erforderniß für eine gute Jagdgegend an.

Wenn man auf die Weise zurückblickt, in welcher die Fuchsjagd mit unseren Gewohnheiten aufgewachsen ist und die Zahl der Hundekoppeln, der Jäger und Jagdtage sich im gleichen Verhältnisse mit dem Reichthume und der Bevölkerung vergrößert hat, so kann man es nicht unterlassen, sich über die Einfalt zu wundern, mit der Mrs. Beecher Stowe, welche aus einem Lande kommt, wo man sich selten außer dem Hause ein Vergnügen macht, in ihren »Sonnigen Erinnerungen« erzählt, wie sie, als sie bei Lord John Russel in Richmond zu Mittag speiste und die Unterredung auf die Jagd kam, ihr Erstaunen ausdrückte, daß auf der Höhe englischer Civilisation dieses Ueberbleibsel aus dem Zustande der Wildheit bestehen bleiben konnte. Man lachte darüber und erzählte Geschichten von Fuchsjägern. Man hätte mit dem alten Gervase Markham antworten können: »Von allen Vergnügungen im Freien, womit die alte Zeit und menschliche Erfindung die Stunden der Erholung geschmückt hat, ist keine so köstlich als die Jagd, da sie, gleich einem guten Concerte, aus den besten Theilen der gesuchtesten Vergnügungen besteht, aus Musik, Tanzen, Laufen und Reiten.«

Mrs. Stowes berühmter Landsmann, Washington Irving, hatte eine andere Ansicht von unseren ländlichen

Vergnügungen, denn er sagt in seinem Skizzenbuche: »Die Vorliebe für's Landleben unter den höheren Classen der Engländer hat eine große und heilsame Wirkung auf den Nationalcharakter ausgeübt. Ich kenne keinen schöneren Menschenschlag als die englischen Edelleute; statt der Weichlichkeit und Zartheit, welche die höheren Stände in den meisten Ländern charakterisiren, zeigen diese eine Vereinigung von Eleganz und Kraft, Frische des Körpers und der Farbe, welche ich ihrer häufigen Bewegung in freier Luft zuschreiben möchte, wo sie so eifrig die kräftigenden Vergnügungen des Landlebens suchen und verfolgen.«

Vierzehntes Capitel.

Die wilden Ponies von Exmoor.

In England giebt es so wenige wilde Pferde, daß die folgende Beschreibung eines Besuches, den ich vor einigen Jahren im Monate September in Exmoor machte, doppelt interessiren möchte, seit Mr. Rarey eine kurze und leichte Methode gelehrt hat, mit dem Haupterzeugnisse jener wahrhaft wilden Region umzugehen.

Die Straße von South Molton nach Exmoor steigt allmälig über eine Reihe von Hügeln in der Weise, daß jedes Heruntersteigen, so steil auch der Weg sein mag, ein noch längeres, höheres Hinaufsteigen nach sich zieht, bis man die hohe Ebene von Exmoor erreicht hat. Die ersten sechs Meilen führen durch wirkliche Devonshirer Hohlwege, auf jeder Seite Erhöhungen mit Farrnkraut und Gras bedeckt und oben mit Bäumen und Büschen besetzt; meilenweit ging es zwischen Hecken von Haselstauden hin, die Nüsse in solchem Ueberflusse trugen, daß der, welcher nur gewohnt ist, die Nüsse an den Straßenecken dutzendweise verkaufen zu sehen, darüber erstaunen muß. Im Frühling und Sommer

geben wilde Blumen diesen Wild hütenden Hecken allen möglichen Farbenreiz; aber ein regnichter Herbst hatte jetzt zwischen dem reichen grünen Laube keine andere Farbe gelassen als hin und wieder eine Traube von den rothen Beeren der Eberesche.

So, durch Thal und Hügel, über kleine Gewässer, lustig bald bergab fahrend und nicht weniger lustig steile Abhänge hinaufklimmend, kamen wir auf einer Straße vorwärts, die so eben war, als ob sie unter besonderer Obhut und Sorge stände, einfach weil sie aus natürlichem Felsen bestand. Da wir sehr langsam an den Hügeln hinauffuhren, so machten wir nur sechs Meilen in der Stunde, wobei wir durch reiche Felder kamen, in denen fette Ochsen von der Devon-Race friedlich neben Schafen grasten, die gewiß nicht auf diesen Bergen gezogen waren. Einmal kamen wir an einem verlassenen Kupferbergwerke vorüber, welches, nachdem es viele Jahre im Betrieb gestanden hatte, zuletzt als erschöpft oder nicht einträglich genug neben den reichern Gruben von Cuba und Südaustralien verlassen worden war. Ein großer Schornstein, der sich über unbewohnte Häuser erhob, und eine Menge Kraut waren die einzigen Ueberbleibsel einstiger Größe, der Antheile, Dividenden und Unternehmer-Versprechungen.

Endlich fingen die Hecken an dünner zu werden. Buchen ersetzten die Haselstauden; die rauhere, kahlere Straße zeigte die Spuren, wo der Winterregen Furchen ausgespült hatte; und bei der Wendung um einen steilen Hügel sahen wir auf einer Seite das blau und braune Moor sich vor und über uns erstrecken, und auf der andern Seite unten lag,

gleich einer Landkarte, das fruchtbare Thal vor uns aufgerollt, verschieden in Farben, je nach den Gewächsen, durch Einzäunungen in den spitzesten und stumpfsten Winkeln durchschnitten. Unten sahen wir die Cultur von Jahrhunderten, oben stand nur die Runkelrübe, als größte Verbesserung des neuen Landbaues, unter dem Schutze neuer Hecken.

Ein Schlagbaum und Häuser in großen Zwischenräumen hatten bis dahin den Gedanken an Bevölkerung erhalten, aber jetzt war, so weit der Horizont sich ausdehnte, keine Wohnung zu erblicken, bis wir in einer Vertiefung an der Wendung der steilangehenden Straße ein niedriges weißes Pächterhaus von sehr bescheidenem Ansehen trafen, neben welchem wir einen großen Torfhaufen (aber kein Korn, keine Umzäunung voll Rindvieh) sahen, und welches auf einem großen Schilde mit hohen Buchstaben den prahlenden Titel »Zum Poltimorewappen« trug. Da unser Kutscher nicht die seinem Stande eigenthümliche Anlage zum Durst hatte, so prüften wir die Eigenschaften des einzigen Gast- und Wohnhauses auf Lord Poltimores Moorlandbesitzungen nicht, sondern ergriffen fortfahrend die Zügel, während unser Kutscher abstieg, um das Thor in einer dicken Stein- und Torfmauer zu öffnen. Wir fuhren hindurch, verließen Devon und betraten Somerset und die berühmte Exmoorbesitzung von 20,000 Acker Größ, begrenzt von einer 40 Meilen langen Mauer. Das Ziel unserer Reise lag vor uns!

Dieser Theil der Reise war sehr unerquicklich, obgleich das Wetter trotz der Gegend hell und klar war, und die

heiße Sonne die Nebel zerstreute und den rieselnden Regen, der sonst beständig auf Exmoor herabfällt, zurückhielt. Wir hatten nun den glatten, felsigen Weg verlassen und fuhren, wie es schien, längs des Bettes eines ausgetrockneten Stromes. So weit das Auge reichte, breitete sich das binsenbedeckte Moor aus, in der Ferne durch hohe, rundgewölbte Hügel begrenzt.

Gehörnte Schafe und rothe Devon-Ochsen erblickte man dünn zerstreut. Ungefähr zwei Meilen waren wir erträglich gefahren, als unser Kutscher unten im Thale auf einen Fleck zeigte, wo Haufen von Heu und Torf neben einigen steinernen Gebäuden lagen, und sagte: Da ist der Meierhof. Der erste Anblick war nicht ermuthigend, keine Schafstation in Australien kann trostloser aussehen, jedoch gewann der Hof bei genauerer Betrachtung. Die Wirkungen der Cultur waren an der Farbe der verschiedenen Felder zu sehen, die das Haus umgaben und die Zahl des grasenden Viehes zeigte, daß außergewöhnliche Mittel angewendet waren, die Weide zu verbessern.

Wir ritten auf Exmoor-Ponies nach Simon's Bath. Exmoor war vor 1818 das Eigenthum der Krone und an Sir Thomas Dyke Acland verpachtet, welcher Ländereien von ähnlicher Art dicht daneben besaß. Er benutzte diese wilde Weide (damals führten noch keine Wege hindurch), um Ponies und Exmoor-Schafe zu ziehen. Es sind keine Spuren vorhanden, daß seit der Römerzeit hier eine Bevölkerung lebte. Die Römer sollen Eisenbergwerke hier gehabt haben, die seit Kurzem wieder eröffnet sind.

Exmoor besteht aus einer 20,000 Acker großen, 1000

bis 1200 Fuß über der Meeresfläche gelegenen, von Thälern durchschnittenen wellenförmigen Hochebene, durch welche der Fluß Exe, der in einem dieser Thäler entspringt, und sein Nebenfluß Barle sich einen Schlangenweg gebrochen haben, recht wie ein Forellenfluß über und neben großen Steinen dahinrauschend und durch tiefe, stehende, ausgebreitete Stellen fließend, das Paradies eines Anglers! Wie in vielen ähnlichen Districten in den schottischen Hochlanden wird hier der Aufenthalt des Rothwildes Wald genannt, obgleich Bäume, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Anpflanzungen, eben so selten sind als Menschen. Nachdem ich den ganzen Tag mit einer Gesellschaft von Forschern geritten war, rief einer von ihnen plötzlich: Seht, dort ist ein Mann! Ein ähnlicher Ausruf entfuhr mir, als ich den ersten Baum erblickte, einen knorrigen Dorn, der einsam an der Seite des Thales stand. Die Seiten der tiefen Thäler, von denen einige etwa einen Acker enthalten, andere sich Meilen weit erstrecken, sind gewöhnlich mit grobem Heidekraut und Brombeerstauden bedeckt, die aus dem schwarzen oder rothen Boden hervorsprießen; an einigen Stellen bezeichnet eine grünere Farbe die Lage der Sümpfe, in denen der unvorsichtige Reiter versinkt und oft fast verschwindet. Diese Sümpfe entstehen durch Quellen, die durch einen festen Boden unterdrückt und verhindert werden, aus der Erde zu kommen, stehendes Wasser herbeiführen und zugleich Verwüstung verursachen und eine täuschende Vegetation hervorbringen. Sie sind selten tief und können gemeiniglich beseitigt werden, wenn man den Boden aufgräbt oder auf andere Weise das verstopfende Element entfernt und dadurch

die Erde wieder trocken legt. Backtorf wird in Exmoor häufig als Brennmaterial gebraucht. An anderen steilen Abhängen haben die Winterströme alle Erde weggewaschen und ganze Lawinen loser Steine in Rinnen zurückgelassen. Diese Rinnen bei einer Hirschjagd in schnellem Schritt hinunterzureiten, erfordert viel Unerschrockenheit; doch geschieht es und ist nicht so gefährlich, als es aussieht.

Exmoor mag für den, der an die wilden, öden Anblicke gewöhnt ist, nichts Seltsames haben; wer aber ländliche Scenen nur in den bestcultivirten Gegenden Englands kennt, oder noch nicht lange den beständigen Lärm Londons verlassen hat, wird etwas Eigenthümliches, Feierliches und Eindruckvolles in dem tiefen Schweigen finden. Wenn Pferde, die auf dem Moor erzogen sind, sich selbst überlassen bleiben, so finden sie bald ihren Weg durch Sümpfe und Morast, schreiten leicht über trockene Flächen natürlicher Wiesen, kriechen sicher die schroffen Abhänge hinunter und erklimmen ohne Gefahr die steilen Anhöhen, plätschern, ohne einen Augenblick zu zögern, durch die Furthen der Forellenflüsse, die durch den Regen angeschwollen sind, und gehen auf dem von den Schafen getretenen, mit losen Steinen gefüllten Wege, ohne zu straucheln, so daß man vollkommen frei ist, um die Eindrücke auf sich wirken zu lassen, den sich windenden Thälern zu folgen und den reichen braunen und rothen Pflanzenwuchs zu studiren.

Als wir über eine große braune Ebene mitten auf dem Moor ritten, mit einem tiefen Thale zu unserer Linken, hielt unser junger, scharfsichtiger Führer plötzlich die Hand in die Höhe und flüsterte: »Reiten Sie zu, ohne da-

von Notiz zu nehmen, dort ist das Wild.« Ein großer rother Hirsch, der auf dem braunen Grase gelegen hatte, war hoch geworden und blickte auf unsere Gesellschaft, zu zahlreich und zu glänzend bekleidet, um Hirten zu sein, die er wohl unbeachtet gelassen haben würde. Hinter ihm drängten sich vier Hirschkühe und ein Hirschkalb. Sie standen einige Minuten ganz still und beobachteten unsere Bewegungen, als wir versuchten, uns ihnen in enger werdenden Kreisen zu nähern. Dann zog der Hirsch mit stattlichen, leichten, langsamen Schritten davon, beständig zurückblickend. Die Hirschkühe gingen vor ihm her, sie erreichten den Rand des Thales und verschwanden. Wir ritten rasch nach und fanden, daß sie den langsamen Rückzug mit einer schnellen Flucht vertauscht hatten, jedes kleine oder gefährliche Hinderniß mit einem Anstande, einer Leichtigkeit und Schnelligkeit überspringend, daß es eine Freude war, solches anzusehen. In unglaublich kurzer Zeit waren sie durch wellenförmige Erhöhungen auf dem anscheinend flachen Moore unsern Blicken entzogen. Diese Thiere waren von den wenigen Herden, die noch in dem Walde sich vorfinden. In kurzer Zeit wird das Wild auf Exmoor nur noch in der Sage leben, und die Jagd, die man dort bis zur Zeit der Königin Elisabeth zurückverfolgen kann, wird ganz aufhören. Ein kaum weniger interessanter Anblick, als das Wild, war eine weiße Ponystute mit ihren Nachkommen, einem noch saugenden Füllen, einem jährigen und einem zweijährigen Pferde, die wir im Balethale antrafen. Das zweijährige Thier hatte sich beim Weiden entfernt, bis es, vom Klatschen unserer Peitschen und dem

Wiehern seiner Alten beunruhigt, laut wiehernd eine tiefe Rinne in höchster Eile hinunter eilte. So lernen diese Ponies ihre Schnelligkeit und Sicherheit.

Ein District, wie wir ihn durchritten hatten, gänzlich wild, ohne Einzäunungen oder Straßen, war es, der in die Hände des Vaters des jetzigen Besitzers kam. Er baute eine Mauer von vierzig Meilen darum, legte Straßen an, behielt einen Pachthof zu seinem eigenen Gebrauche in Simon's Bath, führte Hochländer Rindvieh ein und setzte einen bedeutenden Preis auf die Verbesserung der heimischen Ponyrace und die Zucht großer Pferde. Diese Verbesserungen, wofür 300,000 Pfund ausgegeben wurden, brachten keinen Nutzen, und es ist sehr zweifelhaft, ob beträchtliche Verbesserungen mit Erfolg hätten durchgeführt werden können, wenn nicht die Eisenbahnen bessere Märkte in den Bereich des Districtes gebracht hätten.

Kommt man aus einem Theile des Landes, wo Ponies nur von alten Damen oder kleinen Kindern geritten werden und wo ein wohlgestaltetes Pferd, je mehr es die Höhe von 16 Spannen erreicht, um so lieber genommen wird, so ist das erste Gefühl, welches man hat, wenn man ein rauhes, kleines, ungeputztes, kaum 12 Spannen (4 Fuß) hohes Thier frisch vom Moore besteigt, das des Lächerlichen. Es schien, als ob bei dem geringsten Anlasse der Reiter über den Kopf des Pferdes wegfliegen würde. Aber wir sahen bald ein, daß der heimische Pony in manchen nützlichen Eigenschaften nicht durch Thiere von bedeutender Größe und großen Prätensionen übertroffen wird.

Von dem Meierhofe bis Simons Bath ist die Straße,

(ungefähr 3 Meilen) welche durch die Mitte von Exmoor führt, so wie alle anderen Wege in diesem äußerst patriarchalischen Lande vom Vater des jetzigen Besitzers, F. Knight Esq., von Wolverley-House in Worcestershire, Parlamentsmitglied für Worcestershire, gebaut. Im Verlaufe eines beträchtlichen Theils des Weges ist das wilde Moorland von der höchsten Cultur nur durch die Fahrstraße getrennt.

Endlich, als wir einen steilen Hügel hinunter kamen, hatten wir einen Anblick, wie ihn Exmoor und seine verwandten Districte in Norddevon öfters liefern: eine tiefe Schlucht, in deren Grunde ein Forellenfluß hinrollte, murmelnd und plätschernd und sich um große Massen von weißem Spath herumwindend. Die fernern Ufer breiteten sich bald in natürliche Wiesen aus, wo rothes Rindvieh und wilde Ponies grasten, und erhoben sich bald zu steilen Höhen. Auf einer Stelle, wo beide Seiten schroff anstiegen, war die gegenüberliegende mit einer Pflanzung, etwas Unterholz, aber keinen Bäumen, die durch ihre Größe den Namen Holz verdient hätten, bedeckt. Dieses ist ein berühmter Ort in den Annalen der hohen Jagd, die bald der Vergangenheit angehören wird, der Hirschjagd. In diesem Holze wurde mehr als einmal der rothe Monarch von Exmoor aufgejagt und setzte über die Ebene drüben unter dem aufgeregten Rufen der Jäger und dem tiefen Bellen der Hunde, die, der frischen Fährte folgend, den steilen Hügel hinaneilten. An diesem Tage aber war kein gejagter Hirsch zu sehen, und so trabten wir auf unsern rauhen, sichergehenden Pferden unter einer so glühenden Sonne, wie sie nicht oft im Herbste auf Exmoor scheint, dahin, einer Sonne, die auf dem fließenden

Wasser funkelte, einen goldenen Schein auf die welken Farben der Blätter und des Krautes warf und tiefe Schatten unter den weißen, überhängenden Felsen verursachte.

Dann kamen wir zu dem tiefen Becken, welches Simons Bath den Namen giebt, in welchem sich irgend ein unglücklicher Mann dieses Namens zu der Zeit, als es hier noch mehr Wild als Schafe gab, aus Liebe oder aus Wahnsinn, oder aus beiden Ursachen zugleich ertränkte. Hier waren Einzäunungen als Zeichen von Wohnungen und Cultur zu sehen. Eine roh gearbeitete alte Brücke mit zwei Bogen von verschiedener Wölbung, mit Rasen bedeckt, ohne Brustwehr, führt über den Strom zu einem kleinen Hause, von dem Vater Mr. Knights zu seiner eignen Wohnung bis zur Vollendung eines größern Wohnhauses gebaut, von welchem jedoch die Mauern eines unfertigen Flügels wie ein zerstörtes Schloß aus einem Haine von Bäumen und Ziersträuchern hervorragen.

Eine Reihe sanfter Abhänge, Pflanzungen, ein sich schlängelnder vollfließender Bach scheinen nur ein passendes Gebäude und die Hand eines Kunstgärtners zu verlangen, um bei verhältnißmäßig geringen Kosten einen Aufenthalt herzustellen, der an romantischer Schönheit nicht seines Gleichen hätte. Wir ritten über den Bach, nicht über die Brücke, sondern durch die Furth, und das zerstreut liegende Dorf Simons Bath passirend, gelangten wir nach dem Felde, wo der Tattersall des Westens die wilden und zahmen, auf dem Moor gezogenen Pferde verkaufen wollte. Es war ein 10½ Acker großes Feld, dessen oberer Theil verhältnißmäßig flach war, dessen steiler Abhang in der Mitte

aber durch einen Steinbruch unterbrochen wurde; die ganze Seite des Hügels war mit großen Granitfelsen besäet. Am Fuße floß ein Arm des Baches, den wir auf unserm Wege überschritten hatten. Eine dicke, aber, wie sich zeigte, doch nicht hinlänglich hohe Mauer umgab das ganze Feld. Auf dem oberen Theile war eine Art doppelter Umzäunung mit einem Thore an jeder Seite, über 5 Fuß hoch, von Latten aufgeschlagen. In die erste dieser Umzäunungen waren durch kluge Maßregeln alle Ponies, wilde und zahme, hineingetrieben. Als der Verkauf begann, mußten die Hirten je zwei von der Heerde trennen und vor den Auctionator bringen. Rund umher drängten sich eine Menge Zuschauer aus allen Ständen, Edelleute und Prediger, Roßhändler und Pächter, aus Northhamptonshire und Lincolnshire sowohl als aus Süddevon und der unmittelbaren Nachbarschaft. Diese Ponies sind das Resultat von Kreuzungen, die vor Jahren mit arabischen, Dongolapferden, Vollbluthengsten und der heimischen Race von Exmoor gemacht sind, und seitdem ist von Jahr zu Jahr die äußerste Sorgfalt auf die Wahl der Hengste und Stuten zur Zucht verwandt worden, um die größtmöglichste Vollkommenheit zu erzielen. Das eigentliche Exmoorpferd wird selten über zwölf Spannen hoch und hat einen wohlgeformten Kopf mit sehr kleinen Ohren, aber die dicken runden Schultern, die allen wilden Pferden eigen sind, und welche besonders tauglich scheinen, die Härte des Wetters zu ertragen; der ganze Körper ist rund, fest und mit starken Rippen versehen. Das Exmoorpferd hat sehr gute Sprunggelenke und kräftige Schenkel, die Beine sind schlank, flach und rein, die Muskeln sehr entwickelt durch

ihr frühes Auf- und Niederlaufen an den steilen Abhängen, wenn sie ihrer Mutter folgen.

Bei etwa vierzig Paaren waren die Hauptfarben röthlich, braun und grau; kastanienbraun und schwarz sind seltener und bei den Landleuten auch nicht beliebt. Manche dieser Leute schienen zu meinen, daß die ursprüngliche Race durch die gemachten Bemühungen, sie zu verbessern, verdorben wäre, eine Meinung, die wir nicht theilen konnten, nachdem wir einige der besten Exemplare besehen hatten, denen dadurch ein vollblutähnlicher Kopf und vergrößerte Gestalt gegeben war, ohne irgend eine Verringerung der Ausdauer des Exmoorpferdes.

Der Verkauf war ein großes Vergnügen. Auf Stangen der Umzäunung sitzend, hatten wir die ganze Scene vor uns. Der Auctionator war etwas heiser, wie natürlich; die Ponies, wild in der ersten Umzäunung umherlaufend, waren nur schwer in Paare zu sondern und in den Verkaufsplatz zu bringen; wenn sie endlich durch das offne Thor gebracht waren, eilten sie fort und beschrieben im Laufen Kreise mit aufgerichtetem Schweif und stehender Mähne, die in Astley's Circus den größten Beifall gefunden hätten. Dann war die Schwierigkeit, zu unterscheiden, ob das weiße Zeichen an des Thieres Schenkel eine 8, eine 5 oder eine 3 war. Statt des regelrechten Vorreitens bei Tattersall genügte hier die Bewegung einer Mütze, um die tollsten Capriolen hervorzubringen. Sehr hübsch war eine kleine Stute mit einem späten Füllen, etwa von der Größe eines Hühnerhundes. Als der Verkauf vorüber war, folgte eine ergötzliche Scene; Jeder, der einen Pony gekauft hätte, wünschte

ihn zu fangen. Um den Raum frei zu halten, wurde jedes Paar, sobald es verkauft war, ins Feld hinausgelassen, wo sie eben so wild wie Hirsche sich benahmen. Eine vereinte Gesellschaft von Ponyfängern, von dem Hauptthelden des Districts, einem adlernasigen, frischfarbigen, leidlichen Don Juan. angeführt, stand bereit, gemiethet zu werden für den billigen Preis von sechs Pence für jeden einzelnen Pony, der gefangen und abgeliefert wurde. Einer trug ein Bündel neuer Halftern; die andern, durch reichlich gespendetes Bier warm gemacht, schienen wie »Hunde, die aufs Commando warten,« zu stehen, eben so sehr durch die Lust als durch die Hoffnung auf den Verdienst angeregt. Als der Befehl gegeben war, wurde zuerst eine Herde in dem niedrigsten Theile des Feldes in einen dichten Haufen zusammengedrängt. Das röthliche, graue oder braune Thier, das von dieser Stunde an zu beständiger Sklaverei verdammt und aus seinen vaterländischen Hügeln verbannt war, wurde von dem ängstlichen, zitternden Käufer bezeichnet. Drei starke Burschen krochen katzengleich zwischen den Haufen, sich hinter zahmen Karrenpferden verbergend; auf ein gegenseitiges Zeichen stürzten sie sich auf das bezeichnete Thier; zwei, von denen einer eine Halfter hielt, versuchten jeder einen Arm um den Hals des Thieres zu werfen und mit der andern Hand seine Nüstern zu fassen, während der eifrige dritte sich an den Schwanz hing und das arme Pferd aus dem Gleichgewichte zu bringen suchte. Oft schlug der erste Versuch fehl, denn mit einem wilden Satze kam das Pferd aus dem ganzen Haufen heraus und mit wehender Mähne und fliegendem Schweife flog es über das Feld

dahin, so daß die Arbeit von Neuem begonnen werden mußte. Zuweilen aber gelang schon der erste Versuch, und man sah Pony und Ponyfänger zusammen auf die Erde rollen, das Pferd schreiend, schnaubend und mit den Vorderfüßen schlagend, die Männer festhaltend wie die Lapithen und Centauren, so daß es unbegreiflich ist, wie sie ohne zerbrochene Beine oder Rippen davonkamen. Bei einer Gelegenheit stürzte ein schöner brauner Hengst fort, an seiner Mähne zwei kräftige Burschen mitreißend; sich bäumend und mit den Vorderfüßen schlagend, sprang er einen Abhang zwischen den großen Felsstücken hinunter, von den ermunternden Zurufen der Zuschauer begleitet; einen Augenblick war der Kampf zweifelhaft, so zäh waren die Sehnen und so fest der Griff Davy's, des Pferdebändigers, aber das tiefe Ufer des Baches, welches der Hengst ohne Zögern hinuntersprang, war zu viel für menschliche Kraftanstrengung; in einem Augenblicke stürzten alle in den Bach, aber der Hengst, zuerst wieder auf den Füßen, sprang das entgegengesetzte Ufer hinauf und wieherte in kurzem Triumphe. Nach einer Reihe solcher Kämpfe, die wohl des Studiums eines Künstlers werth gewesen wären, der nicht mit den blassen Abbildungen in Marmor oder Gyps zufrieden ist, wurde die Schwierigkeit, den schnaubenden Rossen beizukommen, die an Muth und wohl auch an Größe denen, die den Wagen Boadicea's zogen, nicht nachstanden, geringer, indem alle, die noch nicht eingefangen waren, in die Umzäunung zurückgetrieben und hier nicht ohne wüthende Kämpfe nach einander gefesselt wurden.

Doch selbst, wenn die Halfter angelegt war, endete der

Kampf noch nicht. Einige wollten nicht von der Stelle, andere rannten mit rasender Eile vorwärts. Ein ehrwürdiger alter Mann mit grauen Strümpfen und Kniehosen verlor sein Thier in weniger Zeit wieder, als er gebrauchte, das Geld aus seiner zugeknüpften Börse zu nehmen. Doch war bei allen diesen Kämpfen wenig böser Wille, es war bloße Furcht von den Ponies, daß sie sich so widersetzten. Einige Tage Einsperrung in eine Scheune, einige Mohrrüben mit etwas Salz und freundliche Behandlung bringen das wildeste drei Jahre alte Pferd zur Folgsamkeit. Wenn sie älter sind, sind sie schwieriger zu behandeln. Es war ein hübscher Anblick, sie so wegführen zu sehen, durch den Bach plätschernd, gefangen zwar, aber doch noch nicht unterworfen.

Im Laufe des Abends übersprang ein kleiner kastanienbrauner Hengst, kaum vier Fuß hoch, ohne Anlauf die Lattenumzäunung von über fünf Fuß Höhe, so daß seine Hinterfüße eben die oberste Latte berührten.

Wir hatten gehofft, diesen Tag einen wilden Hirsch zu jagen, aber die Hunde waren an der andern Seite des Reviers. Dennoch hatten wir einige Rennen mit einer zusammengerafften Koppel Windhunde nach einigen derben Moorlandhasen. Die vornehme Schule, die eine so genaue Beschreibung der Röcke, Westen und Beinkleider giebt und die behauptet, ohne passendes Aeußere, das aber nur für Jemand mit 10,000 Pfd. Strl. Renten anzuschaffen und zu erhalten möglich ist, gäbe es keine ordentliche Jagd, würde die ganze Sache höchst verächtlich betrachtet haben. Wir standen um fünf Uhr Morgens auf und jagten das

Häschen mit sechs Paar Hunden, die höchst melodisch bellten, selbst aus dem Lager, statt einen Jungen zu bezahlen, der es aufjagen mußte. Als wir es laufen sahen, sprengten wir über das krause braune Moor und über feuchte Moräste in wahnsinnigem Vergnügen mit verhängten Zügeln hinterher, bis wir am Rande eines tief eingeschnittenen Thales plötzlich anhielten. Dann, als der alte gelbe Southerner markirte und unser junger Wirth ihn mit dem Zurufe: »Horch, vorwärts!« ermuthigte, war es ein Vergnügen, den Jagdruf und das Bellen von der entgegengesetzten Klippe wiederhallen zu hören: und als die kleine Koppel mit vollem Lärm das Rennen wieder aufnahm und die steile Höhe hinanstürzte, als unser junge, auf diesen Hügeln erzogene Jäger die Thäler hinunterjagte und wir aus Instinct, von der unbestimmten Idee geleitet, daß, was Einer könnte, auch der Andere vermöchte, indeß nicht ohne Furcht vor den Folgen eines Falles nachjagten, war dies anregend und belustigend. So, mit neuen Erfahrungen, neuen Ideen und frischer Gesundheit ausgerüstet, sagte ich nach einer Woche Aufenthalt in freier Luft meinem gütigen Wirthe und dem romantischen Exmoor Lebewohl.

Nachschrift.

Des Jägers Gesundheit.

Ohne Gesundheit kann man kein Jagdvergnügen genießen. Ein Mann verlangt beim Beginn der Jagd oft mehr Pflege als sein Pferd, besonders wenn er eine sitzende Lebensweise führte und im Sommer nicht viel ritt oder fuhr. Die beste Weise sich vorzubereiten bleibt immer, viel zu reiten oder zu gehen. Ich erinnere mich, daß als vor einigen Jahren eine geistige Beschäftigung mich 3 Monate lang nicht hatte zum Reiten kommen lassen, ich, zum Glück wohlberitten, nach Northamptonshire ging und die Hunde, nachdem ich meinen Sitz im Wagen kaum seit fünf Minuten mit dem Sattel vertauscht hatte, losgelassen wurden und dahin stürmten. Wir waren, ohne anzuhalten, 35 Minuten scharf geritten, als ich, fast schwarz im Gesichte und kaum fähig, mich auf dem Pferde zu halten, während des ganzen übrigen Jagens zurück bleiben mußte. Ich erholte mich von dieser plötzlichen Anstrengung in vielen

Tagen nicht. Die, welche aus der Uebung gekommen sind, thun viel besser, nach dem Jagd-Rendezvous zu reiten als zu fahren. Wenn man aus dem Stadt- zum Landleben übergeht, so kommen durch das frühere Aufstehen, die schwereren Speisen — die Folgen der frischen Luft und der Bewegung — die Verdauungsorgane leicht in Unordnung. Es ist dabei gut, milde Verdauungspillen bei sich zu führen, starke Arzneimittel schaden sowohl Menschen als Pferden.

Eins der besten Mittel für die Gesundheit und zur Stärkung der Lebensgeister eines scharf reitenden Mannes ist das Sitzbad, welches, Morgens und Abends nach Belie-



Sitz-Bad.

ben kalt oder lauwarm genommen, vortheilhaftere Wirkungen auf den ganzen Körper äußert, als ein wirkliches Bad. Es kräftigt die Muskeln, stärkt die Nerven und hält die

Verdauungsorgane in Ordnung. Sitzbadapparate werden von Zink gemacht und lassen sich transportiren; aber auf dem Lande kann man sich auch eines mit Wasser gefüllten Zubers bedienen.

Wenn man diese Bäder nimmt, so ist es wesentlich, daß die nicht im Wasser befindlichen Körpertheile warm und behaglich sind. Deshalb muß man bei kaltem Wetter warme Strümpfe anziehen und Körper und Gefäß mit einem Poncho bedecken, durch dessen Ausschnitt man den Kopf stecken kann. In Ermangelung eines Poncho kann man auch einen Plaid oder eine wollene Decke nehmen, bei warmem Wetter aber ein Laken. Wenn man mit lauwarmem Wasser anfängt, so kann man bald auch kaltes vertragen, denn die Kälte verschwindet nach dem ersten Schrecken. Das Wasser darf jedoch nie bis über die Hüften reichen. Die Dauer eines Sitzbades ist zwischen 10 und 20 Minuten, nicht länger, während deren man lesen oder rauchen kann, doch in diesem Falle muß man Aermel tragen, denn es ist wesentlich, daß der ganze Körper bedeckt bleibe. Ich trinke oft eine Tasse Kaffee im Bade und erspare so die Zeit des Frühstücks. Auf der Abbildung ist die Decke zurückgeschlagen, um die rechte Stellung zu zeigen.

Das heiße Luft- oder indische Bad.

Bei einer Erkältung, oder wenn man einige Pfunde abschwitzen müßte, besonders aber nach einem harten Falle ist kein Bad so einfach und so wirksam als das indische Bad.

Es wird mit einem einfachen Küchenstuhl mit hölzernem Sitze, einigen wollenen Decken, einer blechernen Schale und einem Glase Spiritus hergerichtet.

Man stellt den Stuhl an einen passenden Ort im Schlafzimmer, welches vorher geheizt sein muß, setzt unter den Stuhl eine flache Blechschale oder einen feuerfesten Apothekertiegel mit Spiritus gefüllt, legt auf den Sitz, der sehr heiß zu werden pflegt, zusammengefalteten Flanell und läßt sich den Badenden nur halb angekleidet darauf setzen; auf die Knie nimmt derselbe ein kleines Becken mit einem Schwamm und kaltem Wasser. Dann nehme man vier dicke wollene Decken und lege sie nach allen vier Seiten über den Sitzenden, so daß er sich in einem wollenen Zelte befindet, den Kopf umhülle man mit Wolle oder Seide, und wenn der Badende kalt oder frostig ist, so stelle man seine Füße in warmes Wasser oder lege einen erhitzten, in Flanell gewickelten Stein unter dieselben. Dann zünde man den Weingeist an, was bald ein treffliches heißes Luftbad hervorbringen wird. Wenn der Badende dann kaltes Wasser trinkt, so wird das die Transpiration sehr befördern; sollte die Luft unerträglich heiß werden, so lange die Haut trocken ist, so kann er sich die Brust mit dem Schwamme benetzen.

Wenn die Tropfen gleich Regen vom Gesichte rollen und man hält das Bad für hinreichend, so legt der Badende die feuchten Kleidungsstücke ab, man wickelt ihn in eine vorher recht durchwärmte wollene Decke und bringt ihn ins Bett. Nach 5 — 10 Minuten kann man die Decke wegnehmen, dem Patienten durchwärmte Wäsche geben, ihn Weißweinmolken trinken lassen, und er wird ganz behaglich einschlafen.

Dieses Bad kann auch mit großem Erfolge angewendet werden, wenn ein Kranker sich zu schlecht befindet, um in



Indisches Bad.

ein warmes Bad gebracht werden zu können. Ich habe bewunderns würdige Resultate desselben bei einem Herrn gesehen, der mit dem Pferde gestürzt und unter dasselbe gekommen war.

Es kann auch an solchen Orten, wo ein warmes Bad unmöglich herzustellen wäre, in wenigen Minuten bereitet werden.

Auf der Abbildung ist die Decke zurückgeschlagen, um die Vorbereitung zu zeigen; irrthümlich ist aber der Kopf darauf unbedeckt dargestellt.

